gr. 607 f
7 4,2

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie, und jezt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle,

Leben und Schicksale,

von ihm selbst beschrieben.

Vierten Theils zweite Abtheilung,

welche

die Fortsetzung

von

dessen Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich enthält.

Leipzig,
in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie, und jezt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle,

Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen

während

des Feldzugs gegen Frankreich.

Zweiten Theils zweite Abtheilung.

Leipzig,
in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Conciergerie zu Dijon. Teufeleyen eines Pfaffen.

In solchem Wasser fängt man solche Fische — dieß Sprichwort sezte ich mir so auseinander, daß ich bald wieder Muth faßte, mich in meine Lage fügte, und gleich darauf Lust bekam, die Beschaffenheit meines Aufenthalts und meiner Mitgefangenen näher zu untersuchen.

Die Conciergerie — von Alters her ein Parlaments-Gefängniß — war geräumig genug, eine große Menge Delinquenten aufzunehmen. Sie enthielt vier große Höfe, rundum mit hohen festen Gebäuden umgeben; und in diesen waren die Cachots, oder die Behältnisse der Gefangenen. Die Höfe selbst hatten viel Raum, auch Baumgänge, und unter diesen — Bänke zum Hinsetzen.

Die Behältnisse der Gefangenen waren am Tage nicht verschlossen, und die Gefangenen hatten alle Freyheit, herum zu gehen und zu machen, was sie wollten. Ich habe sogar bemerkt, daß man ihnen den Gebrauch der Messer erlaubte. So z. B. schusterten hier zwey Schuster für einen Meister in der Stadt, und führten alle Geräthschaften, wie jeder andere Schuster.

Wenn es Abends dunkel ward, mußten die Gefangenen in ihre Behältnisse, aber Simon, der Aufwärter, vergaß oft das Einschließen, oder er ließ sich leicht erbitten, die Thüre nur einzuhängen: und dann konnte man heraus in den Hof, so oft und so lange, als man wollte. Dieses war uns allen willkommen: denn die damalige gewaltige Hitze machte, daß man die Kühle der Nacht gern im Freyen genoß. — Das Lager der Gefangenen waren Strohsäcke und Friesdecken, welche man aber damals wegen der Hitze nicht leiden konnte.

In dem Hofe, worin ich saß, saßen noch ohngefähr 40 Mann, von welchen einige verurtheilt waren, nach Toulon gebracht und da auf eine bestimmte Zeit verwahrt zu werden. Unter diesen Leuten befanden sich viele grobe Verbrecher, und keiner schien mir, wie sie dieß sogar selbst einräumten, seine Strafe nicht verdient zu haben. Drey

von ihnen waren auf zehn Jahre zum Arrest verdammt, weil sie die Republik bey der Pferdelieferung äußerst betrogen hatten. Sie hatten nämlich Pferde im Lande selbst aufgekauft, und eben diese Pferde hernach bey der Armee als ausländische sehr theuer wieder angebracht. Einen deutschen Müller von Bitsch fand ich da auch, welcher eine Menge Getraide, welches ihm von der Nation zum Mahlen anvertraut war, an die Preußen verhandelt hatte. Ein Volontär hatte seine Kameraden bestohlen: ein andrer Volontär hatte sich durch einen falschen Taufschein älter gemacht, als er war u. s. f. Alle diese Leute sollten nach Toulon gebracht werden.

Unter den Gefangnen zog besondres einer meine Aufmerksamkeit auf sich, sowohl wegen seiner feinen Bildung, als insbesondere wegen seiner guten Sprache. Ich ward bald mit ihm bekannt, und brachte ihn dazu, daß er mir seine Begebenheiten erzählte. Sie haben mir interessant geschienen, und vielleicht wird es dem Leser nicht misfallen, wenn ich ihn hier selbst erzählen lasse.

„Ich bin, sagte er, aus Troyes gebürtig. Mein Vater lebt noch, und ist Chirurgus in dieser Stadt. Weil er viel Vermögen hatte, so ließ er mir eine anständige Erziehung geben, und sparte keine Kosten. Er lehrte mich auch seine Kunst,

aber den übrigen Unterricht vertraute er einem jungen Geistlichen, welcher bey uns viel galt, und selbst bey dem Bischof gut gelitten war. Dieser Mensch gab sich alle Mühe, lehrte mich ein wenig Latein, so viel ich nämlich zu meinem Gewerbe brauchte, und gab mir im Französischen, welches er in hohem Grade schön sprach und schrieb, vortreflichen Unterricht. Vater und Mutter trugen den Geistlichen, der so für ihren Sohn sorgte, auf den Händen, mußten ihm aber das wenige Lehrgeld, das er foderte, beynahe aufdringen. Endlich zog er gar in unser Haus, und ich mußte bey ihm auf einer Stube wohnen. Hier aber offenbarte sich der Schändliche: er muthete mir Dinge zu, von denen ich gar keinen Begriff hatte, und es gelang ihm, mich unerfahrnen Knaben bald in seine Schlinge zu ziehen, und mich zum widernatürlichen Werkzeuge seiner Begierden zu gebrauchen. Ich und der Schwächling waren endlich Ein Herz und Eine Seele, und es vergingen mehrere Jahre in diesem schmuzigen Umgang. Ich wuchs indessen heran, und mein Vater schickte mich, so sehr sich auch mein Lehrer dawider sezte, nach Paris, um mich daselbst in meiner Kunst festzusezen. Mein Lehrmeister begleitete mich bis Rheims, und in dieser Stadt genoß er zum leztenmal meiner Person. Mit Thränen schieden wir auseinander.

Zu Paris kam ich in große Bekanntschaften und bekam bald Licht über den Umgang mit meinem Lehrmeister: denn solche Abscheulichkeiten sind auch in Paris nichts neues und seltenes; und besonders standen die Geistlichen in Verdacht, rechte Meister in der Kunst zu seyn, die man branler l'épine nennt. In Deutschland mag man vielleicht davon nichts wissen.

O ja, fiel ich ihm ins Wort: in Berlin soll es sogar eine Gesellschaft gegeben haben, die dieses Handwerk gleichsam öffentlich trieb: man nannte sie die warmen Brüder *).

Er fuhr fort: Mein Verführer schrieb mir von Zeit zu Zeit die zärtlichsten Briefe, wie sie nur immer ein schwärmerischer Liebhaber an sein Mädchen schreiben kann, aber ich beantwortete dieselben anfangs ganz kalt, und endlich gar nicht mehr: denn er war mir verhaßt geworden, nachdem mir ein verständiger und tugendhafter Mann zu Paris die ganze Schändlichkeit einer solchen infamen Verbindung erklärt hatte. Ich vollendete meinen chirurgischen Kursus zu Paris, und kehrte nach Troyes zurük. Mein Vater war mit mir außerordentlich zufrieden, und foderte, daß ich meinem alten Lehrer, welcher inzwischen durch

*) Bahrdt's Lebensbeschreibung B. III.

Vorspruch des Bischofs eine sehr einträgliche Pfarre erhalten hatte, meine Zurückkunft melden sollte.

Ich that dieses, aber in lauter zurückhaltenden, kalten Ausdrücken. Einige Tage hernach — die Pfarre war nur acht Meilen von Troyes — erhielt ich den artigsten Brief von dem Pfarrer. Er meldete mir darin, daß er sich freue, eine Gelegenheit zu haben, mir zu dienen: der Chirurgus seines Pfarrdorfs käme weg, er wollte mich vorschlagen, und hoffe, durch das Ansehen, worin er bey seinem Grafen stünde, diesen Posten für mich zu erhalten: er könnte ohne mich nicht leben u. s. w.

Mein Vater, der von unserer nähern Verbindung nichts wußte, war außer sich vor Freude, daß ich schon versorgt werden sollte, und ergoß sich in Lobeserhebungen meines Verführers, den er als den besten Freund seiner Familie, und als den größten Wohlthäter seines Sohnes ansah. Ich mußte also nach dem Orte meiner künftigen Bestimmung, und wurde von dem Pfarrer aufs freundschaftlichste und zärtlichste empfangen. Er stellte mich dem Grafen vor, und da ich diesem nicht misfiel, so ward ich Chirurgus des Ortes. Der Pfarrer nahm mich in sein Haus, welches ich ungern zugab, ich zog aber nach einigen Wochen schon wieder aus, weil ich oft des Nachts zu

Patienten gerufen wurde, und den Pfarrer nicht stören mochte. Ich kann dem Pfarrer nicht nachsagen, daß er um diese Zeit mir die Fortsetzung seines infamen Kommerzes angetragen hätte, womit ich auch sehr zufrieden war: denn ich hatte mir fest vorgenommen, das schmutzige Geschäft durchaus nicht mehr zu treiben.

Inzwischen, eine Stunde von meinem Wohnorte, war ich mit einem hübschen Mädchen bekannt geworden, und fieng an, dieser die Kour zu machen. Ich fand eben keinen großen Widerstand, als ich mich zu einer Heirath erklärte. Ich gab meinem Vater davon Nachricht, und dieser gestattete mir seine Einwilligung um so lieber, da er den Vater des Mädchens kannte. Aber mein Herr Pfarrer erfuhr meine Liebschaft, und gerieth darüber in den heftigsten Zorn. Er machte mir Vorwürfe, sprach von Untreue und vergaß sich so sehr, daß er vor mir endlich auf die Kniee fiel, und mich um alles in der Welt bath, meine Verbindung aufzugeben. Ich wußte nicht, was ich zu so einem rasenden Vorfall denken und sagen sollte, war aber fest entschlossen, ihn und seine Bitte nicht weiter zu beachten.

Von dieser Zeit an gab sich der Pfarrer alle Mühe, meine Heirath zu hintertreiben. Er schrieb meinem Vater, und machte ihm schlimme Beschrei-

bungen von meiner Braut; dieser aber erkannte bald, daß Neid oder des Etwas die Feder geführt hatte. Bald auch suchte er mich bey meinem Schwiegervater anzuschwärzen, aber auch hier schlugen seine Kabalen fehl. Kurz, ich heirathete das Mädchen, und lebte glüklich und ruhig.

Indessen brach die Revolution aus: der Pfarrer schwur den Nationaleid, und blieb im Besitz seines Amtes. Ich erhielt eine Stelle auf der neuen Municipalität, und der Pfarrer, welcher seit meiner Verheirathung mich keines Blicks gewürdiget hatte, kam nun wieder zu mir, und wir waren wieder Freunde.

Bald hernach wurde der öffentliche Gottesdienst verboten, und die Ausleerung der Kirchen anbefohlen. Unsre Kirche hatte also auch das Schicksal, daß sie völlig ausgeleert, und endlich niedergerissen wurde. Nichts blieb stehen, als der Thurm wegen der Schlaguhr. Der Pfarrer gab kurz darauf vor, daß er ein Geschäft in Metz hätte, und bath mich, ihn zu begleiten. Ich that dieses, und in Metz gebrauchte er mich, einiges Gold und Silber, welches er der Kirche entwendet hatte, an Juden zu verkaufen. Man muß nämlich wissen, daß unsre Kirche hatte sollen bestohlen worden seyn zu der Zeit, da der Gottesdienst verboten wurde. Ich machte ihm aber dennoch Vorstellun-

gen über den Verkauf, und bath ihn, so was nicht zu thun, da das Gesez über diesen Punkt so ausdrücklich und so scharf sey. Aber er machte mich bald sicher, und ich verkaufte weiter.

Auf unsrer Zurückreise giengen wir wegen des schönen Wetters zu Fuße, machten kleine Tagreisen, und waren sehr vergnügt. Der Pfarrer versprach mir auch einen guten Theil des aus den Kirchengefäßen gelösten Geldes. Es mogten ohngefähr 600 Livres seyn.

Eines Tages mußten wir durch einen Wald, und der Pfarrer ermahnte mich, eine Flasche Wein einzustecken, wie er auch gethan hätte, weil wir wenigstens in 6 Stunden kein Dorf erreichen würden. Der Pfarrer liebte den Wein sehr, und ich auch. Wir hatten also meine Flasche bald leer, und nun gieng es über die, welche der Pfarrer hatte. Wir tranken auch von dieser, vorzüglich ich. Aber es währte nicht lange, so klagte der Pfarrer über gewaltiges Leibgrimmen. Ich fühlte noch nichts, aber bald ergriff es mich noch fürchterlicher. Wir konnten nicht weiter, wenigstens ich nicht, und ich fühlte nur zu gut, daß ich etwas Giftiges im Leibe haben müßte. Der Pfarrer that indeß auch sehr kläglich. Bald darauf kam ein Wagen die Straße her, und der Inhaber desselben nahm sich unsrer an: er ließ uns in eine nahe

Mühle bringen, wo ich alles anwendete, was man da haben konnte, um den Gift zu vertreiben und unwirksam zu machen. Ich hatte fürchterliches Erbrechen, und verlor auf einige Wochen den Gebrauch der Sprache: aber der Pfarrer konnte schon den folgenden Tag wieder abreisen.

Sobald ich hergestellt war, eilte ich nach meiner Heimat. Der Pfarrer besuchte mich gleich und that sehr freundlich. Aber mich wurmte der Umstand mit dem Vergiften gewaltig. Ich mußte glauben, daß der Wein in des Pfarrers Flasche vergiftet gewesen war. Ich hatte ihn zwar nur wenig daraus trinken sehen: aber doch hatte er einiges Erbrechen gehabt: das konnte aber von einem andern Umstande herrühren, oder nur so eine Maske seyn. Kurz: lange gieng mir das alles im Kopfe herum, und ich war von neuem gegen den Pfarrer kalt, und erwiederte seine Freundschaft mit merklicher Verachtung. Meine Gesundheit hatte aber sehr gelitten, und ein Arzt von meiner Bekanntschaft rieth mir, eine Reise vorzunehmen, um mich zu zerstreuen. Ein Umstand war hinlänglich, diesem Rath mehr Eingang bey mir zu verschaffen.

Der Diebstahl des Pfarrers an den Gefäßen der Kirche war durch einen Zufall bekannt geworden, und der Pfarrer selbst in Inquisition gezogen.

Da ich um die Sache wußte, so gab ich jezt vor: ich müßte verreisen, wegen meiner Gesundheit, nahm einen Paß, und zog ab. Ich reisete nach Metz, um den Juden zu stempeln, dem wir das Gold und Silber verkauft hatten. Aber dieser war ausgewandert, nachdem er vielleicht sehr viel Kirchensachen an sich gekauft hatte. Also war ich auf dieser Seite gedeckt. Meine Frau schrieb: der Pfarrer sey wieder los, und so wanderte ich ohne alle Furcht zurück nach Hause. Auf dem Rückwege kehrte ich in eben dem Weinhause ein, wo wir den Wein genommen hatten. Ich erzählte dem Wirthe meinen Unfall, und daß ich den Wein für vergiftet halten müßte. Der Wirth stuzte und fing an: das hat wahrlich dein Begleiter gethan! Er hat mit der Flasche etwas im Verborgenen vorgenommen: ich weiß es noch recht gut, wie er mit der Flasche allein ging.

Mehr konnte er mir zwar nicht sagen, aber dieses schien mir hinlänglich, um einzusehen, daß der Pfarrer mich habe vergiften wollen, theils, um mir sein Versprechen nicht zu halten, theils aber auch, um sich an mir wegen meiner vermeinten Untreue zu rächen. Aber ich schwieg doch, denn ich befürchtete, der Pfarrer, der bey der Entdeckung einer Vergiftung dem Schafott nicht ent=

gehen konnte, mögte alsdann auch meinen Antheil an seinem Kirchenraub bekannt machen.

Nicht lange nach meiner Zuhausekunft verrieth sich der Pfarrer dennoch, indem er abermals Silber aus der Kirche verkaufen wollte. Man fand noch obendrein eine Patene von Gold in seiner Wohnung. Jezt war es offenbar, daß er die Kirche bestohlen hatte, welches er denn auch gestand, dabey aber, ohne daß es nöthig gewesen wäre, auf mich als Mitschuldigen bekannte. Ich wurde hierauf eingezogen, man konnte aber weiter nichts auf mich bringen, als daß ich in Metz das mir vom Pfarrer eingehändigte Metall an Juden verkauft hatte. Ich gab aber auch den Pfarrer jezt als Giftmischer an, und foderte, daß man die Sache untersuchen sollte. Es geschah zwar, aber wenn das eigne Geständniß des Geistlichen die Sache nicht klar gemacht hätte, so hätte man doch keine völlige Gewißheit haben können: aber so gestand er, daß er aus Rachsucht mich habe vergiften wollen.

Ihm wurde der Kopf abgeschlagen, und ich sitze nun auf zwey Jahre im Arrest, weil ich an einem Betruge an der Nation Theil genommen habe." —

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Inquisition, erst zu Dijon, dann zu Mâcon.

Ich hatte schon einige Tage im Arrest zu Dijon zugebracht, als der öffentliche Ankläger zu mir kam, und mich in einer abgesönderten Stube fragte: ob ich an einer Verrätherey Theil gehabt hätte, welche in Landau gegen das Interesse der Nation sey angezettelt worden? Daß ich dieses, und alles, was ich noch sonst darüber gefragt wurde, verneinte, versteht sich von selbst. Auch drang er nicht sehr in mich, und sprach mir allemal Trost zu, z. B. daß es nicht viel zu sagen haben würde, indem ja keine ganz bestimmten Klagpunkte gegen mich da wären: wenigstens habe man ihm nichts weiter aufgetragen, als mich über die und die Punkte zu befragen.

Ich verlebte also einige Tage wieder ziemlich ruhig und schlief des Nachts meinen guten Schlaf. Dreymal noch examinirte mich der Accusateur public, und sagte mir zulezt, daß er mit der Untersuchung fertig sey, und sie dem Kriminalgerichte vorlegen wolle; daß er auch ganz und gar nicht zweifle, ich werde sofort loskommen. Das war wieder Trost für mich!

Aber endlich erschien der Ankläger mit der üblen Zeitung: daß meine Sache in Mâcon müsse entschieden werden, und daß ich schon Morgen dahin sollte. Ich erschrak heftig, aber der humane Mann erklärte mir, daß ich ohne Sorgen seyn könnte, wenn ich unschuldig wäre: die Franzosen richteten nur die Verbrecher u. s. w. — Der Ankläger hielt mich wirklich für unschuldig, und ich würde, wenn ich das gewesen wäre, mich jeder Inquisition gern unterzogen haben. Aber ich war nichts weniger, als unschuldig. Ich war in der That in einer Lage, deren richtige Kenntniß mir ohne Umstände das Leben geraubt hätte. Selbst auf der Guillotine hätt' ich nicht einmal denken können, daß mir Unrecht geschähe. — Ich kann meine Leser versichern, daß ein böses Gewissen ein sehr dummes Ding ist, dem man hundert Schritt aus dem Weg geben sollte.

Meine Leser müssen sich erinnern, daß das terroristische System gleich nach der Eroberung von Lyon und den daselbst verübten Gräueln, also gegen das Ende des Jänners 1794, immer mehr nachließ, wenigstens in den Departementern. Revolutionnäre Verbrechen wurden nur noch in Bordeaux und Nantes bestraft. Alle andre Angeklagte wurden erst genauer untersucht, und sodann nach Paris geschickt, um da ihr Urtheil fällen zu

hören. Die Untersuchung geschahe auf den hier und da errichteten Inquisitions révolutionnaires, deren eine in Mâcon war; und darum sollte ich jezt dahin.

Es war im Gefängniß zu Dijon noch ein gewisser Conscience, gebürtig von Besançon, welcher der Emigration wegen fest saß. Auch dieser sollte, nebst einem Kapitän von der Kavallerie, ebenfalls in Mâcon verhört werden. Wir wurden durch zwey Gensdarmes dahin gebracht. Ehe wir abfuhren — Gefangne werden beständig gefahren, aber nur überzeugte Verbrecher werden geschlossen — machte uns der Accusateur bekannt, daß wenn wir unterwegs entfliehen würden, unsre Anklage als gegründet angesehen werden könnte: daß wir, wenn wir unschuldig wären, uns auf unsre gute Sache verlassen sollten: wären wir aber nicht unschuldig, so müßten wir unser Schicksal nach den Gesetzen erwarten, und was des leidigen Trostes mehr war.

Von Dijon nach Mâcon begegnete mir nichts Besonderes. Wir fuhren wegen der gewaltigen Hitze nur früh und gegen Abend, und kamen nach drey Tagen in Mâcon an.

Hier wurden wir aufs Schloß gesezt, erhielten die nämliche Subsistenz wie in Dijon, nämlich 2 Pf. Brod täglich, zweymal täglich Suppe

und Gemüse, Bohnen, Erbsen u. d. gl. Auch im Gefängniß zu Mâcon saßen Mehrere, aber doch nicht so viele als in Dijon, weil nach Mâcon nur solche gebracht wurden, welche wegen revolutionnären Verbrechen angeklagt waren.

Schon den andern Tag erschien der öffentliche Ankläger bey mir mit einem großen Papier, worauf die Fragen standen, welche er an mich thun sollte. Dieser Ankläger war ein recht braver Mann, welcher mir die Fragen ganz einfach vorlegte, und alle Fallstricke sorgfältig vermied: ich konnte es ihm abmerken, daß er nichts nachtheiliges erfahren wollte.

Das Examen betraf den Umstand mit Landau und dem Repräsentant Dentzel, den ich oben hinlänglich beschrieben habe. Ich fand, daß man nicht viel mehr Gravirendes gegen mich wußte, als man schon in Landau gewußt hatte, und daß alles nur auf Muthmaßungen hinauslief. Doch fielen mir einige Punkte wirklich auf, und einige Fragen konnte ich nur schwankend beantworten. Am besten half ich mir mit der Ausflucht: daß ich mich an vieles nicht mehr erinnern könnte, u. d. gl.

Einige Tage hernach wurde ich auf das Gericht selbst gebracht und da etwas weitläufiger verhört. Ehe ich dahin gieng, kam ein Mann zu mir,

welchen das Gericht zu meinem Anwald bestimmt hatte. Als dieser die Lage meiner Affäre vernommen hatte, sagte er mir, daß ich keines Advokaten bedürfte, und daß meine Sache gut stände: ich sollte nur getrost auftreten.

Ich mußte drey Verhöre vor der Inquisition selbst aushalten. Das Haus, worin die revolutionnäre Inquisition ihren Sitz hatte, war ehemals die Wohnung des Bischofs von Mâcon gewesen: ein elendes gothisches Gebäude. Ich zitterte freilich etwas, als ich zum erstenmal in die Versammlung der Richter trat; allein um durch ein zerstörtes Gesicht meine Schuld nicht schon halb zu bekennen, nahm ich alle meine Dreistigkeit zusammen, und schritt, indem ich von einem meiner Begleiter eine Prise Taback nahm, ganz unbefangen an die Schranken. Ich hatte Zeit, mich noch besser zu sammeln: denn es wurde noch einer vor mir verhört, welcher die baldige Ankunft des Exprinzen von Condé mit allen Herren, Pfaffen, Mönchen und übrigem ausgewanderten Gesindel als gewiß prophezeiht hatte. Der Mensch war ganz außer Fassung, und konnte kaum antworten. Er wurde, als verdächtig, zu einem Arrest bis auf den Frieden verurtheilt.

Nach diesem kam die Reihe an mich. Ich wurde hier sehr umständlich verhört, ich würde aber meinen guten Lesern lästig fallen, wenn ich die Fragen und Antworten alle wiederholen wollte. Einigemal verwirrte ich meine Antworten, und gab dadurch gefährliche Blößen. Der Präsident merkte alsobald an, daß ich allerdings Schuld haben müßte, weil ich in meinen Aussagen wankte. Aber ich half mir, indem ich sagte, daß ich mich nicht mehr an alles erinnern könnte, daß durch ein heftiges Fieber mein ohnehin sehr schwaches Gedächtniß — es war nie besser, als damals — noch mehr abgestumpft sey u. s. w. Ich weiß nicht, ob man bey einem deutschen Kriminalgerichte mit Gründen dieser Art zufrieden seyn würde, aber zu Mâcon war man es, oder man schien es zu seyn. Der Präsident sagte: du hast Zeit dich zu besinnen, Citoyen: überlege alles, vergegenwärtige dir alle Umstände der schändlichen Begebenheit: übermorgen sollst du wieder gehört werden.

Die beyden nächsten Tage brachte ich im Gefängniß sehr unruhig zu: ich hoffte kaum noch, durchzukommen, und stellte mir das schlimmste vor. Der Gedanke an die Guillotine durchschauerte meinen ganzen Körper: alles, was ich von den Grundsätzen der Stoischen Schule wußte, war

damals nicht vermögend, mich zu überzeugen, daß der Tod kein Uebel sey. Nur die Vorstellung, daß es vielleicht noch gut gehen könnte, richtete mich auf, und ließ mich wieder Muth fassen. Wie wahr ist es doch, was Tibullus so schön sagt:

credula vitam
Spes fovet, et melius cras fore, semper ait.

Ich wurde das anderemal verhört, aber auch da verwickelte ich mich, und hätte beynahe den ganzen Händel verrathen. Ich behauptete nämlich: Dentzel hätte allen Anerbietungen der Feinde kein Gehör gegeben. Welchen Anerbietungen? fragte der Präsident. Je nun, erwiederte ich, welche die Preußen ihm gemacht haben. Also weist du doch, daß die Preußen dem Dentzel Anerbietungen gemacht haben? — Ich merkte gleich, daß ich vor aller Angst recht dummes Zeug geplaudert hatte, und wollte Ausflüchte suchen: aber der Präsident verfolgte seine Idee, und ich kam arg in die Klemme. Ich habe sagen hören, ich weis nicht wo; man hat gesagt, ich weis nicht, wer; ich habe gedacht, ich weis nicht, weswegen — das war so ohngefähr, was ich dem dringenden Zusetzen des Inquisitors entgegen sezte.

Auch für diesesmal wurde ich entlassen, jedoch bedenklich ermahnt, mich genau zu besinnen, denn mit solchem Galimathias würde man sich nicht mehr begnügen lassen. Ich merkte wohl, daß man nicht im Sinne hatte, mich zu verderben: denn sonst hätte man ganz anders zu Werke gehen können. Indessen konnte ich mich vor der völligen Absolution doch nicht beruhigen, und das geringste, was ich mir zur Strafe vorstellte, war Einsperrung bis auf den Frieden.

Endlich kam ich zum drittenmale vor. Man wiederholte viele Fragen, und schrieb meine Antworten genau auf. Nachdem dieses geschehen war, wurde mir alles vorgelesen, und ich gefragt: ob ich noch Einiges zu meiner Vertheidigung zu sagen hätte? Ich verneinte dieses, und der Ankläger, welcher mir die Akten vorgelesen hatte, sagte zum Präsidenten: ich sehe keine Ursache, diesen Mann anzuklagen. Der Präsident erwiederte, daß man die Sache noch genauer untersuchen müßte u. d. gl.

Wenn ich noch jezt so bey mir selbst überlege, warum man nicht genauer untersucht hat, und warum man mich sobald frey sprach, so denke ich, daß dieses vorzüglich darum geschah, weil man Männer nicht gern in Verdrieslichkeiten verwickeln wollte, welche sehr reelle Dienste der Republik

geleistet hatten. Vielleicht dachten meine Richter, daß bey sehr genauem Verhöre sogar dem General Laubadere Manches zur Last fallen könnte; und vielleicht waren gar Freunde von Dentzel unter den Richtern! Es konnte auch seyn, daß die Metzeleyen in Lyon einen Ueberdruß am Vergießen des Menschenblutes erweckt hatten. Wer weis das jezt!

Genug, durch Robespierren's Sturz, welcher die terroristischen Herren mächtig erschreckte, siegte das moderate System in Frankreich, und obgleich damals alle Gerichtsplätze noch mit erklärten Anhängern der Jakobiner besezt waren, so hatten diese doch das Herz nicht, da noch eine Härte zu beweisen, wo sie ihnen gefährlich werden konnte. Das Dekret des Konvents, alle die in Freyheit zu setzen; welche nicht den augenscheinlichsten Verdacht, Verbrechen begangen zu haben, wider sich hätten, mußte nun in der ganzen Republik ausgeführt werden. Und so sind viele tausend Menschen wieder auf freyen Fuß gekommen, welche unter Robespierre's Domination in den Gefängnissen geschmachtet hatten. Aber diese Umstände sind schon aus vielen gedruckten Nachrichten bekannt.

An einem Morgen, früh um 8 Uhr, ließ der öffentliche Ankläger alle Gefangne zusammen kom=

men, verlas dann von einem Zettel fünf bis sechs Namen von ihnen, und diesen sagte er, daß sie frey wären. Dann händigte er einem jeden ein Papier ein, mir also auch eins, worin enthalten war, daß keine Ursache zur Anklage gegen sie vorhanden wäre, folglich daß sie in Freyheit gesezt werden müßten, und das auf der Stelle.

Ich kann die Freude nicht beschreiben, die ich empfand, als ich mein Papier in Händen hatte. Ich dankte dem Ankläger, den ich als die Mitursache meiner glücklichen Entlassung ansah. Nicht doch — sagte er ganz kurz: Es ist das Gesetz, welches dich frey macht! Dann rieth er mir, nicht eher Mâcon zu verlassen, bis ich für jeden Tag, auch für jene, die ich im Gefängniß zu Dijon gesessen wäre, 15 Sous ausgezahlt bekommen hätte: denn so viel erhält jeder, der unschuldig im Gefängniß sizt. Ich sollte mich deshalb nur auf dem Tribunal melden. Ich bemerkte ihm, daß ich mich da nicht zu finden wüßte, und er versprach mir, für mich das Wort zu führen. Ich gieng aus dem Gefängniß, und um 11 Uhr auf die Inquisition, wo der Ankläger schon einen Zettel für mich fertig hatte. Ich trug diesen zum Kriegskommissär, und erhielt mein Geld. Ich war im ganzen 32 Tage gesessen, und hatte also durch meine Angst 24 Livres verdient! —

Ich foderte mir zugleich einen Paß nach Dijon, welcher mir auch ohne Anstand gegeben wurde. Auch der gute Conscience kam los, aber der Kapitän mußte sitzen bleiben, weil sein Proceß noch verwickelt war.

Mâcon war mir ein verhaßter Ort. Es ist überhaupt eine traurige Stadt, welche aber doch jezt — da man eben, als ich daselbst war, die dummen Festungswerker zusammenriß und abtrug — etwas schöner, wenigstens heller seyn wird. Diese Stadt war nämlich noch nach der alten Art, beynahe wie Gießen, mit einem Wall befestiget. Das mogte wohl vor Alters ganz gut seyn, und unter dem Herzog Johann, ohne Furcht Mâcon unüberwindlich machen. Aber heut zu Tage sind Festungen von der Art mehr schädlich als nützlich: denn gegen einen angreifenden Feind sind sie wie nichts, und zur Friedenszeit machen sie die Stadt trübe und ungesund.

Dieses denn war die lezte Anfechtung, welche ich in Frankreich wegen der fatalen Landauer Affäre zu leiden hatte. Ich habe sie glücklich überstanden, aber ich bin doch nicht vermögend, mit Behagen daran zu denken, wie man sonst gewöhnt ist, sich an überstandne Gefahren zu erinnern. Auch haben die Begebenheiten dieser Art die üble Stimmung meiner Seele, woran ich oh-

nehin schon laborirte, nur noch vermehrt, und mein Urtheil über meine Lage und über die mich umgebenden Umstände nur noch mehr verschroben. —

Ich kehrte nach Dijon zurück, und wurde da von meinen Freunden und Bekannten freudig aufgenommen. Besonders war der Kommendant Belin sehr froh, daß ich so glücklich durchgekommen war. Er versicherte mich, daß er eben nicht viel für meinen Kopf würde gegeben haben: es sey ihm bange gewesen, ich mögte überwiesen, und nach Paris gebracht werden; und dort wäre ich gewiß weg gewesen.

Wie aber der Pariser Wohlfahrtsausschuß zur Kenntniß der Landauer Sache, in so fern ich nämlich, als darin verstrickt, angesehen werden konnte, gekommen sey, ist mir noch ein Räthsel, aber gewiß nicht lange mehr.

Meine Lebensgeschichte hat auch in Frankreich Männer gefunden, die mich in sehr freundschaftlichen Briefen ihrer Theilnahme versichern, mit dem Erbiethen, mir über Alles Auskunft geben zu wollen, worüber ich sie, in Beziehung auf Frankreich, nur wünschte. Dieses Anerbieten habe ich chon benuzt, und in 6 Wochen soll Antwort zurück seyn. Doch was kümmert dieß meine Leser!

Ich wurde in Dijon über meine Verhaftung von jedem befragt, aber da ich nicht für gut fand, über eine mir so verhaßte Sache jedem zu dienen: so gab ich lauter Antworten — nach Gutdünken. Auch fing ich meine Lehrstunden wieder an, und gab sie fleißig und zur Befriedigung meiner Herren Scholaren, welche alle recht brave Männer waren.

Ich war auch bey den deutschen Gefangnen der allgemeine Briefsteller im Französischen, besonders in dem Departement der Liebeley. Die Herren hatten eben nichts zu thun, sahen viel hübsche Mädel, die ihnen nicht grausam zu seyn schienen, und da hatten sie ihnen gar manches zu entdecken. Aber die meisten hatten das Unglück, daß sie sich ihren Schönen nicht nähern konnten, und da mußte man seine Zuflucht zur Feder nehmen, und Liebeszettelchen abschicken. Gewöhnlich wurden diese Briefchen sogleich und größtentheils günstig beantwortet — in aller Zucht und Ehrbarkeit, versteht sich, und in der gewöhnlichen Orthographie der Frauenzimmer, d. i. mit Schnitzern über Schnitzer in jeder Zeile. Doch, da selten ein Mann, sey er auch ein Mann von Erziehung und Kenntnissen, die Rechtschreibung seiner Sprache ganz inne hat: so kann man es dem Frauenzimmer nicht verdenken, wenn sie die Worte bis zur Unkenntlichkeit verhunzen. Dieses Kribes

Krabes hatte ich hernach auch zu analysiren, und nicht selten Mühe genug, herauszubringen, daß die Schöne es für eine Ehre halte, ihre geringen Reize der Aufmerksamkeit eines so aimable garçon werth zu sehen u. s. w. Gewöhnlicherweise wurde der aimable garçon auf eine Promenade eingeladen, und dann ging die Erklärung durch Zeichen, abgebrochne Redensarten u. s. w. schon ohne Dollmetscher von selbst.

Aber unsre fremden Offiziere hatten doch nur Gelegenheit, mit einer gewissen Klasse von Schönen umzugehen, nämlich mit den Töchtern und Basen der Wirthe, bey denen sie speißten, mit Nätherinnen, Wäscherinnen, Töchtern der Schneider, Schuster und ähnlicher Aushelfer. Freilich macht die einmal festgesezte Gleichheit, daß das gemeinste französische Mädchen sich für so gut hält, als irgend ein viel reicheres, schöneres oder besser erzogenes: allein die kritischen Liebeler finden gar viel Ungleichheit unter denselben, und behaupten, daß der Begriff der Gleichheit nur im Sinn der Republik Werth und Wahrheit habe; weiter aber ausgedehnt — Unsinn werde.

In Frankreich gab es niemals privilegiirte Bordelle, ausser in den Seestädten: doch war wohl keine Stadt ohne verkappte Bordelle: und so ist es noch. Der Konvent hat zwar einige Gesetze gegen

die Huren, oder, wie es heißt, filles perdues gegeben, auch alle Bürger aufgefodert, dem Unwesen mit abzuhelfen. Aber es läßt sich denken, daß solche Dekrete wenig oder nichts fruchten. Ein Uebel von der Art kann nur nach und nach durch bessere Erziehung künftiger Generationen vertilgt werden: jezt, da die Sitten des größern Haufens noch immer einen Anstrich von den Sitten des Hofes, des Adels und der Priester haben, kann kein Gesetz hier steuern. Horatius hat Recht, wenn er sagt:

— — Quid leges ſine moribus
Vanae proficiunt?

Die Folgen des Umgangs unsrer Kriegsgefangenen und Deserteurs mit den Buhldirnen wurden auch bald sichtbar: Viele kamen darüber ins Hospital, Andre ließen sich zu Hause kuriren, und es ist wahrscheinlich, daß Mancher die häßlichste Krankheit mit in sein Vaterland genommen hat. Bey den Deserteurs ging es in dieser Rücksicht am ärgsten zu: denn diese trieben ihr Wesen ganz öffentlich, sogar in ihrer Caserne.

Die Revolution, welche den Franzosen so entsezlich viel junge Männer gekostet hat, macht freilich, daß von den jetzigen ledigen Französinnen viele alte Jungfern werden müssen: denn nimmermehr wird man erlauben, daß Ein Mann mehr als eine

Frau nehme. Dieses ist nun kein guter Prospekt für quecksilbernes Frauenzimmer, und kann nun und dann zur Entschuldigung dienen, wenn diese und jene gegen ihre Anbeter weniger strenge thut. Aus eben dieser Ursache wünscht das Ende des Kriegs niemand sehnlicher, als die französischen Mädchen: denn so lange der Krieg fortwährt, bleiben die jungen Leute bey der Armee; auch müssen die, welche noch ohne Waffen sind, hinziehen, und sich der Gefahr aussetzen, niemals zurück zu kommen.

Ob aber gleich jezt noch ein ziemlich großes Sittenverderben, in Absicht der Keuschheit, in Frankreich herrscht: so ist doch, wie die Franzosen selbst bekennen, kein Vergleich des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, indem vorher die großen Herren und die Geistlichen nichts hübsches, besonders in den niedern Ständen, ungeknickt aufblühen ließen. Diese Menschen haben ihre Galanterien seitdem nach Deutschland gebracht und alle Oerter verpestet, wohin sie gekommen sind. Ich sprach einst in einer Gesellschaft über diesen Punkt. „Freilich jezt giebt es wohl noch Jungfern bey uns, fiel einer ein, aber vor fünf Jahren waren diese verdammt rar. Die Herren und die Pfaffen machten gar zu viele Jagd darauf. Jezt sind diese Pestilenzen bey unsern Nachbarn, und wenn ihnen

die nicht bald die Hälse brechen, so weis ich gewiß, daß sie alle schwachen Weiber und Mädchen in Deutschland verführen werden." Diese Bemerkung mag aber jezt wohl nicht mehr Statt haben, da die Emigranten in Deutschland eine gar traurige Figur machen, und meist allgemein verhaßt und verachtet sind.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Zustand der Kriegsgefangnen in Frankreich.

Die Behandlung der französischen Kriegsgefangnen in Deutschland, welche in manchem deutschen Buche beschrieben steht, macht mir es zur Pflicht, auch von der Art zu sprechen, wie man die gefangnen Deutschen in Frankreich behandelt hat, so gern ich auch dieses Kapitel sonst wegließe, weil hierin die Deutschen mit den Franzosen abscheulich kontrastiren. Aber es waren ja nur einzelne Deutsche, welche hart und unmenschlich mit den französischen Kriegsgefangnen umgingen.

Die gefangnen Deutschen, so spricht man hier und da in Deutschland, sind auf den französischen Gränzen übel empfangen worden. — Das ist zum Theil wahr, besonders, wenn von den Ge=

fangnen in den Niederlanden und an den Gränzen von Elsaß die Rede ist. Denn in diesen Gegenden, vorzüglich in den Niederlanden, hatten die fremden Völker alle nur ersinnlichen Exzesse begangen: und daher war es nicht zu erwarten, daß die Bauern sich freundlich gegen Leute betragen würden, welche deren Dörfer verbrannt, ihre Verwandte mishandelt, ja, gar todtgeschlagen, und all ihr Haab und Gut weggeplündert hatten. In solch inhumanen Fällen gilt gewöhnlich nur Zahn um Zahn: aber doch auch nur in der ersten Hitze, denn bald darauf kömmt Mitleid, und wir können dem Gutes thun, der uns aufs ärgste beleidigt hat, sobald wir nur sehen, daß er recht unglücklich ist. Bey alle dem weis ich dennoch nicht, daß auch auf den französischen Gränzen die deutschen Kriegsgefangnen wären schlecht behandelt, geschlagen oder gar getödtet worden, wie man dieß von französischen Gefangnen auf deutschem Boden gewiß weis.

Aber es scheint auch, — wie dieß die Unart aller Dummstolzen ist — als wenn die Deutschen und andre Völker sich besser zu seyn, oder mehr Recht zu haben dünkten, als die Franzosen: denn in Deutschland konnte man doch wohl wissen, wie human die Gefangnen in Frankreich gehalten wurden, und doch hielten sie äußerst inhuman die der

Franzosen. In des Exleutnant Goechhausens Wanderungen finde ich S. 39. sogar folgende, so ganz des rasenden Aristokraten, und seines pöbelhaften Anhangs würdige Frage: „ob es nicht menschlicher wäre, der Quaal dieser lebendig verfaulenden Opfer der Philosophie (er meynt die blessirten gefangnen Franzosen) durch einen tüchtigen Säbelhieb ein Ende zu machen?" — So eine Frage wirft er von Leuten auf, von denen er S. 38. der angeführten Scharteke selbst bekennt, daß sie stumm, ohne laute Klage, verachtend das Schröckliche ihrer Lage, trotzend jedem Ereigniß u. s. w. sich haben fortschleppen lassen. Solche Leute sind ja mehr zu bewundern! denn es ist eine sehr große Sache, das Unglück zu besiegen, und der höchste Grad der menschlichen Kraft — sein Schicksal zu verachten. Aber ein Exleutnant zu Eisenach hat dafür keinen Sinn, und es ist nur gut, daß die Franzosen seine Wische nicht lesen, sonst hätten Einige die Aeußerungen des närrischen Menschen für Meynung unsers Volks halten können, und die Kriegsgefangenen in Frankreich danach auf sich Göchhausisch-deutsch behandelt.

Ich berufe mich aber auf das Zeugniß aller derer, welche in Frankreich gewesen sind, und insbesondere der Offiziere, welche gewiß keine Ursache haben, den Franzosen zu schmeicheln: diese

alle müssen gestehen, daß die Franzosen unsre Leute, als Gefangne, recht gut behandelt haben.

Als Unteroffizier unter den Schwaben, saß ich zu Offenburg in der Krone, und unterredete mich mit einem Kaiserlichen Feldwebel, welcher aus Frankreich gekommen war. Er gab den Franzosen ein sehr gutes Zeugniß, und gestand, daß er sich über ihre Behandlung nicht beschweren könnte. Ein Offizier von den Kaiserlichen hörte dieß, widersprach stark, und während er die Franzosen Racker, Spitzbuben und Schurken nannte, faßte er den Feldwebel scharf in die Augen. Dieser verstand ihn, und hielt ein, die Franzosen zu loben. Ich aber fuhr darin fort. Nun stand der Offizier auf mit den Worten: Pfuy Korporal, schämen Sie sich, solchen Hundekerlen Gutes nachzusagen! Wer die Franzosen lobt, ist mein Freund nicht: die Spitzbuben sind gar nicht werth, daß man sie einmal ins Maul nimmt.

Da nun aber, troz der entsetzlichsten Verbitterung gegen die französische Nation, deren Betragen gegen Gefangene dennoch als gut allgemein bekannt worden ist, so muß auch jeder Unbefangne zuversichtlich schließen, daß es wirklich gut gewesen sey. Man gestatte mir indeß doch, daß ich hier etwas ins Detail gehe.

Erstlich hatten die Kriegsgefangnen, wenn sie einmal an dem Orte ihrer Bestimmung, z. B. in Dijon, Langres, Orleans, Autun u. s. w. waren, alle Freyheit, die nur ein Gefangner haben und fodern kann. Sie waren gar nicht eingesperrt, und hatten weit mehr Willen als die Kaiserlichen, Preußischen oder H.ssischen Soldaten jemals gehabt haben, oder jemals haben werden. In der Stadt war ihnen erlaubt, zu seyn, wo sie wollten: ja, sie konnten sogar außerhalb ihres Quartiers bey den Bürgern, in den Wirthshäusern u. s. w. herumlogiren, ohne daß jemand nach ihnen gefragt hätte.

Man munterte sie auf zur Arbeit; und wer eine Profession konnte, oder sonst etwas Nützliches schaffen wollte, fand dazu überall Gelegenheit, und wurde immer gut bezahlt. Man erlaubte ihnen, auf die Dörfer zu gehen, und bey dem Bauer oder sonstwo zu arbeiten; ja, ich kenne einige, die 10, 12 und mehr Stunden vom Orte ihrer Kaserne ihr Handwerk oder den Ackerbau trieben.

Sie hatten außerdem das Recht, sich in Frankreich niederzulassen, und dort zu heirathen. In diesem Falle mußten sie auf ihr Vaterland für immer verzichten, und den Nationaleid der Franzosen schwören. Dieses scheint auch sehr billig zu

seyn: denn was hätten die unglücklichen Weiber machen sollen, wenn ihre Männer nach Deutschland, oder sonst wohin hätten zurückkehren wollen! Es stand auch jedem Gefangnen frey, sich zu erklären, daß er im Auswechslungsfalle nicht wieder zu seinem Fürsten geschickt seyn wollte. Auch dann durfte er bleiben, und die Nation berechnete den Verlust, welchen sie doch wirklich dadurch erlitte, gar nicht. So kenne ich Mehrere, welche Frankreich nimmermehr verlassen werden, und Andre, welche zwar bey den Preußen u. s. w. gedient hatten, in Zukunft aber eine andre Lebensart ergreifen wollten, ob sie gleich keine Lust hatten, in Frankreich sich anzusiedeln.

Der Unterhalt der Kriegsgefangnen war täglich 10 Sous und 1½ Pfund Brod: von dem Gelde zog man monatlich 7½ Livres ab für die Kleidung. Außerdem erhielten sie Holz und Töpfe zum kochen, lagen auf Strohsäcken mit Friesdecken, und konnten so, wenn sie auch gar nichts arbeiteten, doch immer wenigstens leben.

Die fremden Offiziere waren recht gut gehalten: denn bey diesen beobachtete man keine Gleichheit, wie überhaupt gegen keine Fremde: sogar die gefangnen Unteroffiziere erhielten mehr Sold, als die Gemeinen. Ein Kapitän hatte täglich 6 Livres, ein Leutnant und alle Subaltern-Offiziere,

nebst den Feldscheerern, 3 Livres; und dafür ließ sich ganz gut leben und auch noch für Kleidung und andre Bedürfnisse sorgen. Ich habe Offiziere gesehen, welche zerlumpt und zerrissen ankamen, und bald hernach recht artig gekleidet erschienen sind. Ueberdieß hatten die gefangnen Offiziere recht artige Zimmer, wenigstens immer so artige, als sie selbige in ihrer Garnison haben mögen: auch recht gute Betten, die ihnen jeden Monat frisch gedeckt wurden: mit einem Worte, sie befanden sich so behaglich, daß sie höchst undankbar gegen die französische Nation seyn müßten, wenn sie sich über üble Behandlung und Härte beschweren wollten.

Man hat freilich auch Gefangne bestraft, allein die hätten ihre Strafe gar wohl verdient, und man hätte sie weit ärger bestraft, wenn sie Franzosen gewesen wären.

Anfänglich war den Offizieren und Unteroffizieren die Aufsicht über die Kriegsgefangnen anvertraut, die denn auch gerade so mit ihnen umgingen, als sonst in der Garnison. Doch ist das blos von den Kaiserlichen und Preußen zu verstehen: denn den Hannoveranern, Hessen und Piemontesern muß ich nachsagen, daß sie sich um ihre Leute gar nicht bekümmert haben. Die Kaiserlichen Herren, besonders die lieblichen Unteroffiziere

dachten, sie müßten den Korporalsstock auch in Frankreich führen, denn ohne Stock sey halter keine Zucht bey den Leuten herauszubringen. Von da an trugen sie also Stöcke à la Kaiserlik, wie die Franzosen sagten, und schlugen brav auf die Leute ein. Die Offiziere billigten dieses; und so haben viele Kaiserliche wegen Exzesse Hiebe bekommen. Die Exzesse waren meistens Widersezlichkeit der Bursche gegen die despotischen Befehle der Offiziere und der elenden Halters, d. i. der Unteroffiziere.

Der Friedensrichter zu Dijon erfuhr endlich das Unwesen, und gab die strengsten Befehle dawider, mit Hülfe der Municipalität. Es sey in den Gesetzen verboten, Menschen wie Hunde zu behandeln, sagte er: wenigstens sollte dieses auf französischem Boden nicht geschehen. Wollten sich die Leute einmal prügeln lassen, so mögten sie warten, bis sie wieder in das Land kämen, wo Prügel und andre Infamien Mode wären u. s. w. Dieser Befehl wurde angeschlagen, und nun hatte die Despotie der Stockherren ein Ende. Doch war einer da, welcher versicherte: daß, wenn er nur erst wieder zum Regiment käme, mancher noch derbe Hiebe bekommen sollte. Er schrieb sich die Prügel-Candidaten sogar besonders auf.

Ohngefähr 4 Stunden von Dijon arbeiteten einige Gefangne in einem Dorfe. Hier wurden

zwey von ihnen in einem Hause bekannt, welches ein altes Ehepaar ohne Kinder bewohnte. Die Gefangnen merkten, daß die alten Leute eine Brieftasche voll Assignaten hatten, und beschlossen, sich derselben zu bemeistern. Sie traten daher Abends in das abgelegne Haus, lockten die Alten in den Keller, um ihnen Wein zu geben, und ermordeten sie, und nahmen die Brieftasche zu sich. Diese Mordthat entdeckte man bald, und brachte die Thäter nach Dijon ins Gefängniß. Man sprach ihnen nach den Gesetzen das Todesurtheil, vollzog es aber nicht, sondern entschied: sie sollten bis zum Frieden sitzen bleiben, und dann dem Kaiser, dessen Soldaten sie waren, zur Bestrafung überlassen werden.

Im Gefängniß bekannten sie gegen andere Deutsche, daß sie sich kein Gewissen draus machten, Franzosen umgebracht zu haben, denn diese verdienten nichts anders. Man muß aber wissen, daß beyde Mörder gutkatholische Christen und Oestreicher waren. Als ich im Winter im Spital Rousseau war, disputirte ein Kaiserlicher Unteroffizier ganz im Ernste, daß man, ohne sich zu versündigen, einen Franzosen tödten könnte; sie lägen einmal im Kirchenbann, und es stände daher jedem frey, sie zu bestrafen bis aufs todtschlagen. — Ich kann nicht sagen, ob diese blutdür-

stige Gesinnung allen Katholiken gemein gewesen sey, aber da sie sich besonders unter den Mitgliedern der römischen Konfession äußerte, so muß sie wohl im Wesen der römischen Religion selbst liegen, und sich durch eine ungezwungene Folge daraus leiten lassen. Man kennt ja ihre Grundsätze gegen die, welche die Kirche nicht hören.

Bey der Eroberung von Lyon sind viele Kriegsgefangne mit umgekommen, welche sich dahin geflüchtet, und den Aristokraten gedient hatten: hier konnte man doch wohl nicht schonen.

Die Deserteurs und Gefangne waren niemals gute Freunde und bekamen oft Händel miteinander: doch dieses gründete sich blos auf die Nationalkokarde, welche die Deserteurs trugen. Nachdem aber diesen verboten war, solche Kokarden weiter zu führen, so fiel der Stein des Anstoßes weg, und die beyden Partheien lebten ferner in Einigkeit.

Ich weis nicht, was den Konvent mogte bewogen haben, im Oktober 1794 die gefangnen Offiziere und Gemeine, in Rücksicht der Subsistenz, gleich zu machen: ich habe auch niemals die eigentliche Ursache davon erfahren können. Aber sie bekamen damals nicht mehr als 10 Sous täglich und 1½ Pfund Brod, wovon sie leben mußten. Zum Glück währte diese Einrichtung

nicht lange: denn als der Volksrepräsentant Calès nach Dijon kam, gab er den Offizieren ihre Subsistenz so wieder, wie ich sie oben beschrieben habe. Für die gefangnen Unteroffiziere habe ich selbst die Bittschrift an Calès verfertigt, und mich zum Sprecher ihrer Legation an ihn gebrauchen lassen. Er hat auch sofort ihre Bitte bewilliget, und ihnen ihren vorigen Gehalt wieder reichen lassen.

Außerdem war es jedem Gefangnen erlaubt, an seine Verwandten, ja, sogar an die Regimenter zu schreiben, bey denen er vorher gestanden war. So lange der Jakobinismus in Frankreich dauerte, mußten alle Briefe dieser Art erst gelesen und von dem Komemndanten oder dem Kriegskommissär überschrieben werden: aber nach dem Sturz des terroristischen Systems hatte jeder die Freiheit, Briefe wegzuschicken, ohne daß sie wären erbrochen worden: eine Erlaubniß, die man sonst einem Gefangenen nirgends gestattet: denn ich erinnere mich nicht, daß von Franzosen aus der Preußischen oder Oestreichischen Gefangenschaft Briefe nach Frankreich gekommen wären.

So human betrug sich die französische Nation gegen die Gefangenen ihrer Rache- und Verachtung sprudelnden Feinde! Sie betrachteten und behandelten die aus ihnen wehrlos gemachten Sol-

daten blos als Menschen, und ließen ihnen alles angedeihen, was Menschen= und Völkerrecht für Leute von der Art erfodert.

Wie aber machten es die Deutschen mit den gefangnen Franzosen? Vandalisch und Huronisch! Die Belege davon findet man in Göchhausens Wanderungen und in Girtanners politischen Annalen. Ich berufe mich hier auf Männer, denen man es gewiß nicht zur Last legen kann, daß sie die Franzosen begünstigen, und deren Zeugniß eben darum um so unpartheiischer seyn muß. Göchhausens rasende Tiraden darüber kennen wir aus dem Obigen: wir wollen also blos noch den Girtanner hören.

Seit dem Ausmarsch aus Mainz, wie es in den Girtannerschen Annalen heißt, waren schon gegen 200 — schreibe zweyhundert — von den gefangnen Franzosen bis Eisenach gestorben, von Eisenach bis Gotha sieben, von da bis Erfurt 8, und so weiter, so daß schwerlich die Hälfte von denen, die aus Mainz ausmarschiert waren (es waren ihrer 1000) den Ort ihrer Bestimmung erreicht hat. Sie waren (im harten Winter 1794=1795) ohne warme Kleidung, zum Theil ohne Hemde, Schuhe und Strümpfe, der Kälte und Wind und Wetter preis gegeben. Sie wurden von ihren Führern erbittert strenge behan=

delt. Sogar die Kranken und Sterbenden, wenn sie, starr gefroren, nicht sogleich von den Wagen konnten, erhielten Schläge. Todte und Lebendige lagen auf den Wagen durcheinander. Ein fieberhafter Offizier lag in der Krise, mußte sich dennoch auf den Strohwagen laden lassen, und starb in wenig Stunden. Alle klagten über die Härte ihres Schicksals, und meynten, es müßte der Zweck ihrer Führer und deren Befehlshaber seyn, sie mit Gewalt umkommen zu lassen, um sie nicht länger zu ernähren. Mit der menschlichen Behandlung der meisten Landeseinwohner auf ihrem Wege, über Frankfurt hinaus, waren sie übrigens zufrieden: in Frankfurt aber, klagten sie, hätte man sich unmenschlich gegen sie bewiesen.

Die Gesunden gingen dennoch, troz der barbarischen Behandlung ihrer unmenschlichen Treiber, mit Heiterkeit und sichtbarem Stolze auf die in ihren Augen gute Sache, deren Märtyrer sie waren, und die sie ganz richtig von den Gräueln der Anarchie zu unterscheiden wußten, einher. —

Hält man dieses Benehmen der Deutschen gegen die kriegsgefangnen Franzosen mit jenem der Franzosen gegen die kriegsgefangnen Deutschen zusammen, so ist der Abstand gar sehr sichtbar und auffallend. Auf dem Transport von Mainz nach Magdeburg starben 500 kriegsgefangne Franzosen;

also auf einem Wege von 54 kleinen Meilen, eine Meile in die andere gerechnet, 9 Mann. Aber von allen kriegsgefangnen Deutschen, welche aus Weißenburg und zwar auch im Winter, gebracht wurden, starb unterwegs kein einziger, und doch sind von da bis Besançon auch 50 Meilen. Die verschrieenen Franzosen ließen indeß die, welche krank wurden, unterwegs in den Lazarethen zurück, und die Gesunden behandelten sie ganz menschlich.

Doch die aus Frankreich zurückgekommenen Deutschen machen die beste Apologie für die Franzosen in diesem Stück: keiner von ihnen schimpft auf die Nation; und ich glaube, wenn man es ihnen auch verbieten würde, wie man es im Kaiserlichen thun soll, so würden sie wenigstens im Stillen gutes von einer Nation reden, die ihnen gutes reichlich erzeigte. Und eben dieß ist die wahre Propaganda, von welcher ein Göchhausen, Schirach und andre so viel zu sagen wissen, den Ort ihrer Existenz aber eben so wenig kennen, als die einzige Art, Humanität human zu handhaben und zu verbreiten.

Vierzigstes Kapitel.

Allerhand.

Der Jakobinismus hatte durch Robespierre's Sturz seine Hauptstütze verloren, und ging nun allmälig selbst zu Grunde. Er existirte vorzüglich in den Volkssocietäten, von welchen ich oben hinlänglich gehandelt habe. Die Volkssocietäten fuhren zwar auch noch nach Robespierre's Fall immer fort, aktiv zu seyn, aber man wurde bald gewahr, daß, obgleich sowohl die Pariser Jakobiner, als besonders die zu Bourdeaux und zu Nantes die Hinrichtung der Tyrannen Robespierre, Couthon, St. Just und andrer zu billigen schienen, indem sie der neuen Befreyung des Vaterlandes in ihren Sitzungen die höchsten Lobsprüche ertheilten, sie doch im Grunde dahin zielten, daß das von diesen eingerichtete System in seiner Kraft bleiben mögte. Aber eben dieses Zielen warf endlich auch die Volkssocietäten übern Haufen. Man hätte, wenigstens in Paris, bey der gewaltsamen Verschliessung des Jakobiner-Saals mehr Exzesse vermuthen sollen, als wirklich vorgefallen sind. Aber

die öffentliche Meynung entschied über die Entbehrlichkeit der Jakobiner und der Volkssocietäten: und so ging es ohne großes Blutvergießen zu; und in den Provinzen schlossen die Jakobiner ihre Säle nach und nach von selbst.

Von dieser Zeit an wurde der Name Jakobiner ein Schimpfname, und wenn man einen schlechten Streich nennen wollte, so sagte man: es sey un tour de Iacobin. Marat hatte bisher die Ehre genossen, daß man Straßen, Thore und Hospitäler nach seinem Namen genannt hatte: aber nun ward Marats Name verächtlich: man strich ihn aller Orten aus, warf seine zahlreich errichteten Büsten um, und in Paris wurde sogar sein Körper, so wie der des von ihm vertriebenen Mirabeau's aus dem Pantheon geworfen, und zugleich das kluge Dekret gemacht: daß in Zukunft niemand mehr im Pantheon aufgestellt werden sollte, als erst 10 Jahre nach seinem Tode, weil alsdann der für oder wider ihn streitende Partheygeist sich würde gelegt, und unpartheyischen Urtheilen Platz gemacht haben.

Der Terrorismus war mit dem Jakobinismus aufs engste verbunden, oder beyde waren vielmehr ein und dasselbe Ding. Ich bin völlig überzeugt, daß 1792, 93 und 94 das Schreckenssystem zur Gründung und Erhaltung der Republik

nöthig gewesen ist, und glaube fest, daß die Bemühungen des Robespierre und seiner Anhänger den Gegenbemühungen der Emigranten und der Uebelgesinnten am besten begegnet sind. Aber dem ohngeachtet mußte das Schreckenssystem doch einmal aufhören; und gerade gegen das Ende des Jahres 1794 schien der Zeitpunkt gekommen zu seyn, wo man wieder mit mehrerer Freyheit in Frankreich leben könnte. Die Jakobiner waren wirklich zu zahlreich und dadurch der bürgerlichen Freyheit gefährlich geworden: denn obgleich anfangs nach dem eignen System dieser Klubs, jeder Bürger völlige Freyheit haben sollte, sich in den Klub zu begeben oder nicht, so wurde doch bald hernach jeder, der sich mit den Jakobinern nicht vereinigte, für einen schlechten und verdächtigen Bürger gehalten.

Dieses hatte sehr viele und böse Folgen. Einmal wurden alle obrigkeitlichen Aemter mit Jakobinern besezt. Ich habe 1794 die ganze Regierungs-Administratoren in Coted'or zusammen gehalten mit den Listen der Klubbisten, oder der Mitglieder der in diesem Departement existirenden Volkssocietäten, und gefunden, daß beynahe kein einziger etwas zu sagen hatte, der nicht ein Jakobiner gewesen wäre. Freilich konnten die Leute nicht anders sprechen, als nach dem Gesetze, und

sprachen auch nicht anders, als jeder Andre würde gesprochen haben: aber es war schon Unrecht, und dem Grundgesetz der Gleichheit zuwider, daß blos Jakobinern der Weg zu öffentlichen Aemtern offen stand. Darunter litt die National-Freyheit.

Das jacobinische Unwesen wurde bey den Delationen noch viel sichtbarer. Man durfte nur einem von der Volkssocietät misfallen, oder sonst dessen Feindschaft auf sich laden, so lief man schon Gefahr, seine Freyheit auf lange Zeit zu verlieren. Man kennt die französischen Gefängnisse, und weis, wie sehr viel brave Bürger in den Jahren 1792, 93 und 94 in denselben geschmachtet haben, und mit welchen Winkelzügen und Finessen der Anhang des Berges die Loslassung dieser Unglücklichen gehindert hat. So hatte zu Mâcon ein durchreisender Volontär einen Jakobiner beleidiget, doch nur so, daß dieser deswegen nicht klagen konnte. Als aber der Volontär nachher nur sagte: sechs Livres in Papier wären ihm nicht so lieb, als ein Kronenthaler an Geld, so klagte ihn der Jakobiner an, und er wurde flugs eingesteckt, und mußte über vier Monate sitzen. Solcher Streiche sind gar viele vorgefallen.

Als nun vollends die Jakobiner gar erklärten, daß sie, so zu sagen, die Republik aus-

machten, und daß nur bey ihnen der ächte wahre Patriotismus anzutreffen sey, so vermehrten sie unter den Nichtjakobinern das Mistrauen, und wurden der innern Ruhe gar zu gefährlich: denn nicht Republikaner, nicht Jakobiner seyn, hieß Aristokrat seyn, und das zeigte den Weg zur Guillotine. Es ging übrigens den Jakobiner-Societäten, wie den Mönchsorden in der römischen Kirche. Unter diesen giebt es viele Mönche, welche das Unwesen der Möncherey gewiß recht gut einsehen, und von Herzen verabscheuen, und doch dafür wie für Haus und Hof streiten. Das thut der Partheygeist! Nach dem Sturz der Volkssocietäten hat sichs auch ausgewiesen. Der Kommendant Belin, mit dem ich noch an dem Tage meines Abmarsches aus Dijon nach der Schweiz sprach, und der ehemals Jakobiner, ja, selbst Präsident in dem ansehnlichen, aus 4500 Gliedern bestehenden Klub gewesen war, gestand mir offenherzig, daß er und die meisten Mitglieder über die Zerstörung der heillosen Verbindung (de cette cohuë infernale) froh gewesen seyen, und daß er nur mit Widerwillen hingegangen sey. Es war, fuhr er fort, gleichsam die Contrebalance des hundertköpfigen Konvents, und drohte mit der Zeit abermals viel Blutvergießen.

Ganz Frankreich war entzückt über den Sturz des Systems des Jakobinismus, und die gewesenen Glieder dieser Gesellschaften wurden nachher die besten Stützen des Konvents, und mußten es schon seyn, um sich nicht verdächtig zu machen. Statt der Jakobiner, kamen nun die Sektionen, wieder wie ehemals, zusammen, und berathschlagten über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Es wurde auch in jedes Departement ein Repräsentant geschickt, der sich nach der Lage und dem Gang der Geschäfte erkundigen, und dem Konvent Nachrichten darüber geben sollte. Zu diesen Missionen wählte man blos solche, welche bisher im Konvent noch keinen Antheil an den jakobinischen Diskussionen gehabt hatten.

Mit dem Jakobinismus hörte auch das Ding auf, welches man Surveillance nannte, und das blos in den Händen der Jakobiner war, ja, blos von ihnen organisirt und administrirt wurde. Jeder Bürger muß, so lautet das Gesetz, wenn er sieht, daß sein Mitbürger etwas zum Schaden des Staats unternimmt, es allemal anzeigen. Das war schon recht: aber die Jakobiner machten es stärker, und sagten: aller Orten muß ein Ausschuß existiren, der die Handlungen aller Bürger beobachtet, um jede Bewegung zum Schaden der Republik zu verhüten. Das war

zu viel, und gegen die Freyheit der Individuen. Diese Surveillances haben sich hier und da manches erlaubt, was man in keinem Staate dulden kann. Zu Dijon z. B. foderte ein deutscher Schneider, der aber schon sehr lange daselbst ansäßig gewesen war, einen Paß auf Neufchatel, um da Tuch und andere Sachen einzukaufen. Er erhielt den Paß, aber an dem Tage, als er abreisen wollte, verbot ihm die Surveillance, aus der Stadt zu gehen, weil er ein Deutscher sey, der vielleicht mit seinem Gelde entwischen würde. Wenn er das Geld zurücklassen wollte, so könnte er hinziehen. Er kam also damals nicht fort. — Ein Jude mit Geld, ohngefähr 200 Stück Louisd'or, wurde auf der Landstraße angehalten, und nach Dijon zurückgebracht. Er war vorher in Dijon gewesen, und man hätte ihn da arretiren können: aber man wollte ihn lieber auf der Landstraße festhalten lassen. Die Gensdarmen, welche ihn anhielten, brachten ihn nach ihrer Anweisung auf die Surveillance und diese schickte ihn gerade in Arrest, und rapportirte bey dem Distrikte: der Jude sey verdächtig, und habe auswandern, und das viele Geld mitnehmen wollen. Er saß über drey Monate. Aehnliche Eingriffe haben sich die Beamten der Surveillance sehr oft erlaubt.

Mit ihren eignen Mitgliedern verfuhren indeß die Jakobiner eben so strenge. Sie warfen ihre verdächtigen Anhänger sogleich aus ihrer Versammlung, und dann waren sie auch verlesen: ein einziger geringer Fehltritt brachte sie ins Gefängniß oder auf die Guillotine.

So sehr man vorher, als die Republik noch nicht dauerhaft gegründet war, den Moderantismus gehaßt und verfolgt hatte, so sehr wurde er nachher, als man von Royalisten und Aristokraten nichts mehr befürchtete, geliebt und geschäzt. Man sagte zwar nicht, daß man ein Moderantist sey, aber man befolgte doch alle Grundsätze dieses gelindern Systems, und predigte am Ende öffentlich, daß nun, nachdem man durch das Schwerd des Gesetzes und der Revolution den Royalismus gestürzt habe, die noch irrenden Bürger durch das Beispiel ihrer Mitbürger eines Bessern belehrt und zur Liebe der Republik angefeuert werden müßten. Robespierre und Marat und Pethion und Couthon und St. Just waren, als Republikaner, anfänglich allerdings auf dem rechten Weg, aber ihr Ehrgeiz machte sie endlich irren: sie suchten zulezt ihre eigne Größe, und würden diese vielleicht auf den Trümmern der Republik gegründet haben, wenn sie nicht zur rechten Zeit gefallen wären.

Indessen, so schuldig auch Robespierre, und sein Anhang seyn mag, so scheint mir doch nichts weniger wahr, oder auch nur wahrscheinlich, als daß er ein Anhänger der auswärtigen Feinde der Republik je gewesen sey. Seine Unternehmungen waren mit den Bemühungen der Jakobiner zu genau verwebt; und der Royalismus ist doch wohl dem Jakobinismus ganz entgegen! Kein Jakobiner kann einen König wollen — aber wohl einen Diktator!

Wenn aber Robespierre wirklich eine Diktatur hat stiften wollen, welches man doch aus allen vorliegenden Gründen, und aus allen Vermuthungen seiner Feinde, insofern sie sich auf Thatsachen beziehen, nicht hinlänglich folgern kann, so würde er der größte Thor gewesen seyn, wenn er sich dazu die Hülfe fremder Mächte hätte suchen wollen. Er war ja allen koalisirten Fürsten verhaßt, und sein Sturz wäre unvermeidlich gewesen, wenn nur Ein Wort davon herausgekommen wäre: und wie hätte so ein großes Projekt verborgen bleiben können! Und dann müßten ja die fremden Mächte noch kurzsichtiger gewesen seyn, als sie damals waren, da sie in Champagne eindrangen, wenn sie dem Robespierre zur französischen Diktatur hätten helfen wollen. Hätten sie vielleicht glauben sollen, der Diktator würde

dem Könige Ludwig XVII Plaz machen? Oder sollten sie einen vortheilhaften Frieden mit einem Manne haben schließen wollen, der blos durch glückliche Bemühungen gegen die Feinde, die Gunst und das Zutrauen der Nation erwerben und erhalten mußte? Gewiß, wenn man dieses bedenkt, so findet man gar keine Wahrscheinlichkeit, daß Robespierre sich mit den fremden Mächten je eingelassen habe. Die Zeit muß indeß die wahren Umstände der Geschichte dieses so merkwürdigen Mannes, für und wider welchen sich so vieles mit Grund sagen läßt, in ein helleres Licht setzen: bisher ist sie noch sehr im dunkeln.

Das Maximum oder die Taxe, über welche hinaus nichts verkauft werden durfte, war vorzüglich eine Anstalt des Robespierre, und sehr drückend für das Landvolk. Anfänglich mogte das Maximum nothwendig seyn, aber nachdem das Papiergeld sich auf eine ungeheure Art in Frankreich gehäuft hatte, so war gar kein Verhältniß mehr zwischen den Waaren und dem imaginären Aequivalent derselben, oder dem Papiergelde.

Ich muß hier eine kleine Anmerkung anbringen, welche vielleicht einiges Licht über dieses Maximum und über andere verwandte Fragen verbreiten kann.

Man setze: es seyen ehemals in Frankreich 4000 Millionen Livres im Kurs gewesen, ob ich gleich überzeugt bin, daß nicht 3000 Millionen in Spezies daselbst existirt haben. Man nehme ferner an, daß damals 50,000 Millionen Papiergeld darin existirten, welche Annahme in der That noch zu gering ist. Nun berechne man das Verhältniß, und man wird finden, daß schon wegen der großen Menge des Papiers, die Waaren weit theurer seyn mußten, als vorher, da noch Geld allein kursirte. Wenn daher ehemals eine Bouteille Wein 2 Sous kostete, so mußte man damals 25 geben, nach dem Verhältniß von 4 zu 50: und nach dieser Annahme, welche aber weder auf jener noch auf dieser Seite richtig ist, da dort zu viel Geld im Cours und hier zu wenig Assignaten im Umlauf angegeben sind, mußte der Louisd'or schon 300 Livres in Papier gelten.

Hieraus ist ersichtlich, daß das Maximum aufgehoben, oder wenigstens gar sehr erhöhet werden mußte, wenn man nicht die größte Ungerechtigkeit begehen wollte. Die Einführung des Papiergeldes war eine Unternehmung aus Noth, und die Fortsetzung desselben hat der zerstörende Krieg aller Mächte gegen Frankreich erzwungen. Das Maximum wurde abgeschafft, und jedem wieder erlaubt, zu verkaufen, wie er wollte. Freilich stiegen nun

alle Waaren beträchtlich, aber nun war auch alles zu haben, wenn man nur Papier hatte: viele verkauften jezt, welche vorher für den geringen Preis nicht verkaufen mogten. Hätte man das Maximum erhöhen wollen, so würde dieses, weil doch bald wieder eine neue Erhöhung nothwendig geworden wäre, nur neue verdrießliche Umstände, und Verwirrungen bewirkt haben.

Waaren tariren, heißt es im Gesetz, gehört dann nur für den Staat, wenn Gefahr da ist, daß der Staat ohne eine solche Taxe Schaden leiden würde: sonst hat jeder Einwohner das Recht, das Seinige so hoch und so niedrig zu verkaufen, als er will. Der Konvent hat also bey der Kassation des Maximums sich nur eines Rechts begeben, welches er bisher wegen der mißlichen Lage des Staats hatte usurpiren müssen.

Niemand verlohr eigentlich bey der Aufhebung des Maximums: denn mußte man mehr geben, so erhielt man auch mehr für das, was man zu verkaufen hatte, und der Tagelohn der Arbeiter mußte natürlich auch erhöhet werden. Man hat zwar in allen ausländischen Zeitungen geweißagt, daß die französische Republik den lezten Herzstoß bekommen hätte durch die Abschaffung der allgemeinen Waaren-Taxe, aber auch diese Weissagung ist wie so viele andere, ohne Erfüllung ge-

blieben. Es sind seit der Zeit schon drey Jahre verflossen, und die Republik steht noch in ihrer fürchterlichen Größe.

Indessen ist nicht zu leugnen, und darf keinesweges verschwiegen werden, daß der Wohlstand in Frankreich jenen Grad noch lange nicht erreicht hat, dessen dieses Reich fähig ist, ob es gleich auch wahr ist, daß die, welche damals von Hungers-sterben radotirt haben, entweder die Sache nicht kannten, oder nur gern von dem verhaßten Volke nichts gutes sagen mogten.

Der Weg zur Freyheit durch Revolutionen geht über große Ströme Blut und durch Thäler voll Elend, sagt Voltaire, und blos das hohe Glück, frey als Mensch zu leben, kann den Menschen gegen das Elend stählen, das Revolutionen nothwendig mit sich führen. Aber hier ist der Ort nicht, diesen fruchtbaren Gedanken weiter auszuführen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Verfolg meiner eigenen Geschichte.

Die Wunde auf meiner Brust ging im Herbst 1794 wieder von selbst auf, nachdem sie einige Zeit zugenarbt gewesen war. Ich befragte darüber meinen Bekannten, den Feldscheer Gibasier, und dieser legte mir ein Pflaster auf, und versicherte mich, daß sich etwas von dem Brustknochen absondern würde. Er nannte dieses Exfoliation: denn die französischen Aerzte haben ihre eigenthümliche Sprache, so gut, wie die Deutschen. Ich bekam wegen dieses mir fremden Wortes noch Streit mit dem braven Mann; denn als er in seiner medizinischen Demonstration sich des Ausdrucks s'exfolier bediente, merkte ich ihm an, das sey ja ein neues, unverständliches Zeitwort: se détacher bedeute eben das, und sey jedem verständlich. Wie du es verstehst, erwiederte er heftig: se détacher — das sagt jeder unwissende Junge, s'exfolier sagt der Mediziner: das ist ein Kunstwort, und ein Kunstwort gilt mehr als hundert gemeine Wörter, gesezt auch, es sage nichts mehr. — Bey diesem Ausbruch dachte ich an einige Philoso-

phen in Deutschland, deren ganze Kunst meist nur in Erfindung neuer Wörter, oder im Verdrehen der Bedeutung der ältern besteht, und fand, daß Citoyen Gibasier nach seiner Art eben so gut räsonnirte, als mancher große Philosoph in Deutschland.

Die Kur des Gibasier hatte nicht den Erfolg, welchen ich davon hoffte. Er wohnte einmal zu weit von meiner Wohnung, als daß ich ihn oft hätte besuchen können, und war meistentheils, wenn ich zu ihm kam, ausgegangen: meine Wunde blieb also oft 6 = 8 Tage ohne Verband. Dieser Umstand vermehrte die Eiterung, und den dadurch erregten beschwerlichen Geruch für mich und Andere, und dieß um so mehr, da es mir obendrein an allem mangelte, um die Wunde selbst zu reinigen.

In unsrer Kaserne fand sich indeß ein Mensch, der von der Chirurgie etwas wissen wollte, und dieser versprach mir, mich innerhalb einigen Wochen völlig wieder herzustellen. Seine Kur aber bestand auch nur im Auflegen eines gewissen Pflasters, das ebenfalls wenig oder vielmehr nichts wirkte. Ich ließ also auch diesen gehen, und legte weiter nichts auf, als Schirlingspflaster, dessen gute und heilsame Wirkung mir schon lange bekannt war.

Der Direktor im Hospital Rousseau, welcher erfahren hatte, daß ich rechnen konnte, bath mich, ich mögte seinen Sohn darin unterrichten; und dieser lernte so gut, daß er innerhalb sechs Wochen alle Species der Arithmetik und die Regel de Tri fertig inne hatte.

Sonst waren auch Schulen in Dijon, aber die Revolution hatte damals sie alle zerstöhrt. Diese Stadt hatte ein in ganz Frankreich berühmtes Collegium, welches ein gewisser Godran in der Mitte des 16ten Jahrhunderts auf seine Kosten gestiftet, und herrlich dotirt hatte. Es war anfänglich nicht für die Jesuiten bestimmt worden, aber diese feinen Plusmacher rissen es hernach an sich, wie das berühmte Collegium Claremontanum zu Paris. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens bekam das Collegium ordentliche Professoren, worunter der bekannte Dulard gewesen ist. Ausser diesem Collegium war auch eine ansehnliche Akademie zu Dijon, welche sich besonders dadurch ausgezeichnet hat, daß sie das berühmte Paradoxum des J. J. Rousseau über die Schädlichkeit aller Künste und Wissenschaften krönte. Sie hat sich dadurch von allen gelehrten Innungen in ganz Europa Vorwürfe zugezogen, sich aber nicht übel dagegen vertheidiget.

Als ich mich in Frankreich aufhielt, war der Zustand der zünftigen öffentlichen Gelehrsamkeit nicht in den besten Umständen. Ich verstehe hier unter dem Zustand der genannten Gelehrsamkeit die Schulen und Universitäten, welche ehemals in diesem Lande ziemlich zahlreich gewesen waren. Diese wurden mit dem Fall der öffentlichen Religion vor der Hand auch abgeschafft, und das lag in der damaligen Ordnung der Dinge unabänderlich. Die Universitäten und alle Schulen waren größtentheils mit Geistlichen als Lehrern besezt; diese hingen dem Papst und dem Katholicismus an. Die übrigen Lehrer waren meist alle Anhänger der Royalisten, lebten vorher von der Besoldung des Hofes, sangen also dessen Lied nach der hergebrachten geläufigen Melodie, und wurden eben darum entweder abgesezt, oder emigrirten von selbst. Die Schulen gingen also entweder von selbst ein, oder man war genöthiget, sie wegen der Widersezlichkeit der Lehrer auf eine Zeitlang ganz aufzuheben.

Robespierre verfuhr, in dieser Rücksicht, nach seiner Art ganz konsequent. Einmal standen ihm und seinem Systeme alle alten monarchischen und theologischen Schulfüchse schon als Schulfüchse theoretisch und praktisch im Wege. Auch er benahm sich, nach dem nemo me major, nero-

nisch, und dann dachte er sich die Gelehrten gerade so, wie sehr wenige von ihnen nicht sind. „Wer sind unsere Feinde?“ frägt er in dem Katechismus, welchen man nach seiner Hinrichtung unter seinen Papieren gefunden hat, und antwortet: „Die Reichen und die Schriftsteller.“ — Er frägt weiter: „Wie kann man die Schriftsteller zum Schweigen bringen; wie sie für die Sache des Volkes stimmen?“ Antwort: „Sie sind denen ergeben, von welchen sie bezahlt werden. Nun ist aber niemand im Stande, sie zu bezahlen, als die Reichen, diese natürlichen Feinde der Gerechtigkeit und Menschlichkeit; folglich müssen die Schriftsteller, wie die Reichen, als die gefährlichsten Feinde des Vaterlands durch Proscription aus dem Wege geräumt werden.“

Das war freilich Robespierrisch gedacht, aber die Grundlage seines Räsonnements kann man in mancher andern nachtheiligen Rücksicht eben nicht läugnen. Die Akademien in Frankreich hatten, wie so viele anderwärts, bis zur Zeit der Revolution theils blos spekulative, theils kriechende und den Despoten und dem Despotismus schmeichelnde Preisfragen aufgegeben. Lehrer des Fürsten und der Nation waren sie, für die Hauptsache, nie. Der Despotismus ließ es nicht zu, den Gemeingeist auf Gegenstände zu lenken, die für das Volks-

und Fürsten-Wohl von der größten Wichtigkeit sind. Rettung der Menschen- und Bürger-Rechte, Enthüllung des Despotismus, Volksbildung, Volksnahrung, Industrie, Erweckung des Patriotismus, Erziehung der Jugend u. d. gl. waren nie ihre Aufgaben. Was Montesquieu, D'Alembert, Voltaire, Mably, Rousseau und ihres Gleichen Gutes aufkeimen machten, das mußten sie und die Bischöffe wieder zu ersticken suchen. Sie waren also nie selbstständig, sondern nur pensionirte Sklaven des Hofes und der Kirche. Erst nachdem diese in Frankreich wankten, veredelten sich jene, und da erst fragte die Akademie zu Metz: Welche sind die Mittel, die Vaterlandsliebe bey dem Volke zu erwecken? — Welche die, dem Volke die Nahrung zu versichern, und zwar dergestalt, daß man die Beschwerden des Mangels abwende, ohne dem Ackerbau zu schaden? — Dann die zu Lyon: Welche Grundsätze und welche Gesinnungen muß man den Menschen zu ihrem Wohl einzuflößen suchen? — Nachher die zu Dijon: Welchen Einfluß haben die Sitten der Regierung auf die Sitten des Volks? u. d. gl. *)

---

*) Diese und andere Fragen, welche so interessant sind, und das Wohl des Volkes so nahe angehen, hat Villaume so richtig und so edel beantwortet, daß einsichtige Freunde von

Was die philosophische und Staatswirthschaftliche Klasse der Akademien that, das that nicht die theologische und deren Anhang in Schulen und Kirchen. Diese hingen, wie gesagt ist, dem politischen und religiösen Despotismus nach einem schlendrianischen Mechanismus fest und halsstarrig an, und waren meist recht schlechte Menschen, nach dem Sprichwort: je näher bey der Kirche, desto ferner von Gott. Die Oekonomen, Physiokraten, Chemiker, Mediciner und Philosophen wurden fast alle Jakobiner, aber Jakobiner in dem Sinne, nach welchem sie als Retter der Menschenrechte und des Volks zuerst auftraten. Die übrigen waren und blieben meist rasende Dummköpfe, Egoisten, Vicepäpste und dergleichen, und wanderten entweder aus, oder wurden proscribirt, guillotinirt oder transportirt.

Ueberhaupt habe ich die Bemerkung schon oft und häufig gemacht, daß die Gelehrsamkeit im allgemeinen die Menschen zwar bessert, ihren Verstand erhellt, und sogar auf ihre Moralität einen wohlthätigen Einfluß hat; daß folglich wahr ist, was Ovidius sagt: *)

Landwirthschaftlicher Polizey hierüber nichts wichtigers lesen können, als die Abhandlungen, das Interesse der Menschheit und der Staaten betreffend, von Villaume. Altona, bey Hammerich, 1794.

*) Ex Ponto Lib. II. Ep. IX.

— ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Aber so bald der Gelehrte die Gelehrsamkeit handwerksmäßig treibt, d. i. sobald er in eine gelehrte Innung tritt, und darin ein Amt erhält, wobey es aufs Dociren ankömmt, dann verliert er größtentheils die Humanität, welche sonst die Wissenschaften verleihen, wird egoistisch, stolz, herrsüchtig und aufgeblasen, und schadet dem Fortgang seiner Wissenschaft mehr, als er ihr mit seinem Dociren nützt.

Den Beweis davon findet man, leider gar zu oft in ihren Büchern und noch öfterer in ihren Recensionen, so, daß man heutzutage einen Grobian weit treffender mit einem Recensenten, als mit einem Bauer vergleichen kann. Den Egoismus der Gelehrten merkt man alsdann erst recht, wenn irgend jemand einen Brodweg einschlägt, den schon ein Anderer im Alleinbesitz zu haben glaubt. Wie kaufmännisch benahm sich das Institut der allgemeinen Literatur-Zeitung in Jena, als ein ähnliches zu Salzburg sich nur ankündigte! Eben so erniedrigend benahm sich Hr. Becker in Gotha, als von Leipzig aus ein litterärischer Anzeiger auf seinen Reichsanzeiger folgen sollte. Was die Herren theoretisch tadeln, das fodern sie für sich praktisch — Monopolien. Kurz, Gott, Religion,

Moral und Gemeinwohl gelten bey manchem Gelehrten nur so weit, als sie ihnen zu ihren merkantilischen Spekulationen zunächst dienen können. Man kann auch von ihnen sagen:

Deme ipsis lucrum: — Superos et templa negabunt.

Hr. Salzmann scheint mir daher ganz recht zu haben, wenn er die Universitäten, oder die Gelehrten-Fabriken als eigentliche Anomalien der menschlichen Gesellschaft darstellt *). Es mag also eben kein großer Schaden für Frankreich seyn, daß man die altfränkischen Universitäten dort aufhob, um an deren Stelle angemeßnere Lehranstalten dereinst zu errichten.

Indessen fehlte es schon zu meiner Zeit nicht durchaus an Leuten, welche gemeinnützige Wissenschaften öffentlich lehrten. So z. B. wurden zu Anfange

---

*) Wenn aber Hr. Salzmann im Carl von Carlsberg eine Hölle auf Erden geschildert hat, und jezt einen Himmel auf Erden herausgiebt: so muß sich die Welt in Salzmanns Augen sehr vortheilhaft geändert haben, jedoch so, daß die andern Deukalioner dieß eben nicht sehr spühren, oder Hr. Salzmann ist selbst eine Anomalie von eigner Art, wie sein Bothe aus Thüringen: und dann wäre beyden das heilsame Kräutlein, Wahrheit und Unpartheylichkeit, sehr zu empfehlen, um nicht in das lucri bonus odor schändlich zu verfallen. — Indeß nichts für ungut, meine Herren: ich stehe wieder zu Diensten in puris naturalibus — mit allen meinen Blößen! Nun aber sage man nicht weiter: Corvus corvum non rodit. —

des Jahres 1794 in Marseille drey Lehrer der Hydrographie angestellt; zu Besançon war eine Schule der Mathesis und besonders der Artillerie, und der damit verbundenen Wissenschaften. Die Medicin und besonders die Chirurgie werden jezt in allen großen Städten vorzüglich gelehrt. Bey dem allen ist aber doch die eigentliche Gelehrsamkeit, das heißt, die Geschichte, Geographie, Philologie und künstliche Philosophie sehr in Verfall gekommen: denn von der Theologie und dem sogenannten Recht kann der Neufranke ohnehin nichts mehr brauchen.

Die Schulen waren demnach nicht nur in den Städten, sondern auch auf den Dörfern eingestellt. Man unterrichtete vorher in den gemeinen Schulen ohnehin blos im Katechismus, selten lehrte man die Kinder rechnen und schreiben: an allen andern Unterricht war gar nicht zu denken. Man kann mir glauben, daß der gemeine Mann in Frankreich zehnmal unwissender ist, als der in Deutschland: denn sehr selten kann einer lesen; und orthographisch schreiben — vermag kaum der kultivirte. Ich habe Kriegskommissäre gekannt, welche im Schreiben Schnitzer über Schnitzer machten. Daher hält man jezt die Distrikte dazu an, daß we-

nigstens einige ihrer Mitglieder die Orthographie verstehen müssen.

Um diesem Uebel abzuhelfen, that man schon zu meiner Zeit häufige Vorschläge zur Verbesserung des Schulwesens, und zur Einrichtung eines bessern Unterrichts. Ich kann nicht sagen, in wiefern diese Vorschläge gefruchtet haben, und was durch sie Gutes bewirkt ist: Man erfährt in Deutschland zu wenig davon, oder einseitig oder verstellt.

Da ich in der Kaserne bey den Deserteurs lag, dieses Gesindel aber durchaus nicht verdauen konnte, so ging ich schon früh Morgens fort, und kam Abends spät wieder. Oft blieb ich auch über Nacht weg, und verweilte dann theils bey den Kriegsgefangenen, theils bey dem Gastwirth Vienot, wo immer eine muntere Gesellschaft sich einfand. Mir war es überhaupt leicht, Bekanntschaften anzuzetteln, indem ich die Landes-Sprache ziemlich fertig redete, und immer so sprach, wie man es gern hörte. Denn da die Franzosen jezt samt und sonders politische Kanngießer sind, so kann man sich bey ihnen leicht insinuiren, wenn man von ihren Gesetzen, ihren Einrichtungen, von den Regenten und Fürsten und andern ähnlichen Gegenständen so spricht, wie sie jezt denken, und dabey allerhand Anmerkungen aus der Geschichte einflicht. Vie

not rief mich oft in sein Haus, wenn er Gesellschaft hatte, und das, wie er sagte, pour égayer la conversation. Bey dieser Gelegenheit stand mir jedesmal eine halbe Bouteille Wein zu Diensten. Sehr oft zogen mich die Franzosen mit in ihre Zeche, und dann ging ich allemal frey durch. Ich gestehe das gern, weil ich mich nicht schäme, Wohlthaten von denen anzunehmen, die mich ihres Umgangs und ihrer Freundschaft würdigen. Meine belehrende Unterredung war indeß wohl auch was werth.

Ich gab gleich nach meiner Zurückkunft von Mâcon täglich wieder 6 Stunden, und verdiente also alle 5 Tage wieder 15 Livres: daneben erhielt ich noch 2 Livres 10 Sous Traktament, hatte also 17 Livres 10 Sous alle fünf Tage, nebst meinem Brode. Daß ich also nicht darben durfte, versteht sich von selbst.

Ich muß gestehen, daß meine Herren Scholaren mich auf eine sehr freundschaftliche Art immer behandelt haben. Ihnen verdanke ich manchen frohen Tag, und würde noch besser zurecht gekommen seyn, wenn meine Augen gegen den Herbst 1794 nicht fürchterlich gelitten, und mich zu allen litterärischen Arbeiten unfähig gemacht hätten.

Einige Zeit nämlich nach meiner Befreyung aus dem Gefängniß entzündeten sich meine Augen.

Warum? Das weiß ich nicht, aber Doktor Antoine meynte, daß der Burgunder keinen geringen Antheil an diesem Uebel haben mögte. Ich suchte nun mir zu helfen, und machte Aufschläge von frischem Brod und Wasser, welches mir ein Weib gerathen hatte; aber das half nichts. Da ich doch nicht unterließ, täglich Wein zu trinken, und einstmals bey einer frohen Gelegenheit des Guten merklich zu viel that: so konnte ich den folgenden Tag beynahe gar nicht mehr sehen. Ich tappte also zu dem ehrlichen Doktor Antoine, dessen Geschicklichkeit und guter Wille mir bekannt war, und bath ihn um Rath und Hülfe. Antoine erschrack sehr, schüttelte den Kopf, und sagte mir gerade heraus, daß ich um mein Gesicht kommen könnte, wenn ich mich im Trinken nicht mäßigte und mich nicht gehörig kuriren ließe. Ich sollte nur gleich aufs Spital gehen. Belin gab mir also einen Zettel, und ich quartierte mich zu Marat ein, welches Hospital damals auch seinen Namen änderte und hôpital Mably genannt wurde. Marat nämlich, wie man weiß, war damals aus dem Pantheon geworfen worden, und gleich darauf wurden alle Spitäler, Straßen und Plätze, welche sonst seinen Namen führten, umgenannt. Mit mehrern Namen z. B. Robespierre, Pelletier und Mirabeau hatte es bald nachher dieselbe Bewandniß.

Man legte mir Blasenpflaster in den Nacken, ließ mir am Arm zur Ader, und sezte Blutegel hinter meine Ohren: und durch diese Kur kam ich innerhalb acht Tagen wieder zu dem völligen Gebrauch meiner Augen. Ich hätte nun so fort, das Spital verlassen können, aber ich zeigte dem Chirurgus Vallée meine Brustwunde, und dieser fand sie bedenklich genug, um deßhalb mit dem Oberchirurgus zu sprechen. Man ward einig, daß sie erweitert werden müßte, ehe man sie heilen könnte, daß man aber doch noch einiges Andere versuchen wollte, bevor man zum Schneiden schritte. Indessen lebte ich im Hospital ganz ordentlich, welches ehemals ein von den Jesuiten erbautes, hernach aber dem Prinzen Condé zugefallenes Palais war, mit einem ungemein schönen, weitläufigen Garten.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Die Offiziere, welche ich sonst unterrichtete, hatten, ich weiß nicht recht, weßwegen, ihre Offizier-Löhnung verlohren, und mußten, wie die Gemei-

nen, mit 10 Sous täglich vorlieb nehmen*). Sie erklärten mir also, daß sie meinen Unterricht nicht ferner mehr alle belohnen könnten, bis sie ihren vollen Gehalt wieder haben würden, wie sie zuversichtlich hofften, und wie auch nachher wirklich geschehen ist. Also war ich genöthiget, wenn ich nicht von 10 Sous leben wollte, meine Subsistenz einstweilen auf eine andre Art zu suchen. Ich zog darüber den Infirmier-Major Julien zu Rathe — nicht Fraipont, denn dieser war nach Passy als Oberkrankenwärter abgegangen — und Citoyen Julien rieth mir, wieder Krankenwärter zu werden, welches durch den Direktor Aubert leicht auszuwirken sey. Ich war über diesen Vorschlag sehr froh, und da ich schon vorher Krankenwärter gewesen war, und die Vortheile dieses Postens aus Erfahrung kannte, so ersuchte ich den Major, sofort mit Aubert reden zu wollen. Aubert, dem ich längst bekannt war, versprach, mich anzubringen, nur ginge es nicht gleich, weil

---

*) Vielleicht sollte dieß eine Art von Vergeltung gegen das viele Böse seyn, das ihre Gefangnen in Deutschland leiden mußten. Ganz unbekannt war dieß dem Convente nicht geblieben, auch nicht die Löhnung für dieselben in falschen Assignaten, u. d. gl. Der Convent hat sich der Sache ihrer Gefangenen endlich ernstlich angenommen, und dadurch deren bessere Verpflegung in Deutschland bewirkt. Diese war denn wohl auch die Ursache von der Wiederherstellung der vollen Löhnung für die gefangnen deutschen Offiziere.

keine Stelle offen wäre; doch — sezte er hinzu — würden bald mehrere Kranke ankommen, und alsdann könnte ich den Augenblick eintreten: ich mögte indessen immer im Hospital mich aufhalten.

Dadurch war ich also geborgen, zumal, da ich die Erlaubniß hatte, in die Stadt — das Spital lag eine gute Strecke vor dem Thore — zu gehen, so oft ich wollte. Bisher besorgte ich Manches in der Apotheke, und erhielt dafür manch hübschen Trunk Wein von der vortrefflichsten Sorte.

Einer von meinen Scholaren, Herr von Brandenstein, sächsischer Lieutnant, wurde um diese Zeit krank, und bezog das Hospital. Seine Krankheit war aber unbeträchtlich, und so konnten wir immer miteinander gehen, und uns die Zeit verkürzen, welche wir übrig hatten. Dieses leistete mir auch die Lektüre, und ich versichere, daß ich während meines ganzen Aufenthalts in den französischen Spitälern wenigstens 40 Bände durchgelesen habe, und nicht obenhin.

Die Kranken, welche von den Armeen kommen sollten, und auf deren Ankunft mich Julien vertröstet hatte, kamen nicht, und man beschloß im Oktober, das ganze Hospital Marat oder Mably aufzuheben, und es mit dem Spital Jean Jaques zu vereinigen. Dieß geschah, und wir begaben

uns ins ehemalige Kapuzinerkloster. Wer nicht gehen konnte, den fuhr man.

Hier lag ich noch ohngefähr 4 Wochen, bis in den halben November. Da aber kein Platz für mich, als Krankenwärter, aufging, so entschloß ich mich, Mittel zu suchen, wie ich ohne Gefahr aus Frankreich kommen könnte; denn einmal war ich immer in einer gefährlichen Lage, und es konnte leicht sich noch etwas entdecken, das mir höchst schädlich hätte werden können. Man weiß ja das Sprichwort, daß der Verräther nicht schläft. Ich schrieb also nach Halle an den rechtschaffnen Herrn Bispink, und was seine Antwort enthalten und bewirkt hat, soll weiter unten erzählt werden.

Ich verließ endlich mit Herrn Leutnant von Brandenstein das Hospital, und legte mich wieder in die Kaserne, aber, lieber Gott, wie sah es da aus, als ich jezt hinkam! Das Stübchen, worauf ich ehedem Quartier gehabt hatte, war ganz zerstöhrt: die Thüren des ganzen weitläufigen Klosters waren fast alle verbrannt, so, wie die Fenster und Dielen, die man nur hatte aufreißen können. Blos jene Zimmer waren verschont geblieben, worin die Deserteurs lagen, deren noch ohngefähr 60 von mehr als 800 in Dijon haußten: die übrigen hatte man, wie ich

schon erzählt habe, an andre Oerter hingebracht, und manche waren heimlich entwichen.

Für Republiken — ich merke das für Leser, welche eben keine Kenner der Geschichte sind — ist es überhaupt nie rathsam, viele Ausländer im Dienste zu haben. Den Grund davon enthält die Geschichte der Römer, welche gerade durch die Menge der Barbaren, die ihnen dienten, der Gothen, Heruler, Alanen, Alemannier und anderer zu Grunde gingen. Hätten blos Römer den römischen Staat vertheidiget, so wäre er wahrscheinlich weit länger bestanden. Selbst unser Herman oder Arminius diente den Römern, ward Bürger, Ritter und endlich Offizier: und Herman ward doch an ihnen — zum Verräther.

Was die Ausländer bey den Römern thaten, thaten ihrer viele auch bey den Franzosen in der Vendee und anderwärts. Sie trieben sogar Raub und Mord. So z. B. ging ein Deserteur von den Kaiserlichen, Namens Maar, ein Schweizer, mit einem französischen Volontär nach Auxonne von Dijon aus. Da Maar französisch konnte, so machte er mit dem gutmüthigen Volontär bald Bekanntschaft, und dieser sagte ihm, daß er nach Strasburg gehen würde, daß er noch einige hun-

*) Man lese den Tacitus Lib. I. Annalium.

dert Livres an baarem Gelde hätte u. dgl. Maar schlug dem Unbefangnen vor, in einem Dorfe einzusprechen, und hielt ihn bey Wein auf bis gegen die Nacht. Es war finster, als sie gingen, und eine Stunde von Auxonne im Walde, ermordete Maar seinen Gefährten, nahm dessen Geld, Paß und Uniform, und ging nun, als Volontär, bis Befort, wo man ihn aber in Verdacht zog und anhielt. Er ist bald hernach, im Sommer 1794, zu Auxonne erschossen worden. — Verbrechen dieser Art waren bey den fremden Ausreißern in Frankreich sehr gemein, und ich könnte deren mehrere anführen, wenn ich nicht befürchten müßte, meine Leser zu ermüden. *)

Selbst in den Spitälern führten sich diese Bursche auf, wie die Bestien. Sie schlugen sich, besoffen sich, machten Lärmen, wie trunkene Bauern, so daß man immer einige nach der Wache schleppen mußte. Ce sont des mâtins incorrigibles,

---

*) Daß ich von den ausländischen Deserteurs in Frankreich schon einiges habe, weiß ich, aber ich weiß auch, daß eben diese Leute, nebst den Emigrirten, die Hauptschuld auf sich haben, daß die Ansicht von Frankreich den Ausländern getrübt bleibt, und daß eben dadurch der Nationalhaß noch immer Nahrung zieht, und eine friedfertige Annäherung hindert. Ich halte es daher für Pflicht, diese Landalocken von jeder Seite kenntlich zu machen, damit man selbst bestimmen könne, wieviel Glauben sie verdienen.

sagten die Chirurgen; ce sont des scélérats, des pendarts, sagte der Direktor und der Kriegskommissär.

Das äußere Ansehen der meisten dieser Buben war eben so abscheulich: sie glichen in allen Stücken den verworfensten Bettlern. Beyher regierte Krätze und venerische Krankheit bey den Meisten. Kurz: man kann sich nichts abscheulicheres denken, als diesen Auswurf der Menschheit.

Die Franzosen wurden gegen diese Unholde endlich so aufgebracht, daß Deserteur und Taugenichts beynahe Synonyme wurden. Anfänglich genossen die Deserteurs ihre völlige Freyheit, und brauchten in den Distrikten keinen Paß; aber als sie anfingen, in den Dörfern und auf dem Felde zu plündern und zu stehlen: da erst erhielten die Kommendanten Befehl, nur solchen einen Paß zu geben, die ehrlich zu seyn schienen. Ich, ohne Ruhm zu melden, habe immer einen Paß gehabt.

Man bemühte sich, den Ausreißern Arbeit und Gelegenheit zu Verdienst zu verschaffen, aber die meisten mogten nicht arbeiten, und ließen sich lieber von den lästigen Hemd-Insekten anfressen. In Mâcon arbeiteten zu meiner Zeit mehr als 300 an dem Abtragen des Walls, womit diese Stadt, wie ehemals Leipzig, umgeben war. Der Mann erhielt täglich 20 Sous, zweymal Suppe, ein Pf. Fleisch und eine Bouteille Wein, außer seiner Löh-

nung, und seinem Brode. Mit einem Worte: die Leute würden es recht gut gehabt haben, wenn sie nur gut sich hätten nehmen wollen: aber ein Schuft bleibt gewöhnlich ein Schuft, und bessert sich selten.

Der Dijoner Kommendant Belin war daher immer froh, wenn er hörte, daß Deserteurs fort wären. So bin ich denn abermals, pflegte er alsdann zu sagen, einige dieser sacrés mâtins los! Zu Basel hat man mir nachher geklagt, daß sehr viele in die Schweiz geschlichen wären, und da die Wege unsicher machten. Einige von ihnen sind auch in der Schweiz gehenkt worden.

Die Franzosen hielten die Deserteurs vorzüglich deswegen zurück, damit sie den Verbündeten nicht wieder dienen mögten. Sie zeigten also, daß sie schlechte Geographen sind, oder die Sache nicht genug überlegt hatten, als sie 1794 den Polen, Schweizern, Dänen, Schweden, und andern aus neutralen Ländern erlaubten, nach beygebrachtem Taufschein, in ihr Vaterland zurück zu kehren. Denn wie sollte es einem Polen, Dänen, Schweden, Russen und andern möglich seyn, in sein Land zurück zu kommtn, ohne unterwegs angehalten und zu Diensten gezwungen zu werden? Ich weiß, daß die östreichischen und preußischen Werber jeden brauchbaren Deserteur sich nicht entwischen

lassen, was auch einige dagegen sagen mögen. Ueberdieß, wie sollten die Deserteurs beweisen, daß sie Polaken, Dänen u. s. w. seyen? Nach Hause schreiben und Taufscheine kommen lassen, konnten nur die Schweizer, Venetianer und Florentiner: die sehr weit entfernten mußten das lassen. Einige wenige erhielten Taufscheine, aber die andern? Nun, die fanden schon Rath, wenigstens die klügern. Unter den Deserteurs fand sich ein gewisser Prips, welcher ehedem Latein gelernt hatte, und einen Taufschein zu fabriciren wußte. Dieser fing an, ganz in der Stille für einige vertraute Freunde Taufscheine aufzusetzen. Anfänglich ging das Ding: die Leute auf dem Departement waren eben nicht sehr skrupulös, und wenn einer ein Papier von der Art brachte, so gab man ihm einen Laufpaß nach Basel: denn dahin mußten sie alle. Endlich machte Prips sich selbst einen Paß, und entkam.

Nach ihm trat ein Andrer auf, Namens Mann, gebürtig aus Lübeck, und ehedem Dragoner bey den Preußen, ein erzschlechter Kerl und großer Spizbube. Er verstand auch etwas, aber blutwenig Latein, konnte schreiben, und schrieb denn auch Taufscheine. Aber kaum kamen sie den Herren auf dem Departement zu Gesichte, als sie dem Kommendanten Belin befahlen, die Ueberbrin-

ger zu arretiren, und nach der Conciergerie zu bringen. Die Formel der Taufscheine von Mann war folgende:

Cum Deo!

Anno Domini 1756 die quintus Majus baptisatus est in ecelesia Sancti Ulrici Johannes filius Andreas Maus et Dorothea sua femina. Compater fuerunt Johannes Vogt et Magdalena Cramp, sua mulier. Atteстor, Warschau, d. 25. October 1789.

Augustinus,

Canonicus et Pastor.

Solches Geschmier mußte den Beamten auf der Municipalität die Augen bald öffnen. Sie untersuchten mehrere Taufscheine, und siehe da, diese trugen die Zeichen der Falschheit sichtbar an sich. Sie waren oft auf Papier geschrieben, in welches die Worte; liberté égalité eingeprägt oder eingestempelt waren. Mann mußte auf zwey Monate ins Gefängniß.

Eines Tages ließ mich der Kommendant Belin zu sich kommen. Höre, sagte er, Gibasier hat mir gesagt, daß du latein verstehst: du bist also im Stande, auch Taufscheine zu machen. Ich bitte dich aber, das nicht zu thun: das Departement hat beschlossen, jeden Verfälscher von der Art auf ein ganzes Jahr einzustecken. Ich dankte dem guten Belin für seinen Wink, und versicherte

ihn, daß es mir noch nicht eingefallen sey, auf solche Weise die Republik zu betrügen.

Doch hinderte das alles nicht, daß nicht ächte Taufscheine sogleich einen Paß verschafft hätten; und ein Deserteur, der so einen bringen konnte, wurde auf Kosten der Republik bis auf die Schweizerische Gränze versorgt, das heißt, er bekam täglich 2 Pfund Brod, 10 Sous und Nachtquartier. Auf den Etapes war nämlich, seit dem Sommer 1794, einiges geändert worden. Man gab kein Fleisch mehr, wegen des Mangels desselben, und wegen der großen Menge Fleisch, welche die Etapes wegnahmen. Auch mußte der Wein von da an auf dem Etape die Bouteille mit 6 Sous bezahlt werden. Auch die reisenden Volontärs bekamen nichts weiter. Ich sprach einmal mit einem Volontär darüber, der mir ganz kalt erwiederte: da die Republik das Fleisch für unsere streitende Brüder in den Armeen braucht, so wäre es Unrecht, wenn man es auf den Etapen verschleudern wollte. — Ein deutscher Soldat murrt gleich, wenn ihm etwas entzogen wird, und nur der Stock kann ihm das Maul stopfen: der Franzose hingegen weiß, warum man ihm dieses und jenes entzieht, und billigend schweigt er. Ich muß über diesen Gegenstand noch drey Worte fallen lassen.

Ein Offizier hatte von Orleans zwey und zwanzig Kanoniers mitgebracht, worunter sich einige Korporäle befanden. Diese Leute sollten bey der Mosel-Armee als Kanoniers angestellt werden. Unterwegs wurde dem Offizier gemeldet, daß man Kanoniere genug habe: wenn also seine Mannschaft nicht als gemeine Volontärs dienen wollten, so mögten sie nach Orleans zurückgehen. Aber die braven Leute, Korporäle und Kanoniere, versicherten einhellig, daß sie der Republik dienen würden, in welchem Karakter es auch seyn mögte: und wurden sämtlich gemeine Kanoniere. Mehrere Offiziere, welche man reduciren wollte, nahmen lieber die Flinte, als daß sie dem Dienste des Staates entsagt hätten.

Aber welcher preußische Fähndrich würde in ähnlichem Falle die Muskete nehmen, gesezt auch, er könnte das Wohl des ganzen Landes dadurch retten! — Beyspiele von dem großen Patriotismus der französischen Militärpersonen finden sich aller Orten, und eins der vornehmsten ist, daß beynahe keiner wegläuft, und zum Feinde übergeht, ob sie gleich nicht bewacht werden, wie die Preußen, Oestreicher, Hessen und andere.

Es ist wahr: die Strafe der Deserteurs in Frankreich ist strenge, denn sie verwirken ihr Leben; aber diese Strenge ist keineswegs Ursache von der

Seltenheit des Ausreißens. Die Leute wissen, warum sie streiten; sie lieben den Zweck, weswegen sie Soldaten sind, und können daher unmöglich eine Parthey verlassen, wovon sie wirklich einen Theil ausmachen. Wissen hingegen die übrigen Achtgroschen- und Sechskreuzer-Helden, weswegen sie im Felde stehen? Sie wissen höchstens, daß es der Herr so will. Da sie aber dabey fühlen, daß auch sie wollen können, und sie in dieser Rücksicht Herr von ihrem Herrn sind: so sagen sie ihrem Herrn gute Nacht, sobald sich Gelegenheit dazu anbiethet.

Aber nicht nur bey den französischen Volontärs herrscht der uneigennützige Patriotismus: man findet ihn auch bey den nicht militärischen Bürgern. Bey uns, glaube ich, würde der Herr Auskultator X und der Herr Referendar Y oder der Herr Schreiber Z, troz ihrer großen Unwissenheit, Feldkriegskommissar, Regierungsrath, Kriminalrath und gar Präsident werden wollen, wenn der König nur so wollte, wie sie wollen: ja, man sieht alle Tage bey uns, wie die ärgsten Dummköpfe nach den höchsten Aemtern im Staate ringen, und oft Schandwege dazu einschlagen. — In Frankreich sieht das anders aus! Viele zu Aemtern gewählte Personen haben andere vorgeschlagen, weil sie die-

selben für ihr Amt fähiger hielten, als sich. Jederman hat den Bürger Bernard im Sommer 1794 zu Dijon gesehen: er war Repräsentant und nach Côted'or in Mission geschickt. Ohngefähr 6 Wochen nach seiner Ankunft schrieb er an den Konvent: man mögte den Bürger Calés an seine Stelle schicken: dieser sey ein gebohrner Burgunder, und verstehe die Lage der Dinge besser als er, wie er aus den Briefen sähe, welche Calés an ihn geschrieben habe. Das geschah, und der Bulletin erwähnte davon mit aller Ehre für Bernard. — Der Herr Professor der Philosophie N. N. ist der Universität gerade so viel nütze, als das fünfte Rad dem Wagen: aber laßt selbst Kant kommen, er wird ihm nicht Platz machen, ob er gleich vollauf zu leben hat, und lachende Erben macht durch seinen Geitz. Der Egoismus ist die Pest der Gesellschaft, der Tugend und der Wissenschaften! —

Drey und vierzigstes Kapitel.

Von der Freyheit und Gleichheit der Franzosen.

Da ich abermals auf den Patriotismus in Frankreich gefallen bin, so denke ich, daß man es zu gute halten wird, wenn ich meine Gedanken, oder vielmehr die Vorstellungen aller vernünftigen Franzosen von Freyheit und Gleichheit hier koncentrirt mittheile. Ich habe mich über diesen überaus wichtigen Gegenstand mit einsichtigen Franzosen sehr oft unterhalten, und glaube, ihr System darüber so ziemlich gefaßt zu haben. Eben darum ist es mir sehr sonderbar vorgekommen, als ich hernach, bey meiner Zurückkunft nach Deutschland, das elende Gesudel so manches politischen Kanngießers über Freyheit und besonders über Gleichheit der Franzosen zu Gesichte bekam.

Es giebt durchaus keine natürliche Freyheit: denn der Mensch ist im Stande der Natur ein Barbar, ein Ding, das mehr dem Viehe, als einem vernünftigen Wesen ähnlich sieht; und seine Spontaneität verdient den Namen Freyheit gar nicht.

Eine solche eingebildete natürliche Freyheit wäre auch nicht einmal ein Gut: denn sie wäre ohne Sicherheit, und könnte jeden Augenblick geraubt werden. Der natürliche Mensch besitzt nämlich niemals Kraft genug, seine Freyheit zu behaupten. Und gesezt, er besäße sie, wie z. B. Robinson Crusoe auf der wüsten Insel, so wäre diese Freyheit doch kein Gut, weil ihr das Vermögen fehlt, ihre moralischen Kräfte anzuwenden.

Freyheit existirt also blos in der Gesellschaft. Wenn die Gesellschaft so eingerichtet ist, daß sie, qua talis, als Gesellschaft bestehen kann, so sagt man: sie sey kultivirt. Dieser Begriff ist der einzig mögliche, ächt philosophische Begriff von Kultur: denn wer diese in etwas anderm, z. B. in der Ausbildung der Wissenschaften, in der Verbesserung und Veredlung der Sitten u. d. gl. sezt, hat zwar recht: aber er fehlt darin, daß er nur Theile der ganzen Kultur ansieht: denn diese Sachen sind ja zur Behauptung der gesellschaftlichen Existenz nothwendig. Daher ist es schlechterdings unmöglich, daß ein Mensch als kultivirt außer der Gesellschaft angesehen werden könne.

Die Gesellschaft existirt durch Contract, das heißt, die Glieder verbinden sich untereinander, gewisse Handlungen zu unterlassen und gewisse andere zu thun: daher die Gesetze der Gesellschaft.

Folglich hat nicht nur die ganze Gesellschaft, sondern auch jedes einzelne Mitglied derselben die Macht, zu fodern, daß die Gesetze aufs allerstrengste befolgt werden.

Aber kein Mitglied, auch kein Theil der Gesellschaft kann Gesetze machen, oder abschaffen: und kein Gesetz gilt länger, als die ganze Gesellschaft damit zufrieden ist. Dieses Recht der Gesellschaft, Gesetze zu machen, ist unveräußerlich, und kann nimmermehr verjähren*): es giebt keine Gewalt, die es rauben könnte, und jedes Volk behält immer das Recht, es sich wieder zuzueignen, oder zu revindiciren, wenn es ja verlohren und in die Hände einzelner Personen gefallen ist. Kriege, Ueberwindungen, Cessionen und andre Titel können niemals einem Volke das Recht rauben, sich nach eignen Gesetzen einzurichten und zu regieren.

Eine willkürliche Gewalt ist also in einem kultivirten Staate ein Unding; und eine Nation, die eine solche Gewalt leidet, ist entweder kein für sich bestehender Staat, oder sie kennt ihre Rechte nicht, und hat noch lange den Grad von Kultur nicht erreicht, welchen jede menschliche Gesellschaft erreichen kann und erreichen soll.

---

*) Ex providentia majorum, wie man in jure publico spricht.

Der Regent oder die Regenten haben ihre Gewalt und ihr Ansehen weder von Gott, noch durch die Geburt noch durch das Naturgesetz, sondern einzig und allein von der Nation, welche sie absetzen kann, sobald es ihr gefällt. Kein abgesezter und in die Reihe simpler Bürger zurückgeschobener Regent kann über Unrecht klagen: denn das Volk hat, wie schon gesagt ist, das Recht, Aenderungen in der Regierung zu machen, sobald es will. Es war daher ein widersprechendes Gesetz der Assemblée nationale, daß der König inviolable, unverletzbar seyn sollte.

Hieraus ergiebt sich von selbst, daß der Regent oder die Regenten jedesmal müssen gewählt werden, wenn ja welche seyn sollen. Erbliche Regierungen sind, nach dem System der Franzosen, an und für sich Undinge und ein hoher Grad des Despotismus. Der Vater, der Onkel kann ein großer Mann, ein Vater seines Volkes seyn: und der Sohn, der Neffe ist vielleicht ein Dummkopf, ein Taugenichts, ein Wollüstling, Geisterseher und schwächlicher Tyrann. Die Erbfolge der Regenten gehört zum orientalischen Despotismus und zum Lehnssystem, welches mit der gesunden Vernunft und mit den gemeinen Menschenrechten ganz und gar nicht bestehen kann.

Der Regent oder die Regenten z. B. ein König — dem Titel nach, nicht nach der Idee, die man gewöhnlich davon macht — ein Convent u. s. w. sind folglich gar nichts anders, als Administratoren der Gesetze zum Besten der Nation, nicht aber zu ihrem eignen Vortheil allein.

Die Gesetze beschränken die Willkühr aller Mitglieder, und das oft auf eine sehr unangenehme Art. So z. B. zwingt das Gesetz manchen, der lieber zu Hause geblieben wäre, mit in den Krieg zu ziehen. So einer würde gewiß nicht gehen, wenn er nicht gezwungen würde, und ein wohlgebildeter Staat muß daher jedes Gesetz, auch gegen Widerspenstige, mit Gewalt in Uebung bringen können.

Es ist daher unmöglich, daß Freyheit so viel heiße, als das Vermögen, willkührlich zu handeln, oder zu thun, was einem einfällt. Eine solche Freyheit würde das Band der Gesellschaft auflösen, und ein bellum omnium contra omnes nach sich ziehen. Ja, Freyheit kann nicht einmal so erklärt oder beschrieben werden, daß sie das Vermögen sey, jedesmal zu wollen und zu wirken, was man nach seiner eignen Vernunft für gut und schicklich hält. Denn hier ist nicht die Frage, was einzelne Mitglieder der Gesellschaft, sondern was diese in sensu collectivo, oder zusammengenommen für gut erkennt.

Die Gesetze, welche freye Menschen verbinden sollen, müssen vernünftig d. i. der Würde des Menschen, und dem Wohl des Staats so angemessen seyn, daß alle einzelne Mitglieder veredelt und so viel nur immer möglich ist, versorgt und beglückt werden. Es ist hier der Ort nicht, anzugeben, wie man solche Gesetze finden müsse: das gehört in eine Abhandlung über die Legislation, den schwersten und interessantesten Punkt der ganzen Philosophie. Ich begnüge mich, nur zu sagen, daß die Grundlage jedes Gesetzes, die Würde des Menschen und das allgemeine Wohl des Staats seyn muß.

Freyheit heißt, nach solchen Gesetzen handeln zu können, und NB. handeln zu müssen, welche jeder vernünftige Bürger eines wohleingerichteten Staates als vernünftig, d. i. mit der Würde seiner Natur und dem allgemeinen Besten seines Staates im Zusammenhang erkennen kann. Ich sage, erkennen kann: denn es giebt Dummköpfe, Egoisten, Pfaffen, Edelleute und andere, welche niemals erkennen wollen, was gut ist: mit diesen kann man nicht anders zurechte kommen, als daß man sie zur Befolgung der Gesetze zwinge.

Wenn ich die Geschichte der Philosophie recht inne hätte, so dächte ich, diesen Begriff der Freyheit mit dem Stoischen, Grundsatz: „daß jeder

Weise ein freyer Mann sey" gar schön reimen zu können *). Aber stoisch oder nicht stoisch: der Begriff ist richtig, und der einzige, welcher von Freyheit, in sofern sie in der Gesellschaft sich zeigen kann, statt findet.

Aus diesem Begriff folgern nun die Franzosen:

1) Daß in einem monarchischen Staate keine Freyheit statt finde. Denn hier ist der Gesetzgeber über die Gesetze erhaben, welche er nach seinem Vortheil, und nicht nach dem Bedürfniß des Staates selbst giebt, modificirt und aufhebt.

2) Daß die Religion, und überhaupt alle Beschäftigungen des menschlichen Geistes ganz und gar kein Gegenstand der Gesetze sind: denn der Verstand kann nach äußern Gesetzen nicht modificirt werden, wie die Verfasser der sogenannten Religions-Edikte doch wollen.

3) Daß alle Verwalter der Gesetze wirkliche Bedienten des Staats sind; daß sie folglich nur uneigentlich Regenten können genannt werden: denn die eigentlichen Regenten sind die Gesetze.

4) Daß es ganz und gar keine Dispensation vom Gesetze, keine Einschränkung oder Ausdehnung desselben, keine Schärfung der Strafe, keine Begnadigung, keine Gunst, keine Nebenabsichten u. d. gl. geben kann.

*) Cic. Parad. III.

Aus diesem lezten Stück folgern sie ganz natürlich den Begriff von der Gleichheit (égalité), welche mit der Freyheit nothwendig verbunden ist. Ich erstaune, was und wie man über diese Gleichheit, in Deutschland und anderwärts gefaselt hat! Ich mag es nicht wiederholen: man findet den deutschen Unsinn davon in gar vielen Schriften*)! Mir ist es genug, den ächten Begriff der Franzosen von der Gleichheit hier aufzustellen.

---

*) Sehr gut rüget auch diesen Unsinn der Herausgeber der öfters erwähnten Sammlung erbaulicher Gedichte, S. 446, unten in der Anmerkung. Er zeigt hier zugleich, daß die so verschrieene Gleichheitslehre ein Hauptgrundsatz der ersten Christen gewesen ist. — Wirklich, man muß die Achseln zucken, wenn Einige in vollem Ernste behaupten: die französische Nation habe ihr Gleichheitsystem sogar bis auf die Gleichheit des Vermögens dehnen wollen, wie wenn die französische Nation nicht einsähe, daß die natürliche Ungleichheit der menschlichen Vermögenheit auch eine Ungleichheit in deren Produkten nach sich ziehe. Denn gesezt, man mache das äußere Vermögen aller Bürger eines Staates gleich: so wird der Fleißige, der Einsichtige, der Sparsame, der Glückliche — sein Vermögen bald vermehren, und es dadurch dem Vermögen des Faulen, des Kurzsichtigen, des Verschwenders, des Unglücklichen — ungleich machen. — Gesezt aber ferner, die Franzosen wollten auch dieses hindern: so hieße das gegen das Wesen und den Zweck der menschlichen Natur oder Kräfte vergeblich handeln, und allen Antrieb zum Fleiß, zum Raffiniren, zum Wetteifern und zum Vervollkommnen hemmen oder heben wollen. Ein Unsinn von dieser Art kann wohl einem Schirach und dessen Gleichen in den Kopf kommen, aber nicht einer Nation, wie die Französische ist. Diese ist ganz der Meynung, welche Chrysostomus in seiner Rede über die Armuth und die ungleiche Vertheilung der Weltgüter so schön und eindringend aufstellt. Man sehe Chrysostomus Reden, nach der Uebersetzung von Eulogius Schneider.

Sie besteht darin, daß die Gesetze in Absicht auf jeden Bürger, auf gleiche Weise, ohne alle Ausnahme angewendet werden müssen. Jeder Bürger hat seine Rechte, aber kein anderer hat mehr oder weniger; er hat eben dieselben auch: folglich kann jeder

1) Alles thun, was irgend ein anderer thun darf. Jeder kann

2) Zu allen Würden, Aemtern und Belohnungen des Staats gelangen, wozu seine Verdienste ihn fähig machen.

Weiter darf die Gleichheit nicht ausgedehnt werden. Der Narr in Frankreich bleibt ein Narr, und der Schurke ein Schurke; das schöne Mädchen ist liebenswürdig, und die zusammengeschrumpfte alte Jungfer macht Eckel in Frankreich, wie in Deutschland. Es giebt keine persönliche, keine habituelle Gleichheit, aber wohl eine legale. Aus diesen Grundsätzen folgen nun nothwendig folgende Punkte:

1) Es kann kein Adel existiren: denn der Adel ist ein angeerbtes Recht zu gewissen Vorzügen, welches mit dem Begriff der Gleichheit nicht bestehen kann.

2) Es kann keine Privilegien geben zum Nachtheil Anderer: es giebt daher keine Monopolien, keine Innungen, Zünfte u. dgl. wodurch die Aus-

übung nützlicher Gewerbe u. s. w. auf **einzelne** Personen eingeschränkt wird.

3) Alle partikuläre Gesellschaften, Orden, religiöse Sekten, welche öffentliche Gesellschaften oder sogenannte Kirchen (ecclesias) ausmachen, können nicht gestattet werden, ob man gleich gern zugiebt, daß einer ein Freymaurer, Illuminat, Jude, Katholik, Protestant, Socinianer, Freygeist, Anabaptist, Deist, Atheist u. s. w. sey.

4) **Jedes** Mitglied des Staats muß seine Kräfte zum Besten des Staates anwenden, d. i. er muß im Stande seyn, von der Arbeit seiner Hände zu leben. Es ist daher in Frankreich nicht erlaubt, die Hände in den Schoos zu legen, und seine Interessen zu verzehren. Jedes Kind, auch das reichste, muß ein Handwerk oder Gewerbe lernen, damit, wenn sein Reichthum auf diese oder jene Art verloren geht, es sich selbst nähren könne, und dem Staate nicht zur Last falle. Auf ein gutes Beyspiel hat man bey diesem Gesetze ebenfalls Rücksicht genommen, und der Geschicklichkeit den Vorzug vor dem Reichthume angewiesen.

5) Indessen findet diese Gleichheit Ausnahmen in Rücksicht auf solche Männer, welche sich um den Staat ganz besonders verdient gemacht haben. Diese können, obgleich mit vorsichtiger Einschränkung, allerdings auszeichnende Merkmale des

öffentlichen Wohlwollens und der öffentlichen Dankbarkeit genießen. Aber das leidige Beyspiel des Robespierre hat gemacht, daß man hierin gewiß sehr behutsam zu Werke gehen wird.

Das nun ist die Substanz von dem, was man in Frankreich Freyheit und Gleichheit nennt. Ich könnte noch sehr vieles über diesen Gegenstand anbringen, aber das Weitere verspare ich auf die versprochene Ausbeute; und da soll man die Entwickelung des ganzen französischen Systems, mit den eignen Worten der größten Männer dieser Republik vorgetragen, antreffen. Das hier Gesagte mag indessen hinreichen, jenen von meinen Lesern, die etwan noch keine oder doch unvollständige Begriffe von den Hauptgrundsätzen der französischen Constitution gefaßt haben, bessere beyzubringen.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Schreckens-System oder Terrorismus.

Aus dem vorigen Kapitel sieht man, daß die Begriffe von Freyheit und Gleichheit die Grundpfeiler des französischen Regierungssystems ausmachen; und schon oben habe ich hinlänglich gewiesen, daß

die Volkssocietäten, und vorzüglich die Jakobiner, die größten und stärksten Stützen dieses Systems gewesen sind. Man hatte nun einen Probierstein, nach welchem man den wahren Bürger von dem Royalisten, von dem Aristokraten und von dem Freund der Pfaffen richtig unterscheiden konnte — die Freyheit und die Gleichheit.

Gleich nach dem Verfall der königlichen Gewalt (im Sept. 1792) fing man an, genau auf alle Bewegungen Acht zu geben, welche die Wiederherstellung der Ungleichheit zum Endzweck haben könnte. Daher die Surveillance. Konnte nun ein Bürger oder eine Bürgerin beschuldiget werden, daß sie freyheitswidrige Grundsätze hegten, so wurden sie für verdächtig gehalten, angeklagt und bestraft.

Anfänglich wurde man nur dann verdächtig, wenn man geradezu royalistische oder aristokratische Gesinnungen äußerte, oder solche Handlungen beging, woraus man sie ohne Mühe folgern konnte: aber bald dehnte man diesen Verdacht auf alle Uebertretungen der neuen Gesetze aus, und siehe da, der zehnte Theil der Nation ward verdächtig. Daß sehr viel unschuldige Menschen zur Ungebühr aus Privathaß, aus Neid und aus andern unreinen Ursachen für verdächtig gehalten wurden, ist außer allem Zweifel. Aber leider, die Nothwendigkeit machte den schrecklichen Grundsatz zur Richt-

schnur der Administration: „daß es besser sey, zehn Unschuldige zu verdammen, als einen Schuldigen ungestraft zu lassen." Ein abscheulicher Grundsatz, den nichts rechtfertigen kann, und den blos die Nothwendigkeit entschuldiget. Mögten aber die Emigranten bedenken, vorzüglich die Häupter unter ihnen, nebst ihrem aktiven Anhang unter ihren Adlichen und Priestern — doch diese Menschen können nichts bedenken: also mögten doch meine Landsleute, die Deutschen, überlegen und sich überzeugen, daß die Emigranten und ihr damals noch starker Anhang in Frankreich allein Schuld gewesen sind, daß so viele Menschen vielleicht unschuldiger Weise auf der Guillotine starben, oder in den Gefängnissen verschmachtet sind, um endlich einmal dieses unwürdige Gesindel nach Verdienst zu würdigen! In meinen Augen ist ein Straßenräuber noch mehr zu achten, als ein Emigrant von der genannten Klasse.

Ich komme wieder auf den fürchterlichen Grundsatz zurück, welcher nur so lange gelten sollte, als das Vaterland in Gefahr wäre. Das Wort: la patrie est en danger, fuhr wie ein elektrischer Schlag durchs ganze Land, und erfüllte alles mit Schrecken und Furcht. So aber hieß es seit dem 10ten August 1792, und vorzüglich nach der Rebellion von Toulon und Lyon, und den Fortschritten

der Vendeer gegen die Patrioten. Alle Kräfte wurden angestrengt, nicht nur den Deutschen, den Spaniern, Engländern u. s. w. zu widerstehen, sondern vorzüglich den so fürchterlich ausgebrochenen bürgerlichen Krieg in der Vendee zu endigen, welcher der Konstitution den Untergang drohte. Es gelang, und so hatten die Jakobiner gesiegt.

Im Herbste 1793 erging auf Betrieb des Robespierre, und seiner Parthey, das fürchterliche Decret, daß alle revolutionnäre Verbrechen mit dem Tode sollten bestraft, und alle verdächtige Personen mit Arrest bey Brod und Wasser sollten belegt werden. Ein einziges Wort, ein: „ich wünschte, es wäre Friede! oder: „wenn doch das Elend nicht gekommen wäre! und dergleichen war schon ein revolutionnäres Verbrechen. Ich habe mehrere Urtheile gelesen, worin kein anderes Verbrechen genannt wurde, als daß der oder jener gesagt hatte: „wär' ich doch tausend Meilen von hier! lebte doch Ludwig XVI. noch!" — Die beynahe in allen Städten Frankreichs errichteten Revolutions-Tribunale ließen Blut fließen wie Wasser, und man erschrickt über die Gräuel, welche im Herbste und im Winter 1793-94 vorgefallen sind.

Das Abscheulichste bey der Sache war, daß auf der Aussage zweyer Bürger allemal schon ein

Todesurtheil beruhen konnte. Wenn mich ihrer zwey vom Brode helfen wollten, so durften sie mich nur angeben, und siehe, Morgen floß mein Blut auf der Guillotine. Eine Branntweinbrennerin zu Dijon am Thor Marat — vor Alters Petersthor — hat durch ihre Denunciationen mehr als zehn Personen zum Tode und ins Gefängniß gebracht. Man hat Beyspiele, daß sogar Brüder einander angegeben, und daß Eheleute einander revolutionnärer Verbrechen beschuldiget haben. Das ist freylich abscheulich: allein man sehe Kochs institutiones juris criminalis, und man wird im Kapitel de crimine laesae majestatis finden, daß dergleichen widerrechtliche Anwendungen der Gesetze auch in Deutschland in gewissen Fällen legal seyn sollen. Was man bey uns beleidigte Majestät nennt, nannte man in Frankreich beleidigte Nation.

Um diese Zeit hörte aller freundschaftliche Umgang im ganzen Reiche auf, und der sonst so geschwätzige Franzose mußte damals seine Worte abwägen, und auf seiner Hut seyn. Es war sicherer zu stehlen, oder zu morden, als gegen die Konstitution, oder vielmehr wider den Jakobinismus zu reden. Kein Mensch besuchte mehr den andern in seinem Hause, keiner wagte einen freundlichen

[library stamp]

Spaziergang mit jemanden, aus Furcht, in Verdacht zu gerathen; denn wie leicht war es, daß der, mit welchem ich umging, verdächtig ward, und dann zog sein Sturz mein Verderben nach sich. Um also allen Verdacht von sich abzuwenden, kam man nur in den Wirthshäusern zusammen, und ließ seine Stimme so laut, als es nur möglich war, zum Lobe des Konvents, der neuen Gesetze, und besonders der Jakobiner erschallen. Es gab hier wirklich viele Heuchler, oder Leute, welche im Grunde nicht jakobinisch dachten, und doch das Verfahren der Tribunale aufs schärfste vertheidigten. Einige derselben waren Royalisten, andre hingegen liebten zwar die Konstitution, aber die Mittel, sie aufrecht zu erhalten, gefielen ihnen nicht. Sie fanden und sahen ein, daß wenn sie ihre wahre Meynung offenbaren würden, sie verlohren wären; also sprachen oder schrieen sie vielmehr ganz gegen ihre Gesinnung. — Hierin machten sie es, wie die meisten unsrer Theologen!

Die Nationalkokarde war anfänglich ein hinlängliches äußeres Kennzeichen eines guten Republikaners: aber nachher war man damit nicht mehr zufrieden. Jeder, wer's nur zahlen konnte, trug eine Mütze à la république, d. h. eine von blauem Tuch, mit rothem Rand und weißer Kante, woran auch noch die Kokarde befestiget war. Vorne an

den meisten Mützen las man die Worte: mort aux rois, oder mort aux tyrans! So eine Mütze war ein Hauptkennzeichen des Civismus. Sogar an den verschnittenen und ungepuderten Haaren wollte man den bessern Patrioten kennen können; und kurze Hosen sah man fast gar nicht mehr: sie schienen aristokratisch zu seyn. Wer nicht gerade eine Nationaluniform hatte, zog eine kurze Jacke (matelote) an, und damit holla!

Unter den unsinnigen Jakobinern gab es einige, die des Abends unter den Fenstern herumschlichen und horchten, ob irgend jemand laut betete, wie es sonst bey einigen Katholiken Mode ist. Hörten sie laut beten, so gaben sie die Leute an, daß sie heimlich Gottesdienst hielten, und durch Gebete den König und die alte Verfassung wollten herstellen. Man hat diese Anklagen oft gehört; und die Beter wurden verdächtig, und kamen ins Gefängniß. Der Rosenkranz war vollends ein deutliches Zeichen des Aristokratismus. Wer noch so dumm seyn konnte, den zu beten, so einen hielt man auch für dumm genug, das Königthum der Republik vorzuziehen, und behandelte ihn als verdächtig.

Selbst die französische Sprache hat während des Schreckensystems gewaltige Veränderungen erlitten. Viele Wörter, welche sonst etwas ehr-

würdiges bedeuteten, bekamen damals eine schimpfliche entehrende Bedeutung. Z. B. Prince, der Bettler, Duc, Duchesse, Gaudieb, Monsieur, Laus, Madame, Hure u. s. w. Außerdem wurden die unanständigsten Redensarten, — Blasphemieen nach der Kirchensprache — und eine unzählige Menge neuer Wörter in alle Gespräche, sogar in die öffentlichen Reden eingemischt. Man lese nur das Journal de Perlet von 1793 und 94, in den Artikeln: Sessions des Jacobins. Wer nur den Mund aufthat, ließ Floskeln dieser Art hören: sacré con de garce, sacré con de la vierge, sacré vit de Saint Christophle, sacré mâtin, sacré chien de Prince de Condé, foutue merde de royauté, merde de la vierge, sacré brigand de la vendée, sacristie, &c. &c. — Zur Ehre der Nation muß ich aber sagen, daß diese niedrige und pöbelhafte Verbrämung der Sprache nach dem Verfall des Jokobinismus ziemlich nachgelassen hat.

Sonst hat man von den Franzosen gesagt, daß sie im gemeinen Umgang höflich und artig seyen. Aber unter dem Terrorismus war die äußerste Grobheit, und Härte der Sitten das Zeichen eines Patrioten. Niemand zog mehr den Hut ab, niemand bückte sich mehr, und jederman wurde geduzt, er mogte seyn, wer er wollte. So schief wendete man den Grundsatz der Gleichheit an.

Mir war übrigens das Ding nicht zuwider: denn wer mich kennt, der weiß, daß ich die sogenannte feine Lebensart nimmer gelernt habe, und daß ich jeden Augenblick gegen die Regeln der Etikette verstoße. Eben deswegen bin ich auch allemal wie auf der Folter, wenn ich in einer Gesellschaft seyn muß, wo Herren und Damen von Etikette sind. Doch, ich darf mich nicht zur Regel machen, und wünschte selbst, daß ich in diesem Stücke anders wäre; aber was ist zu thun! naturam expellas furca! — Genug, zur Ehre unsrer Komplimentmacher, Damen, Herren, Mosjehs, Mamsellen rc. muß und will ich gern bekennen, daß die Franzosen, blos aus übel verstandenem und in den Terrorismus verschobnen Freyheitssystem ihre Komplimente, und Artigkeiten geändert haben. Der Oberkrankenwärter Fraipon sprach einmal mit mir über diesen Punkt, und gestand: daß die Franzosen weit mehr Mühe gehabt hätten, ihre ungenirte Artigkeiten und ihr verbindliches Geschwätz abzulegen, als ihre Religion. Es hat, sagte er, gewaltig Mühe gekostet, unsre Leute zu gewöhnen, so mit einander umzugehen, wie die Bauren und die Hirten in der Schweiz: lieber hätten unsre Muskadins den lieben Gott gelästert, als ein Frauenzimmer ohne Schmeicheley vorbeygelassen. Aber es mußte einmal seyn! Wer

will wohl eines Kompliments wegen verdächtig werden!

Bey der Abschaffung des Adels und aller erblichen persönlichen Rechte, stand es jedem frey, sich als einen gemeinen Bürger aufzuführen. Man fand aber bald, daß die, welche vorher adelich gewesen waren, doch nicht gut republikanisch gesinnet wären, und so erklärte man in den Jakobinerklubs die ehemaligen Edelleute (les cy-devant nobles, les cy-devant seigneurs) für verdächtig, und ermahnte alle Bürger, genau auf das Betragen derselben Acht zu haben. Wenn man aber dem Volkshaufen zu viel Willen läßt, so kann man dessen Ausschweifungen hernach nicht mehr bändigen. Das gemeine Volk, und besonders das auf den Dörfern, haßte ohnehin alles, was adelich gewesen war, wegen der Bedrückungen, die es ehedem von den Herren hatte leiden müssen, und suchte sich nun um so mehr zu rächen. Die Ex-Adlichen wurden daher meist alle angeklagt, und, wenigstens als verdächtig, in den Gefängnissen aufbewahrt.

Einer von ihnen, nicht weit von Autun*), hatte den Adel abgelegt, und lebte als gemeiner

*) Herr Leutnant von Brandenstein weiß diesen Vorfall recht gut.

Bürger, oder Landmann. Ein Dorfjunge foderte dessen Tochter zur Ehe. Vater und Tochter wollten nicht, und der Büffel bekam den Korb. Darob fuhr das ganze Dorf in Harnisch, verklagte den Edelmann als einen Aristokraten, und er mußte mit seiner Tochter nach Autun wandern, wo er länger als sechs Monate im Gefängniß gesessen ist. Ein andrer Edelmann bey Besançon, dessen Urtheil ich selbst gelesen habe, weigerte sich, das Papiergeld nach dem Maximum anzunehmen. Das hatten freylich mehrere gethan, aber es ging ihnen so hin; nur der Edelmann wurde als Aristokrat und Royalist angeklagt, und mir nichts dir nichts, hingerichtet.

Wie man die Ex-Edelleute behandelte, so behandelte man auch die Ex-Priester. Um nicht geneckt zu werden, mußten diese ein Gewerbe treiben, welches mit ihrer ehemaligen Beschäftigung in gar keiner Verbindung stand, und durften gar nichts an sich blicken oder merken lassen, woraus man noch irgend einige Neigung zu ihrer alten Profession hätte schließen können. Wie mancher Priester hat im Gefängniß geschmachtet, welcher der Nation Treue geschworen hatte!

Die Gefängnisse, in welche zur Zeit des Terrorismus die Unglücklichen, als verdächtig gesteckt wurden, waren wirklich mehr Todtengrüften, als

Behältnisse, worin man Menschen verwahren könnte. Gemeiniglich waren diese Löcher die scheuslichsten Hölen und Cachot's, die man in den sonstigen Gefängnissen der alten Regierung finden konnte, und waren mit Gefangnen ganz voll gepfropft. Es entstanden daher die abscheulichsten Krankheiten darin, und immer fand man Leichen. Ich glaube, nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß 200,000 Menschen in den Gefängnissen aus Mangel an frischer Luft und Wartung gestorben sind. Von dem Ungeziefer und der elenden Nahrung will ich nichts erwähnen. Erst im Frühling 1794 fing man an, für beßre Verpflegung, und gesundere Nahrung der Gefangenen zu sorgen. Für Dijon hat der Repräsentant Bernard in diesem Stück sich viel Verdienst gesammelt.

Es ist hier der Ort nicht, Untersuchungen anzustellen, ob das Schreckenssystem damals nothwendig gewesen sey? Wenn man aber alles das, was ich bisher über die französische Revolution und besonders über die Verrätherey und die Gegenanstalten der aristokratischen Parthey in und außer Frankreich gesagt habe, ohne Nebenurtheile und kaltblütig überlegt: so glaube ich, daß man von selbst auf den Schluß kommen müsse, daß ohne die Anwendung sehr violenter Mittel, damals im

Jahr 1793 und 94, das neue System zu Grunde hätte gehen müssen. Die abscheulichen Excesse, welche dabey vorgefallen sind, müssen als nothwendige Folgen der angewandten Mittel, den Royalismus und dessen Anhang zu stürzen, betrachtet werden; und wenn man sie auch keinesweges entschuldigen kann, so würde man doch auch ungerecht seyn, wenn man alle Gräuel auf die Rechnung der neuen Einrichtung schreiben wollte. In jedem Kriege fallen unmenschliche Auftritte vor; aber die müssen nicht geradehin dem kriegführenden Könige oder dessen Generalen Schuld gegeben werden. Es ist einmal — wie wir oben gehört haben — in der Natur aller Revolutionen: — der Weg zur Freyheit geht über Haufen von Leichen und durch Ströme von Blut.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Veränderung und Sturz des Terrorismus.

Man sagt gar recht im Sprichwort: zu spitz sticht nicht, und zu scharf schneidet nicht. Die Wahrheit dieses Spruches hat sich auch am neufränkischen Schreckenssystem offenbaret. Anfangs

erschrack jederman, und in der Angst oder vielmehr in der Ueberzeugung, daß der Terrorismus nothwendig war, ließ man sich alles gefallen, ja, man lobte noch obendrein die Ausbrüche des Jakobinismus, und die Departementer schickten sogar Adressen an den Konvent, worin sie für die oft unsinnige Strenge der Tribunale danken ließen. Man muß indessen nicht denken, daß alle Glieder des Konvents damals wirklich Jakobiner und folglich Freunde und Vertheidiger der verübten Gräuel gewesen seyen: aber im Jahr 1793 bis in die Erndte von 1794 sah man ein, daß Gelindigkeit nichts fruchte, und so dominirte Robespierre und sein Anhang den Konvent, und durch diesen ganz Frankreich.

Dabey aber waren die meisten Franzosen an sich ganz und gar nicht Jakobiner oder Terroristen: denn als Robespierre fiel, und man für die Republik nichts mehr besorgte, stürzte das Schreckensystem ohne alle weitere Unruhen zusammen, so wie ehemals das Königthum gestürzt war: die Partheyen stritten sich freilich noch, aber die Nation blieb ruhig.

Robespierre hat schon um Weyhnachten 1793 eingesehen, daß der Terrorismus zu weit ginge. Er ließ daher die Revolutionstribunale vermindern, und da sonst beynahe in jedem Departement eine

solche Mördergrube existirte, wurden sie jezt bis auf einige wenige eingeschränkt. Die vornehmsten derselben waren, wie man weiß, zu Paris, Bordeaux, Nantes, Lyon und Toulon. Jedes Departement behielt zwar sein Criminalgericht, aber dieses mischte sich nicht in revolutionnäre Händel. Wer wegen dieser verklagt wurde, mußte an einen Ort gebracht werden, wo ein Revolutions-Gericht sich noch befand. Damit aber in den Departementern Untersuchungen über Dinge dieser Art angestellt werden könnten, wurden hier und da z. B. zu Mâcon, gewisse — wie man auch weiß — Inquisitions révolutionnaires eingeführt, doch habe ich blos bemerkt, daß dergleichen Inquisitions nur in den noch verdächtigen Gegenden errichtet wurden. Man traute dem ganzen mittäglichen Frankreich wenig, und dieß nicht ohne Grund. Hier wirkte der Kaufmanns- und Priestergeist am stärksten, und Pitt war hier am regsten.

Die Criminalgerichte in Frankreich gehen in ihren Proceduren weit sanfter zu Werke, als die in Deutschland, und wer von einem in Frankreich jezt verdammt wird, hat sein Urtheil ganz gewiß verdient. Wenn das Revolutionstribunal das Leben eines Menschen gerade so hoch zu achten schien, als mancher Fürst das Leben seiner

Soldaten, so wußte das Criminalgericht die Frey-heit, das Eigenthum und das Leben der Bürger weit besser zu schätzen. Die Gefängnisse dieser Gerichte waren, selbst in der Zeit des Terroris-mus, gut eingerichtet, die Verpflegung der Ge-fangenen angemessen, und die Untersuchung behut-sam und regelmäßig. Hier ließ man die Zeugen nicht ohne Unterschied zu; und ohne den deutlich-sten Beweis des Verbrechens konnte niemand be-straft werden. Die Verhöre dieses Gerichts sind wie die aller andern in Frankreich, jezt öffentlich, und es steht einem jeden frey, sich zum Anwalde und Vertheidiger des Beklagten aufzuwerfen. Es ist selbst durch ein Gesetz befohlen, daß bey der Er-örterung einer Criminalfrage auf das ehemalige Betragen des Beklagten Rücksicht genommen wer-de; daß ein gutes Vorurtheil ihm zu Statten kom-me; daß aber ein ungünstiges in der Sache nichts zu seinem Schaden ändere. Mir hat diese Anstalt sehr gefallen. Das Revolutionsgericht befolgte eine ganz entgegengesezte Art zu verfahren, so — via facti.

Die Folter, oder die peinliche Frage, war schon vor der Revolution abgeschafft, und durch neuere Gesetze ist es schlechterdings verboten, je-manden durch irgend ein hartes, gewaltsames Mittel, z. B. durch schweres Gefängniß, durch

Drohungen, u. d. gl. zum Geständniß eines Verbrechens zu bewegen. Allein auf diese Weise würde ein boshafter Verbrecher in Frankreich nie können gestraft werden, wenn man, wie noch in den meisten Provinzen Deutschlands, das eigne Geständniß des Verbrechers für ein nothwendiges Erforderniß zur Gültigkeit eines rechtlichen Ausspruchs halten wollte. Daher ist jezt in Frankreich festgesezt, daß wenn das Verbrechen hinlänglich bewiesen ist, man sofort zum Spruche schreiten könne, ohne das eigne Geständniß durch gewaltsame Mittel herauszubringen.

Im Preußischen hat man den Gebrauch der Folter schon lange unterlassen, aber um das Geständniß einer Uebelthat herauszuholen, hat man sich oft solcher Mittel bedient, welche von der Folter wenig verschieden sind. Ich will hier zwey Fälle von der Art anführen, welche zwar nicht an ihrem rechten Orte sind, aber doch beweisen, wie behutsam man bey Untersuchung der kriminalen Wahrheit verfahren müsse. Ich habe beyde Fälle in Halle selbst erlebt.

Einige Bauern hatten an ihrem Wagen einen Kober gebunden, welcher von zwey Soldaten abgeschnitten und gestohlen wurde. In diesem Kober befanden sich 20 Thaler an Gelde. Die Soldaten waren zwar gesehen, aber nicht erkannt worden.

Als man die Sache näher untersuchte, sagte ein gewisser Soldat aus, und bestätigte seine Aussage durch einen Eid, daß ein anderer Soldat, Rust, der Thäter sey, und daß er selbst es gesehen habe. Rust wurde vorgefodert, und als er nichts gestehen wollte, durch einige Unteroffiziere mit Weiden-Stöcken so lange geschlagen, bis er hinstürzte. Der Offizier, welcher dem Verhöre vorstund, meldete dem damaligen General, dem Prinzen Adolph von Bernburg, den Vorgang, allein dieser befahl, mit dem Prügeln fortzufahren, gesezt auch, man schlüge die Kanaille todt. Nun gings von neuem ans Schlagen, so daß Rust über 300 Stockschläge bekommen hat. Endlich gestand er alles, was man gestanden haben wollte, war aber immer nicht im Stande, das corpus delicti herbeyzuschaffen. Indessen kam durch einen Zufall heraus, daß zwey andere Soldaten den Diebstahl begangen hatten, und daß Rust unschuldig war. Diese wurden bestraft, und der Auditeur schämte sich: aber Rust erhielt keinen Ersatz für die Schläge, welche ihn bald nachher zu allen Diensten unfähig machten. Der Angeber, welcher von jederman angespieen wurde, ward Unteroffizier, um ihn gegen die Rachsucht seiner Kameraden zu sichern. Er war wegen seines Meineides der schwersten Strafe würdig, und doch hat man

ihn hernach noch gar als Offizier bey einem Depot angestellt, und dadurch die Gerechtigkeit, bis zum allgemeinen Murren, selbst geprangert.

Das andere Beyspiel ist dieses. Ein gewisser Leutnant vermißte seine Uhr, und eine gewisse Kohlbachern gab ein unschuldiges Dienstmädchen, als die Diebin an. Dieses Mädchen wurde entsetzlich zerprügelt, und endlich gar aufs Zuchthaus gebracht. Nach einiger Zeit fand der Leutnant seine Uhr in der Tasche von alten Hosen, worein er sie selbst gesteckt hatte. Das Mädchen bekam keinen Ersatz. — Und das geschah im Preußischen.

Aber ich muß wieder einlenken! Das Schreckenssystem hat freilich damals, als es in seiner vollen Kraft herrschte, bewirkt, daß Mancher den Republikaner und Patrioten heuchelte, und daß man durch dessen Anwendung den ehrlichen, rechtschaffnen Bürger von dem Aristokraten nicht recht unterscheiden konnte: allein nachdem es durch den Tod des Robespierre, und den Einsturz des Jakobinismus mit eingefallen war, da sah man recht deutlich ein, daß diejenigen, welche während des Terrorismus der Republik treu geblieben waren, es auch nachher noch blieben, und daß sich diejenigen wider Erwarten sehr betrogen hatten, welche den Sturz des Freystaats und den Sturz

des Robespierre für eins hielten. Den ausländischen großen Herren war es nicht zu verdenken, wenn sie so räsonnirten, wenn auch nur zum Scheine: aber die politischen Schriftsteller bey uns und in England, hätten aus der Geschichte wissen können und sollen, daß Verfolgung eines Systems die Anhänger desselben allemal kenntlich macht, und daß, wenn schon einer und anderer sich aus Furcht, aus Interesse oder aus Politik während der Verfolgung versteckt, doch die meisten Freunde eines verfolgten Systems aufbrausen, und sich verrathen. War nun sogar während des Terrorismus, nach Lyons und Toulon's Eroberung — die Vendee ausgenommen — alles ruhig geblieben, so konnte man ohne Furcht, dem Staat seine Hauptstütze zu rauben, das fürchterliche System der Jakobiner aufheben und der wüthenden Guillotine Ruhe gebieten.

Ich bin weit entfernt, den Robespierre für einen solchen Buben zu halten, als er gewöhnlich beschrieben wird; allein ich kann auch jenen Demokraten nicht beystimmen, welche geradehin behaupten, daß alle Gräuel, welche in Frankreich bey den Revolutionstribunalen vorgefallen sind, zur Erhaltung der Republik durchaus nothwendig gewesen seyen. — Est modus in

rebus! Freylich war Schärfe, große, durchgreifende Schärfe, nothwendig, aber wahrlich, so viel Blut mußte doch nicht fließen, als geflossen ist, um das Land von meuterischen Aristokraten zu säubern.

Die Nachwelt wird sich mit Schaudern an den Antoine Quintin Fouquier Tinville erinnern, welcher unter Robespierre in den Jahren 1793 und 94 öffentlicher Ankläger zu Paris am Revolutionstribunal gewesen ist. Wenn dieser Böswicht, sagte einst der Kommendant Belin im Weinhause ganz öffentlich, nicht gewesen wäre, so lebten wenigstens noch tausend brave Franzosen mehr. Belin hatte recht: denn dieser Blutmensch besorgte nicht nur alle Revolutionsprocesse in Paris, sondern hatte auch noch den stärksten Einfluß auf die Tribunale in den Departementern: und öfters hat er die Tribunale der Departementer verklagt, und ihnen Hinterlist, Aristokratismus u. s. w. schuld gegeben, wenn sie ihm minder streng — so nach seiner Art — zu seyn schienen. Selten wurde jemand zu Paris losgesprochen: wer einmal wegen eines Revolutionsverbrechens angeklagt war, ging gewöhnlich zu Grunde: das war so die Regel.

Eine scheusliche Anstalt war noch obendrein, daß der öffentliche Ankläger die Aufsicht über die

Gefängnisse hatte, worin die Schlachtopfer der demokratischen Wuth gehalten wurden. Das war nun so das rechte Element für den geizigen, blutdurstigen Fouquier Tinville. Ich habe im Anfange des Jahres 1795 die gedruckte Anklage wider diesen Unmenschen gelesen, und die Haare sind mir zu Berge gestanden bey den Gräueln, die er an den Gefangnen verübt hat. — Er starb endlich auf der Guillotine, wohin er so viele Menschen, und unter diesen so viele Unschuldige gebracht hatte. Schande sey mit seinem Andenken von nun an bis in alle Ewigkeit!

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Verfolg meiner Geschichte.

Ich hielt es bey den Deserteurs in der Kaserne nicht lange aus: denn Viennot, der Jüngere, Schenkwirth, bey welchem ich oft einsprach, ließ mich nebst noch einem Schumacher, der auch ein preußische Ueberläufer war, in einer Kammer unter dem Dache liegen, und Belin, der Commendant rieth mir, für den Kriegskommissär zu schreiben, weil ich meine Stunden bey den gefangenen

deutschen Offizieren noch nicht fortsetzen konnte. Der Kriegskommissär war zwar mit meiner Orthographie zufrieden, aber meine Handschrift gefiel ihm nicht; er konnte mich also nur zum Abschreiben, und dann und wann zum Koncipiren brauchen: was aber leserlich rein geschrieben seyn mußte, war immer das Werk des Greffier's.

Zu eben der Zeit lernte ich einen Mann kennen, welcher das Karmeliterkloster nebst deren Kirche an sich gekauft hatte, und gleich niederreißen ließ. Ich unterzog mich der Arbeit, die heiligen Mauern und Pfeiler mit niederzuwerfen, erhielt dafür täglich einmal zu essen, und 50 Sous in Papier, und stand mich dadurch so gut, als man sich in meinen damaligen Umständen stehen konnte. Wenn ich so auf einem Pfeiler stand, und die großen Quadersteine losbrach, fiel mir oft der heilige Simon Stylites ein, welcher ehedem — wie man berichtet — so viele Jahre hinter einander auf einer Säule gestanden ist. Da machte ich dann einen Vergleich zwischen jenem geduldigen Heiligen und mir Unheiligen, und fand so viel Verschiedenheit, daß ich oft selbst überlaut lachen mußte. —

Am Ende jeder Dekade wurden wir ausgezahlt: jeder erhielt alsdann 22 Livres 10 Sous, und so war ich immer im Stande, nicht nur zu bezahlen, was ich indessen geborgt hatte, sondern es blieb

noch so viel übrig, daß ich die Dekade bey Viennot, oder sonstwo ordentlich hinbringen, und Burgunderwein zur Genüge trinken konnte, wovon ich zwar jeden Tag etwas trank.

Indessen war der Repräsentant Calès nach Dijon auf Mission gekommen, wahrscheinlich um zu verhüten, daß bey der damaligen Wahl der neuen Magistratspersonen keine Irrungen in diesem gewiß sehr beträchtlichen Departement vorfallen mögten. Denn die Jakobiner in Dijon hatten nach dem Tode des Robespierre eine Adresse bey dem Konvente eingereicht, die von mehr als 400 Bürgern unterschrieben war, worin der alte Geist des Terrorismus noch sehr sichtbar glühte. Der Konvent verwarf diese Adresse, und schickte Calès, um allen Unordnungen vorzubeugen.

An diesen Calès wendeten sich die gefangenen Offiziere, wegen ihres verminderten Soldes, und Calès machte deswegen eine so kräftige Vorstellung nach Paris, daß die Herren ihr Geld oder vielmehr ihr Papier erhielten, wie gleich anfangs. Aber die Unteroffiziere, Sergeanten, Wachtmeister u. dgl. erhielten keine Vermehrung ihres Soldes, weil sie darum nicht angesucht hatten. Darob erboßten diese Leute höchlich, und räsonnirten auf die Offiziere nicht ohne Grund. Ich stellte ihnen indeß vor, daß sie sich ja auch melden könnten:

vielleicht würden sie ihren vorigen Sold wieder erhalten. Das leuchtete ihnen ein, und ich erhielt den Auftrag, eine Bittschrift *) für sie aufzusetzen. Ich that dieses. Cale's nahm sie mit vieler Freundlichkeit an, versprach das Beste, und die Unteroffiziere erhielten ihre alte Löhnung.

Ein kaiserlicher Sergeant, Namens Fischer, hatte sonst in Abeville gesessen, und da als Geselle bey einem Wagner gearbeitet. Weil er ein ordentlicher Mann, und guter Arbeiter war, so wollte es der Wagner geschehen lassen, daß Fischer seine Tochter heurathe; aber als sie eben zum Werke schreiten wollten, so erhielten die Gefangnen in Abeville Befehl, nach Dijon zu gehen. Fischer klagte mir hier nach seiner Ankunft seine Noth, und ich mußte recht lachen, als er mir auf meine Frage, wie er habe Liebschaft mit einem französischen Mädchen machen können, da er doch kaum zwanzig französische Wörter wüßte, zur Antwort gab: dergleichen Dinge könne man gar wohl durch Deuten und Fühlen ausmachen. Meine Leser mögen sichs nun so im Geist vorstellen, wie sich zwey Leute

---

*) Das Wort Bittschrift, supplique, ist in Frankreich verbannt: eine solche Schrift heißt requête, Foderung: man fodert nur Recht, Billigkeit oder Gefälligkeit; Gnade durchaus nicht.

durch Deuten und Fühlen zu verstehen geben können, daß sie einander heurathen wollen! — Ich wollte dem guten Menschen gern helfen, und ging mit ihm zu Repräsentanten Cale's, den ich in Fischers Namen um Erlaubniß bat, nach Abeville zurück zu gehen, um da seine Heurath zu vollziehen. Calés stand anfangs an, aber bald besann er sich und sagte: Fischer sollte nach Abeville schreiben — doch nein, unterbrach er sich, ich will dahin schreiben lassen; verhält sich die Sache, wie du sagst, so soll er dahin gehen dürfen. — Nach einem Monat erhielt Fischer die Erlaubniß, nach Abeville zu gehen. Ich führe diese Züge blos an, um zu beweisen, daß Cale's ein braver Mann war, und daß jedem ausländischen Deserteur, troz dem verdammten Betragen der meisten, gleich geholfen wurde, sobald er nur wollte und ein ehrlicher Mann war.

Cale's fragte mich, wer ich sey, und ich befriedigte seine Frage. Nardot, der Kommissär, stand dabey, und gab mir das Zeugniß, daß ich ein starker Anhänger der Republik, und zwar aus Gründen sey. Dann ist es Schade, sagte Cale's, daß du kein Franzose bist: aber du must suchen, einer zu werden. —

Um diese Zeit ereignete sich ein kleiner Aufstand. Einige Leute, welche im Wirthshause scharf ge-

trunken hatten, foderten Brod vom Wirthe. Dieser erklärte: daß er keins zu verkaufen übrig habe, und daß bey den Beckern jezt — es war spät des Abends — keins mehr zu haben sey. Die Leute, schon stark angerauscht, erboßten und gingen nach einer andern Schenke, sprachen aber unterwegs bey einem Becker an. Als dieser ihnen sagte, daß er kein Brod mehr habe, wurden sie anzüglich, und der Becker ließ sie stehen. Nun fingen sie an, zu schimpfen, und rissen die Kokarde von den Hüten, und traten drauf. „Wenn wir nicht essen sollen, schrieen sie, so hole der Teufel die Kokarde und die Republik!" Viel Volks versammelte sich, und die Hasellanten wurden eingesteckt. Die Sache selbst hat gar keine Folgen gehabt, so stark auch einige Kanngießer unter den deutschen Gefangnen behaupteten, daß dieser Auftritt das Signal zu einem völligen Aufstande seyn würde. Zu den Zeiten des Terrorismus wären die unruhigen Kokardentreter schlecht weggekommen; aber die Zeiten hatten sich geändert, und die Leute kamen bald in Freyheit.

Während der Zeit, als ich in der Carmeliterkirche taglöhnerte, habe ich einmal, in Gesellschaft eines Dijoners, Stärke (amidon) nach Auxonne auf einem Schubkarren gekarret, und andre Waaren von da mit zurückgenommen. Freilich war das eben keine angenehme Beschäftigung, allein

ich unternahm sie gern, weil ich da den neuen Wein auf den Dörfern so recht probiren konnte. Es ist, in der That, etwas köstliches um guten neuen Burgunder! Ein Land überhaupt, wo Wein, und guter Wein wächst, hat vor einem Bierlande tausend Vorzüge. Im Bierlande sind die Menschen dickblutig und schwerfällig, und um sich zu erheitern, trinken sie gewöhnlich viel Brauntwein. Dieser verderbt die Kräfte der Seele und des Körpers, und ist überhaupt ein abscheuliches Getränke. Ein Rausch in Branntwein macht obendrein nicht lustig, nicht munter, sondern verworren, mismüthig und rasend, und verleitet zu den fürchterlichsten Excessen. Hingegen im Weinlande belebt der Wein die Leute zur Lustigkeit, stärkt ihre Nerven und Kräfte, und macht ihr Blut frisch herumlaufen. Trinkt jemand sich einen Rausch darin: selten wird er ganz von Sinnen kommen, und am andern Tage, wenn der Wein gut war, empfindet er kein Kopfweh, und keine Lähmung, wie der Branntweintrinker. Doch dieß im Vorbeygehen!

Durch Calès wurde auch die Surveillance, von welcher ich oben gesprochen habe, im Departement von Côted'or völlig abgeschafft. Die Rede, welche er deswegen hielt und drucken ließ, war vortrefflich, und ganz im republikanischen Geiste.

Die Liebe zu der Republik, oder zum allgemeinen Wohl, das in der Freyheit von allen und jeden genossen wird, sagte er, müsse allein das Fundament des wahren Civismus ausmachen; dieser könne daher nicht bestehen, ohne die Anhänglichkeit an die National-Gesetze, und ohne die Ausübung derselben. Diese Ausübung sey der einzige Maaßstab des Civismus oder des Bürgersinns. Sie selbst alle, fuhr er fort, müßten jezt längst überzeugt seyn, daß Despotie und Königthum mit dem allgemeinen Wohl streite: daß aber die strengste Ausübung der National-Gesetze Sicherheit, Freyheit, Ehre, Wohlstand, Sieg über die Feinde, und alle Vortheile gewähre, welche den Staat sicher, und alle Bürger brav und wohlhabend machen. Und diese Ueberzeugung sey es, welche fernerhin eine Surveillance unnöthig mache. Jeder rechtschaffene Bürger würde nach den Gesetzen handeln, und die Verbrecher würden wenige seyn, und gewiß ihrer Strafe nicht entgehen.

Das war die Meynung des Calés, und wenn ich noch jezt alles genau überlege, was nach der fürchterlichen Krisis des Schreckenssystems mir von den Gesinnungen der Franzosen aus ihren Handlungen und Reden bekannt geworden ist, so glaube ich, eben nicht Unrecht zu haben, wenn ich behaupte, daß das neue System in den Herzen der

meisten Franzosen sich auf moralische Principien, und auf den Zweck, den die Freyheit erzielen muß, nämlich auf die Beförderung des allgemeinen Besten gründe. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, mit Leuten von Einsicht, besonders mit dem Kommendant Belin und dem Chirurgus Gibasier und Vallée über die wahre Gestalt eines Republikaners zu reden, und das Resultat ihrer Erklärungen war allemal: daß blos ein fleißiger, ruhiger, mäßiger und gerechter Mann ein wahrer Bürger sey, und daß blos ein solcher eine Stütze seiner Republik werden könne: alle andre Vorzüge seyen blos Ornamente, und ohne Bürgertugend mehr schädlich als nützlich. Ich widersprach einst dem Belin, und sagte, daß ein reicher und tapferer Mann doch auch eine Stütze des Staates sey; daß ein Gelehrter es gleichfalls seyn könne, auch ein Künstler, u. dgl. Er erwiederte:

Das ist wahr, aber blos dann, wenn sie die Tugenden besitzen, von welchen ich gesprochen habe. Sonst Schade was auf ihren Reichthum, ihren Muth und ihre Wissenschaften! Dir sollt' ich das kaum beweisen, aber ich will es thun. Wenn der Reichthum an sich, dem Staate nüzte, so müßte Crassus, der Römer, ein sehr nützlicher Bürger gewesen seyn, und doch war eben der Reichthum dieses Mannes Schuld, daß Roms Freyheit frü-

her zu Grunde ging, und daß der Staat eine große Menge seiner besten Krieger gegen die Parther verlohr. Sulla und Cäsar haben Muth genug gehabt: aber was hat das Rom genüzt! Cicero's feigherzige Redlichkeit und Tugend war der Republik nützlicher, als der Heldenmuth des Cäsars, des Oktavius und des Antonius. Wissenschaft besaß Cäsar und Curio und Catilina: aber blos zum Verderben des Staats. Sobald ein republikanisches Fundament in dem Herzen des Bürgers liegt, so sind diese Eigenschaften vortrefflich: dann bilden sie Fabier, Curier, Fabricier, Scipionen, und Catonen: aber ohne Bürgertugend sind sie wie ein Schwerdt in der Faust eines Rasenden oder Besoffenen. — So Belin!

Wie aber Belin dachte, so denken alle einsichtige Franzosen. Daher wird auch, vorzüglich bey der Besetzung der Aemter, darauf gesehen, daß nur solche Leute gewählt und beamtet werden, welche den Ruf eines unbescholtenen Bürgers für sich haben. Wer den Namen eines Wollüstlings, Verschwenders, Trunkenbolds, Ränkemachers und desgleichen hat, gesezt auch, er habe sich keiner groben Verbrechen schuldig gemacht, der wird niemals zu einer Staatswürde erhoben: ein solcher Mensch ist eben so verdächtig, wie einer, wel-

cher scheint antirepublikanische Gesinnungen zu hegen.

Verdächtig seyn, heißt aber in Frankreich so viel, als für keinen rechtschaffenen Bürger anerkannt zu seyn. Dieser Verdacht schadet der oben erklärten Gleichheit nur in sofern, daß ein verdächtiger Mensch zu keinem Amte gelangen kann. Da es aber in seiner Gewalt steht, den Verdacht von sich abzulehnen, durch veränderte, beßre Lebensart, so ist es seine Schuld, daß er die Rechte eines Bürgers wirklich nicht alle genießt, die ein Bürger sonst genießen soll: virtualiter, wie man in der Schule spricht, genießt er sie immer.

Ich habe den Verdacht der Franzosen und das Anathema der christlichen Kirche oft mit einander verglichen, und viel Aehnlichkeit zwischen beyden angetroffen. Wen ehemals so ein Bannfluch traf, der lebte in der Gesellschaft, wie wenn er gar nicht darin lebte: jeder floh ihn, jeder vermied ihn, wie man einen Menschen vermeidet, der von einem tollen Hunde gebissen ist. So ists beynahe jezt auch in Frankreich. Ein Töpfer zu Dijon, der verarmt war, bediente sich seiner schönen Tochter, um von jungen Wollüstlingen Geld zu erschnappen. Aber dieser Töpfer wurde auch so allgemein verachtet, daß kein Mensch mit ihm reden wollte. Kam er ins Weinhaus, so stand jederman da auf, wohin

er sich sezte; und ging er auf der Straße, so wendeten die Vorübergehenden ihr Gesicht von ihm weg. — Wer sich von seinem Weibe scheidet, kann sicher seyn, daß er verachtet wird: Spieler, Bordelbrüder und Trunkenbolde sind ebenfalls Gegenstände der öffentlichen Verachtung. Diese zeigt sich nicht sowohl durch Verhönung und Neckereyen, als durch gänzliche Vermeidung solcher Personen, mit welchen sich niemand etwas zu thun macht, als bis er muß.

Die Ehre ist ein sehr relativer Begriff: der ist geehrt, weil sein Vater oder seine Verwandte große Leute sind; ein Anderer, weil er reich ist, weil er in Kleidern sich prächtig aufmuzt u. s. w. Aber gar selten wird jemand blos darum geehrt, weil er ein ehrlicher Mann, ein rechtschaffener Hausvater, ein treuer Freund u. s. f. ist. Es scheint auch, daß wir Deutschen es selbst fühlen, daß die, welche wir ehren, unsre Achtung nicht verdienen: denn sobald eben sie uns aus den Augen sind, so geht die Kritik an, und die skandalöse Chronik wird nicht müde, alles mögliche Schlimme von denen aufzutischen, welche wir vor einer Minute herzten, küßten, und unsre besten Freunde nannten.

Wo es aber so zugeht, da mag der Thor sich um Civismus bekümmern! Warum sollte ich so thörig seyn, für die Erhaltung einer Gesellschaft

zu sorgen, deren Mitglieder und Vorsteher ich zum Theil gering schätze, und zum Theil von Herzen verachte und verabscheue? — Eine Gesellschaft, welche durch ein festes Band verknüpft seyn soll, muß durchaus gleiche Gesinnungen, gleiches Interesse haben; und die Weisen haben es längst bewiesen, daß diese gleiche Gesinnungen, dieses gleiche Interesse nur tugendhaft d. i. den allgemeinen Gesetzen gemäß seyn können.

Ich mag meine Leser mit weitläufigern Betrachtungen über diesen so wichtigen Punkt nicht aufhalten; aber so viel, glaube ich, wird aus dem Gesagten klar: daß die neuere Einrichtung in Frankreich, die Eintracht der Bürger und das gemeinschaftliche Band unter denselben weit mehr begünstige, als alle unsre Sittenlehren, Gesetzbücher, Predigten, Beichtstühle, und wie die moralischen Eselsbrücken sonst heißen mögen.

Um den Bürgersinn in Frankreich immer mehr zu befestigen, ließen die Jakobiner es sich angelegen seyn, ihre Grundsätze auch durch theatralische Vorstellungen auszubreiten. Daher wurden alle jene Schauspiele, worin Könige, Prinzen und sonst Große mit schönen Karakteren vorkamen, sofort verboten, und blos solche zugelassen, in welchen Haß und Abscheu gegen die Despotie hervorstach, z. B. der Tod des Cäsars,

und andere. Auch fingen Schriftsteller von allerley Art an, Theaterstücke aufzusetzen, worin die neußten Begebenheiten sichtbar waren. Ich habe die Geschichte des Barra, Beaurepaire, Viala, Chailler, Marat, und mehrerer andern damals hochgepriesener Republikaner theils in Dramen gelesen, theils selbst aufführen sehen. Weil es aber verboten war, Schauspieler zu halten und zu besolden, so traten in den großen Städten junge Leute aus den wohlhabendsten Familien zusammen, und vertraten deren Stelle. Diese nahmen nun zwar kein Geld, aber die Zuschauer mußten doch jedesmal etwas — in Dijon 10 Sous — geben, welches allemal für Arme verwendet wurde. Nach dem Sturz des Jakobinismus schuf man die bessern alten französischen Stücke so um, daß sie ohne Aergerniß konnten gesehen werden. Das vom Konvent deshalb gegebne Gesetz befiehlt, alles wegzulassen, was den Sitten schaden könnte, und nur dahin zu sehen, daß tugendhafte, republikanische Karektere zur Nachahmung vorkommen. Freilich, wenn man einmal Schauspiele haben will, so ist es allerdings besser, man stellt unschädliche Stücke vor, ob es gleich noch besser wäre, überhaupt gar kein Theater zu haben. Doch Anmerkungen dieser Art gehören nicht hieher.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Abermals im Lazareth. Bessel oder Löw. Bispinks Bemühungen zu meiner Befreyung aus Frankreich.

Ohngefähr in der Mitte des Dezembers 1794 traf ich den Chirurgus Vallée bey Viennot. Er war freundlich, und fragte mich, wie es mir ginge. Ich antwortete ihm: eben nicht zum besten: denn einmal müßte ich in der Kälte arbeiten, und dann schmerze mich meine Wunde auf der Brust oft nicht wenig. Er ließ sich dieselbe zeigen, und sagte flugs: hohle mich Prinz Condé: du bist nicht recht klug, daß du nicht ins Hospital gehst! Dort hast du doch Verpflegung, kannst machen, was du willst, wirst vielleicht auch bald kurirt, und findest da lauter alte Bekannte. Was willst du hier in der Kälte herumkriechen! Geh ins Spital! — „Höre, lieber Vallée, erwiederte ich, du wirst doch sorgen, daß ich im Spital wie sonst, gehalten werde? Ich fürchte, ich komme zu oft: der Direktor wird am Ende wohl tückisch." Ey, warum

nicht gar! Ich will dem Direktor schon sagen, was wir dir noch schuldig sind. Du bist unser Krankenwärter gewesen, hast deine Sachen ehrlich verrichtet, und schleppst dich mit einer gefährlichen Wunde. Man muß dich ordentlich verpflegen, und thut es auch gern: komm nur Morgen, und bleib bey uns, bis die Bäume grün werden.

Ich folgte. Früh holte ich mir einen Zettel beym Kommendanten Belin, und fuhr ab nach Jean Jaques ins Hospital.

Unter den Krankenwärtern befand sich der oben genannte Bessel, welcher seine müssigen Stunden mit Bücherlesen, mit politischen Gesprächen, oder bey der Mutter Guigner, einer Weinschenkin, zubrachte. Ich würde sehr unrecht thun, wenn ich die Freundschaft nicht öffentlich rühmen wollte, die mir der brave Bessel im Spital zu Dijon erzeigt hat. Dieser Mann war schon stark in die vierzig, und war eines Pfarrers Sohn ohnweit Jena. In seiner Jugend hatte er zu Jena die Theologie studiert, war nachher nach Schlesien als Informator gekommen, und war da mit dem berühmten Abt Felbiger zu Sagan bekannt geworden. Als Felbiger hernach von der Kaiserin Maria Theresia nach Wien berufen wurde, um bey der Schulverbesserung zu arbeiten, so

ging Bessel dahin mit, änderte aber aus Ursachen, welche er mir nie entdecken wollte, seinen Namen Löw in Bessel. Er ward Korrektor bey dem berüchtigten Nachdrucker, Edlen von Trattner, welcher die Bücher für die Normalschulen damals zu drucken gehabt hat. Endlich kam er in die Gunst eines großen Herrn, und wurde als Accessist nach Pest in Ungarn geschickt, wo er auch fünf Jahre geblieben war. Nachdem aber die Einrichtung der ungarischen Regierung verändert wurde, begab sich Bessel wieder nach Wien, und von da nach München. Ich war, sagte er oft, ein rechter Narr, daß ich nach München ging, wo Dummheit und Intoleranz gleichsam zu Hause sind, und wo man die Fremden ärger hasset, als der Jude ein Schwein. Bessel ging endlich nach Mannheim, und da er ein großer Freund vom Trunke war, so geschah es, daß er unter das damals vom Kardinal Rohan errichtete Regiment kam, wobey er, da er der deutschen und französischen Sprache kundig war, sehr bald als Sergeant angestellt wurde. Im Herbste 1793, nahm er ohnweit Weißenburg den Laufpaß, und kam nach Frankreich.

Bessel war in einigen Kenntnissen nicht übel zu Hause, besonders wußte er viel von der Geographie und der Geschichte. Aber einen größern

Anekdotenkrämer habe ich noch nicht gesehen, als diesen Bessel: hier war er ganz unerschöpflich; und da ich selbst an der Anekdotenjagd von jeher viel Geschmack gefunden habe, so hatte ich in seinem Umgang sehr viel Vergnügen. Es verging auch kein Tag, daß wir nicht mehrere Stunden miteinander verplaudert hätten. Er holte aus der Dijoner Lesebibliothek immer Bücher, welche ich dann auch las: und so verstrichen mir die Tage im Hospital wie Stunden, indeß die Zeit den andern Kranken unendlich lange vorkam.

Bey dem Hospitaldirektor Duboy, dessen Kinder ich unterrichtete, und dessen Frau, nebst ihm, gar gute, brave Leute waren, hatte ich auch manche frohe Stunde. Mit Vergnügen denke ich stäts an jene Tage zurück, die ich noch zu guter Lezt zu Dijon im Hospital verlebt habe. Täglich ging ich Abends mit Bessel und einem andern Krankenwärter, Deschamps, zur Mutter Guigner zu Weine, wo wir oft bis 10 Uhr und noch länger sitzen blieben. Dann schlief ich bis 7 oder 8 Uhr, stand sofort auf, ließ mich verbinden, und aß hernach zu Mittage. Nach dem Essen ging ich zum Direktor, las weiter in Büchern, oder schrieb Briefe für Andere, oder wechselte Anekdoten mit Bessel, aß zu Nacht, rauchte eine Pfeife Taback draußen — im Innern war das Tabackrauchen

deswegen verboten worden, weil Mehrere die Betten angesteckt hatten — und ging hernach mit Besseln zu Weine: dieß ist mein ganzer Lebenslauf im Hospital zu Dijon, genannt Jean Jaques.

So lustig dieser Lebenslauf auch war, so war er doch nicht ohne die Dornen der Besorgniß. Ich wußte mehr als zu gut, in welcher Gefahr ich, wegen Dentzels unentschiedener Lage, noch immer stand. Auch konnte ich die Furcht nicht entfernen, auf diese oder jene Art am Ende doch noch verrathen zu werden. Um mich also von dieser geheimen Folter zu befreyen, sann ich auf eine ungehinderte Entlassung aus Frankreich. Ich hatte demnach, wie ich oben erzählt habe, dem Herrn Leutnant von Brandenstein einen Brief an Herrn Bispink in Halle zum Einschluß übergeben. Weil ich aber besorgte, dieser Brief mögte nicht richtig ankommen, wie dieß auch der Fall gewesen ist, so schrieb ich gleich nach meiner neuen Ankunft ins Hospital an Herrn Bispink geradezu. In diesem Briefe gab ich ihm, soweit es ohne Gefahr anging, etwas Nachricht über meine Lage in Frankreich, seit meiner Desertion von den Preußen bey Landau. Zugleich bath ich ihn, er mögte mir in einem lateinischen Briefe, der an den Kommendanten Belin adressirt werden müßte, es bezeugen, daß ich aus Altona gebürtig sey. Dieß

Zeugniß, fügte ich hinzu, wäre das einzige Mittel, mir ungehinderten Ausgang aus Frankreich zu verschaffen.

Herr Bispink hatte, seit meinem Uebergang nach Landau, von mir keinen Brief erhalten, und erst kurz vor der Ankunft meines Briefes aus Dijon, hatte er durch einen Brief von Herrn Pastor Braun aus Oppenheim erfahren, daß ich zwar noch lebte, allein zu Dijon an der Wassersucht im Lazarethe krank läge. Dieß hatte den guten Bispink um mich eben so besorgt gemacht, als vorher die Ungewißheit über meine Lage, und die Zeitungs=Nachricht, daß ich in Frankreich guillotinirt sey.

Es läßt sich denken, daß ihm nichts willkommner seyn konnte, als mein eigenhändiger Brief, der von Krankheit u. dgl. nichts erwähnte, und mit einem Male den Stachel aller unangenehmen Nachrichten und Gerüchte stumpf machte. Voller Freude hatte er sich gleich angeschickt, alles aufzubieten, um zu meiner Befreyung aus Frankreich nach Möglichkeit mitzuwirken.

Zuerst hatte er den Herrn von Mandelsloh, meinen ehemaligen Hauptmann, von dem Inhalte meines Briefes unterrichtet, und ihm die Mittel angegeben, welche er wählen würde, mich aus Frankreich zurück zu schaffen. Diese Vorsorge hat

ihn decken sollen, im Falle seine Briefe an Belin und mich, in Deutschland mögten erbrochen, verdeutet und höhern Orts angegeben werden. Dann hatte er sich anheischig gemacht, diese Mittel gleich anzuwenden, sobald der Herr Hauptmann ihn nur versicherte, daß ich nach meiner Zurückkunft meinen Abschied erhalten sollte. Herr von Mandelsloh hatte jene Mittel gutgeheißen, und meinen Abschied damals bey dem Herrn von Möllendorf gleich ausgewirkt.

Zu gleicher Zeit hatte Herr Bispink sich um eine schriftliche Fürbitte für mich von dem französischen General O'Dyré an den Kommendanten Belin bemüht, und um noch eine an den Sekretär bey dem französischen Gesandten Barthelemi zu Basel. Diese und seine Briefe hatte er nachher selbst nach Leipzig getragen, und sie da, unter Vermittelung seines Freundes Schieg, Hrn. Flick, dem Jüngern, bey dessen Vater der französische Gesandte zu Basel logierte, zur sichern Besorgung fürs Weitere übergeben.

Alles dieses war in Zeit von zehn Tagen zu Stande kommen. Die Zeit ward mir indeß gar lang, ehe Bispinks Antwort kommen wollte. Im Zweifel, ob er meinen Brief erhalten hätte, schrieb ich noch einen an Hrn. Professor Gren, den ich schon längst als einen sehr edlen Mann und

Freund verehrte. In diesem Briefe erkundigte ich mich, ob Herr Bispink noch lebe? Ob er keinen Brief von mir erhalten habe? u. dgl. (1795)

Endlich gegen das Ende des Jänners ließ mir der Kommendant Belin sagen: ich mögte gleich zu ihm kommen: er habe einen Brief an mich; der käme weit her, aus Deutschland. O, wie klopfte mir da das Herz! Ich flog zu ihm, und siehe da, ein Brief von meinem Bispink. Es waren eigentlich drey Briefe: einer in französischer Sprache von dem französischen General D'Oryré, welcher damals als Geißel in Erfurt sich aufhielt, und hier in den humansten Ausdrücken den Kommendanten Belin um meine Entlassung ansprach: dann zwey lateinische Briefe, deren einer, unter mehrern andern Nachrichten über dieß und jenes, mir wie von ohngefähr das Zeugniß gab, daß ich in Altona gebohren und getauft sey. Dieser Brief war von Hrn. Bispinks Hand, aber unter erborgtem Namen und unter dem Schreib-Orte Hamburg. Halle, als eine preußische Stadt, hätte, wie er gedacht hatte, das Zeugniß für mich, als einen preußischen Deserteur, verdächtig machen können. Der andere lateinische Brief von jemanden, Namens Adler, aus Altona — Hr. Bispink hatte ihn durch einen Freund kopiren lassen — erzählte mir, wahrlich, zu meiner höchsten Be-

trübniß, daß dieser brave Mann ein Entzündungsfieber gehabt habe und dem Tode nahe gewesen sey. Ich freute mich, daß ich die Gefahr nicht gewußt hatte, in welcher dieser edle Freund gelegen war: denn sonst würde ich tausend Kummer gefühlt haben. Ich war gewiß niemals von Stein oder Holz, wenn schon Einige meynen, ich habe alles Gefühl verlohren. Heulen und viel Jammerns machen mag und kann ich freilich nicht;

Sed vere ille dolet, qui sine teste dolet.

Eben dieser Freund Adler rieth mir, daß ich, um als preußischer Deserteur vor jeder Nachstellung sicherer zu bleiben, mich nach der Schweiz begeben mögte. Vorzüglich empfahl er mir Zürich zu meinem Aufenthalt. Hier sollte ich mich an Hrn. Geßner und Hrn. Professor Ulrich wenden: beyde wären kreuzbrave Männer, die mir in jeder Hinsicht gern behülflich seyn würden: beyde hätten von ihm auch schon den Auftrag, mich in allem Nöthigen auf seine Rechnung zu unterstützen, u. dgl. —

Hr. Bispink hatte nämlich, als er zur Besorgung dieser Briefe in Leipzig gewesen war, zugleich einen an Hrn. Geßner nach Zürich geschickt, mit dem Auftrage, mich bey meiner Ankunft angemessen kleiden zu lassen, und mir zu meiner weitern Reise 3 Carolinen in seinem Namen

vorzustrecken. In dem Briefe an Hn. Geßner war zugleich ein Brief an Hn. Professor Ulrich und an mich gewesen. Der an mich, enthielt einen Paß für mich auf Halle, und die Nachricht: daß ich vom Soldatenstande völlig entlassen sey. — Dieß konnte mir in den Briefen nach Dijon nicht gesagt werden; und Hr. Bispink hatte es für gefährlich gehalten, die erwähnte Anweisung für mich jemanden in Basel aufzutragen: er hatte ein Gerede darüber befürchtet, und dadurch — in Barthelemi's Nähe — Scheiterung seines Projectes. Die Herren Baseler ließen mich aber nicht nach Zürich, wie man bald lesen wird: und so warf mich diese meine Unwissenheit nachher weiter in einen Strudel, der meine Zurückkunft nach Halle über ein halbes Jahr verzögerte.

Nachdem ich dem ehrlichen Belin die lateinischen Briefe erklärt hatte, so sagte er, indem er mir die Hand drückte: nun hast du gewonnen, Laukhard: nun kannst du in dein Deutschland zurückgehen, wann du willst. Ich bin wirklich recht froh darüber: denn ich dachte immer, der Henker mögte mit dir noch einmal so sein Spiel auf der Guillotine haben. Du verstehst mich. Jezt geh nach dem Departement, und fodre auf diese Briefschaften einen Paß nach der Schweiz.

Auf dem Departement wurden meine Briefe vorgelesen; und als einer von den Beysitzern die Bedenklichkeit äußerte, daß das kein ordentlicher Taufschein sey, indem er von keinem Geistlichen unterzeichnet wäre, so sagte der Präsident: „Ist etwan das Zeugniß aus dem Briefe eines ehrlichen Layen nicht eben so gut, als das Attestat von einem Priester? Wir Franzosen haben wohl noch Ursache, auf Priester zu bauen! Genug, das Zeugniß ist gut, und Citoyen mag nach Hause gehen. Man fertige ihm seinen Paß!" Ich erhielt also von dem Departement eine Ausfertigung, nach welcher Nardot, der Kriegskommissär, mir einen Paß nach Basel geben sollte. Dieser lachte, als er schreiben mußte, ich sey aus Altona. Denn ich hatte ihm von meinen Begebenheiten einiges vorerzählt, und so wußte er recht gut, woher ich war. Aber auch er war mir gut und froh, daß ich auf diese Weise aller Gefahr entgehen konnte, und schrieb mir den Paß.

Hier mag vielleicht mancher aristokratische Leser die Nase rümpfen, und sagen: der Verfasser lobt den Civismus oder die Anhänglichkeit der Franzosen aus Gesetz: nach seinem eignen Geständniß wußten Belin und Nardot, daß es mit seinem Geburtsorte, Altona, nicht richtig war, und doch waren Belin und Nardot, wie er zu

verstehen giebt, recht brave Bürger. Wo bleibt aber hier ihre Bravheit, da sie ihre Mitbürger hintergehen halfen, und wenigstens den Betrug nicht entdeckten?

Meine Herren, die Bürger Belin und Nardot wußten, daß es der Republik ganz gleichgültig seyn konnte, ob ich aus Altona, oder aus Constantinopel, oder gar aus Otaheiti gebürtig war. Dann waren sie meine Freunde: verriethen sie mich, so war der Schaden für mich groß, sehr groß, und der Nutzen für den Staat — eine Null; schwiegen sie, so thaten sie ihrem Lande keinen Schaden, und erfüllten gegen mich alles, was die Freundschaft fodern kann. Was sollten sie nun thun, meine Herren? Oder was würden Sie an deren Stelle gethan haben, wenn Sie anders keine Egoisten und Schadenfrohe sind? Man muß nicht zu arg moralisiren! — Das Schreckenssystem hatte alle feinfühligen Franzosen nur noch mehr humanisirt: und so gönnte man mir Leben und Blut. —

Der Commissär rieth mir, in Dijon zu bleiben, bis es bessere Witterung und warm wäre: denn, sagte er, in der Franche Comte' wirst du schlechte Wege treffen und nicht fortkommen. — Aber ich hatte noch einen triftigen Grund, mich bald von dannen zu machen.

Ich hatte, da ich von Herrn Bispink immer keine Antwort erhielt, an meine Mutter geschrieben, und diese um meinen Taufschein gebeten. Es war nämlich seit meinem Schreiben an Hn. Bispink auch den jenseits rheinischen Pfälzern erlaubt worden, nach Hause zu gehen, weil man jene Provinzen damals auch als der Republik eigen ansah. Es war mir sehr wahrscheinlich, daß meine Mutter bald antworten würde; und dann kam der Brief, wie alle Briefe an die Gefangnen und die Deserteurs in Dijon, an den Kommendanten Belin, und dann, was würde der ehrliche Mann gedacht haben, oder vielmehr, was hätte er zu seinen Mitbeamten sagen sollen? Ich hätte ihn und mich kompromittirt, und mich in keine geringe Verlegenheit versezt gefunden. Um also dem einen wie dem andern vorzubeugen, entschloß ich mich kurzweg, gleich den andern Tag abzufahren.

Wenn ich Geld übrig gehabt hätte, so hätte ich mir noch einige Kupferstiche und ein Buch gekauft, welches man in einem deutschen Buchladen schwerlich finden wird. Es ist das Vie privée de Marie Antoinette, femme du dernier tyran des François. Man hat zwar schon ein vie privée, welches auch ins Deutsche übersezt und sogar in Wien gedruckt ist. Auch findet man in den Memoires der bekannten Madam Lamotte viel skandalöse Nach-

richten von dieser unglücklichen Dame: aber so viel Scheusliches, als in dem dreybändigen Werkchen, von welchem ich jezt rede, erzählt wird, ist noch nie von dem allerverworfensten Menschen, geschweige von einer Königin, erzählt worden. Gegen dieses vie privée ist die geheime Geschichte Justinians *) von Procopius nur Kinderspiel.

Ich bin überzeugt, daß nicht alles wahr ist, was man der unglücklichen Antoinette in Frankreich, wo man sie als das erste Scheusal der Menschheit ansieht, ausgesprengt hat. Der Haß gegen sie war gar zu groß, und ob man gleich mit unglücklichen Leuten, wären sie auch noch so lasterhaft, Mitleid hat, sobald sie bestraft sind, so war das doch bey der Antoinette nicht der Fall. Ihr Name wurde von jederman mit Abscheu und einem entehrenden Beyworte ausgesprochen. Die alte Regierung unter Ludwig XVI. nennt man gewöhnlich la domination de la sacrée garce d'Autriche.

An skandalösen Kupferstichen fehlte es in Frankreich auch nicht, besonders war einer merkwürdig: arrivée de Louis Capet aux enfers oder die Ankunft Ludwig Capets in der Hölle. Er trat mit dem Kopf unterm Arme, sehr kenntlich gezeichnet, in

*) Die bekannten ἀνέκδοτα. S. Scriptt. Byzantt. T. I.

die Gesellschaft des Nero, Caligula, Ludwigs XI, Ludwigs XV, Kaisers Joseph I, Leopolds II, Cartouche's, Mandrin's *) und anderer dieses Gelichters. Auch König Carl I von England findet man da ohne Kopf. Gegenüber stürzt Antoinette, wie eine Furie hinzu, und trägt ihren mit Schlangen statt der Haare versehnen Kopf in der Hand. Teufel und Furien tanzen und haben ein Fest, und freuen sich gar mächtig über die Gesellschaft. Unten ist alles weitläufig erklärt. — Doch genug davon!

Acht und vierzigstes Kapitel.

Meine Abfahrt aus Frankreich.

Nachdem ich meinen Paß vom Commissär erhalten, und von Belin Abschied genommen hatte, welcher mir noch allerhand über die Lage von Frankreich zu guter Lezt vorsagte, und mich bat, ihm doch ja, (wie ohnlängst auch geschehen ist) von meiner künftigen Bestimmung Nachricht zu geben: so besuchte ich von meinen Freunden und Bekann-

*) Mandrin war ein großer Contrebandier und Mörder, der hernach zu Valence gerädert wurde.

ten noch so viel, als ich in der kurzen Zeit noch konnte: denn ich hatte nur noch einen halben Tag in Dijon zu hausen.

Niemand war mit meiner Abreise übeler zufrieden, als der gute Bessel oder Löw: denn mit mir war er besser zurechte gekommen, als mit allen andern Gehülfen, und er hoffte noch immer, daß ich wieder Krankenwärter werden würde. Da wir einerley Neigungen hatten, und über Religion und Politik ziemlich gleich dachten, so konnte es nicht anders seyn, als daß wir immer gut mit einander auskamen.

Ich weiß nicht, wo der gute Bessel sich jezt aufhalten mag, ob er noch in Dijon ist, oder ob ihn das Schicksal sonst wohin geworfen hat; er sey aber, wo er will, wenn ihm dieses Buch in die Hände kommt: so kann er sich gewiß überzeugen, daß sein Andenken so wie die dankbare Erinnerung an seine Wohlthaten noch immer in meinem Herzen lebt, und daß ich mich sehr freuen würde, wenn er mir von seinem Aufenthalt und Schicksalen Nachricht geben wollte.

Die deutschen Offiziere waren froh, daß ich fort konnte, und einige derselben versorgten mich noch mit Assignaten auf die Reise: eben dieses that auch der Spitaldirektor Duboy. Den größten Theil der Nacht brachte ich mit Bessel und eini-

gen andern Spitalbekannten bey der Mutter Guignier zu, und ging erst nach zwölf Uhr, zwar nicht betrunken, doch auch nicht ganz nüchtern, zu Hause.

Nicht weit von meinem Bette lag ein preußischer Kriegsgefangener, auf dessen Namen ich nicht mehr kommen kann, so sehr ich auch nachdenke. Er war von den Bellingschen Husaren, klein von Statur und hatte, ich weiß nicht wo, die Medaille erhalten: er war ein geschickter Schneider und hat immer auch im Spital gearbeitet. Diese Kennzeichen werden ihn bey seinem Regimente kenntlich machen. Als ich im Bette lag, kam er zu mir, und sagte: höre Bruder, ich bin deinetwegen aufgeblieben, und habe auf dich gewartet: du kannst mein Glück machen.

Ich: Dein Glück machen? Ich? Wie wäre das möglich? bin ja selbst ein trauriger Mensch.

Er: Du gehst Morgen früh weg: nicht wahr?

Ich: Ja: aber wozu das?

Er: Höre, wenn du mich mitnähmest? Dir kann es nichts schaden: du hast Pässe; und werden wir ja angehalten, so zeigst du dein Papier. Die großen Städte will ich vermeiden und umgehen, indeß du durchpassirst: auf den Landstraßen komme ich wieder zu dir. Vielleicht komme ich mit durch: und werde ich ja angehalten, so kannst du keine Un-

gelegenheit haben, und ich muß etwan 15 oder 20 Tage ins Prison, und das ist alles.

Der Vorschlag des Husaren misfiel mir nicht: ich sagte ihm, er solle den andern Tag an dem ehemaligen Hospital le Pelletier — war sonst ein Lustschloß und hieß Mirande — meiner warten, und so war unser Handel geschlossen. Ich hielt es für Pflicht, einem Kameraden den Ausgang aus Frankreich zu erleichtern; und vor der Furcht, verrathen zu werden, war ich sicher: denn der Husar verstand kein Wort französisch, und wenn er wäre angehalten, und ich seinetwegen befragt worden, so hätte ich gesagt, daß ich von seiner Geschichte nichts wisse, und daß es meine Schuldigkeit auch nicht sey, danach zu fragen u. s. w. Diese Moral ist freilich etwas lax, aber wo ist der Mensch, der nicht laxe Moral hat!

Früh konnte ich mich beynahe nicht losmachen aus dem Hospital. Die Chirurgen, der Direktor, die Krankenwärter, besonders Bessel und viele Kranken redeten alle auf mich ein, und fast jeder wollte mir etwas mitgeben. Bessel drang mir ein ganzes Brod auf; der Direktor ein Fläschchen feinen Franz, der Apotheker ein Gläschen Liquor anodynus und mehrere Krankenwärter ihre Fleischportionen vom vorigen Abend, die sie für mich auf-

gespart hatten. Endlich kam der Portier und brachte mir einen großen Pack Rauchtaback. — Sie weinten alle, und ich war so tief gerührt, daß ich ihnen nur die Hände drücken, aber kein Wort sprechen konnte.

Betäubt ging ich durch die Straßen von Dijon und erst vor dem ehemaligen Petersthor konnte ich mich wieder fassen und zurück blicken. Hier stieg nun folgender Gedanke bey mir auf, der mein ohnehin schon verwirrtes Gemüth nur noch mehr zerrüttete. „Du gehst jezt aus einem Lande, in welches du auf die unwürdigste Weise von der Welt getreten bist. Du hast wollen das Deinige beytragen, die Freyheit einer edlen Nation stürzen zu helfen — eine Freyheit, deren wohlthätigen Einfluß du selbst gefühlt und genossen hast. Geh, Laukhard, schäme dich! du bist ein Niederträchtiger, ein Verworfner. Sprich ferner nicht mehr von Schurken: denn du gehörst in ihre Klasse, stehst mit unter den Verächtlichsten. Die Franzosen hätten recht gehabt, wenn sie dich deiner Unternehmungen wegen mit dem Tode bestraft hätten; und noch auf der Guillotine hättest du dir selbst bekennen müssen, daß sie dir nicht Unrecht thäten. Aber wie sind sie mit dir verfahren? — Welchen Ersatz kannst du ihnen geben? — Hier faßte ich den festen Vorsatz, von den Franzosen niemals an=

ders zu reden oder zu schreiben, als wie es die Wahrheit nach meiner Ueberzeugung fodere: und durch diesen Vorsatz wurde ich um etwas beruhiget. — Es ist eine erzfatale Sache um ein böses Gewissen, welches um so beißender anspricht, je schonender die natürliche Strafe unsrer schlechten Handlungen eintritt.

Conscia mens, ut cuique sua est, ita concipit intra
Pectora pro meritis spemque metumque suis.

Mein Husar kam bald zu mir, und wir gingen stracks fort auf Auxonne zu. Aber schon den Nachmittag fieng es so an zu regnen, daß wir einigemal einsprechen, und endlich gar eine Stunde jenseits dieser Stadt auf einem Dorfe übernachten mußten. Ein reicher Bauer gab uns Quartier. Es war schon ein alter Mann, dessen Sohn todt, dessen Sohnes Söhne aber im Felde waren. Drey Töchter seines Sohnes, deren Mutter und er versahen die Wirthschaft, wobey ihnen auch ein Kriegsgefangener aushalf, den sie als Arbeiter (travailleur, denn die Wörter: Knecht, Magd 2c. sind abgeschafft) angenommen hatten. Die Leute waren sehr munter, und als ich ihnen sagte, daß mein Reisegefährte ein Schneider sey, so bat ihn der Alte, er mögte ihm einen Rock ausbessern.

Der Husar war dazu willig, und alle gaben ihm das Zeugniß, daß er seine Sache hübsch mache, daß es Schade sey, daß er fort wollte, und daß er sogar auf ihrem Dorfe recht gut würde leben, und sich durchbringen können. Die Mädchen schäkerten endlich mit uns, und ich merkte, daß der Husar nichts mehr bedaurte, als daß er mit ihnen nicht sprechen konnte.

Die Leute gaben uns zu essen, und als der Alte sowohl, als die Mädchen fortfuhren, zu bedauren, daß ein hübscher Mensch, der ein Handwerk verstände, ihr Land verlassen wollte, worin er doch weit besser als in Deutschland leben und sein Auskommen finden würde: so wollte ich meinen Spaß haben, und sagte zum Alten, wenn er meinem Reisegefährten eine von den Mädchen zur Frau geben wollte, so wollte ich ihm den Vorschlag thun, da zu bleiben. Dazu könnte wohl Rath werden, antwortete der Alte mit Lächeln. Ich erklärte dieß meinem Husaren, aber auch mehr schnurrig als ernsthaft, und dabey blieb es für den Abend. Früh aßen wir noch Suppe mit den guten Leuten, und gingen nach Auxonne, wodurch auch der Husar mußte, weil er sonst nicht über die Saone konnte, über welche hier eine Brücke geht. In Auxonne lagen auch Preußen, unter welchen der Husar Bekannte hatte,

die er besuchen wollte, während ich meinen Paß unterschreiben, und mir Brod und Geld geben ließ. Ich bestellte ihn in ein Weinhaus, wo wir unsre Bündel abgelegt hatten, und ging. Als ich zurück kam, war mein Husar noch nicht da; ich ließ mir also etwas geben, und wartete: Aber vergebens. Daran aber war ich wohl Schuld, und zwar so per accidens: denn unterwegs von dem Dorfe an bis nach Auxonne, sprach ich von den Vortheilen, die einer haben könnte, der in Frankreich bleiben, und sich da durch seine Arbeit nähren wollte; und da ich merkte, daß das eine Mädchen, welches sehr bey Fleische war, Eindruck auf den Husaren gemacht hatte, so strich ich das Glück heraus, welches er da auf dem Dorfe haben könnte u. s. w.

Diese Vorstellung hat dem guten Menschen vielleicht eingeleuchtet: denn nach langem Warten, ging ich endlich ins Kloster zu den Preußen, und fragte nach dem Husaren. „Ja, hieß es, der ist zurück gegangen; er hat gesagt, er getraue sich nicht durchzukommen.“ Wahrscheinlich war er wieder auf das Dorf zurückgeeilt. Nun, es bekomme ihm wohl!

In Pagny mußte ich mich mit dem Märe herumdisputiren, weil er mir mein Brod und Geld schlechterdings nicht eher reichen wollte, als den

Nachmittag. Die Etapes, meynte er, ständen nur des Nachmittags offen, und jezt habe er zu thun: — er war ein Wagner, und arbeitete in seiner Werkstätte. Aber sein Geselle sagte ihm: er sollte sich schämen, einen Reisenden um der Versäumniß von einer Viertelstunde willen aufzuhalten: und ich wurde befriedigt.

Da ich keinen Feuerstahl hatte, so mußte ich in den Dörfern fleißig einsprechen, wegen meiner Pfeife, deren wohlthätige Wirkung ich besonders auf dieser beschwerlichen Reise empfunden habe. Fast allerwegen, wo ich einsprach, gab man mir ein Glas Wein, oder doch ein Glas boite — so nennen die Leute einen Aufguß auf die nicht ausgekelterten Weintrester, der hernach gährt, und von den Aermern getrunken wird. Nicht selten both man mir Brod und Kuchen aus türkischem Waizen oder Mais an: diese Kuchen, so wie auch das Muß aus demselben nennen die Leute Gotes, wenn ich anders dieses Wort recht schreibe. Ich würde — so menschlich und gastfrey ist auch der gemeinste Franzose im Durchschnitt — gewiß durchkommen seyn, wenn ich auch keinen Etape von der Nation genossen hätte.

In Besançon kam ich ziemlich zeitig an, und erhielt mein Quartier, zum Ausruhen, bey

einem Ziegeldecker, dichte am Fluß Doux, welcher mitten durch Besançon fließt. Ich war in dieser Stadt schon etwas bekannt, und suchte das Wirthshaus wieder auf, wo das Jahr zuvor der brave Landrin logirt hatte. Die Leute, welche mich noch kannten, stuzten über meine Erscheinung, und baten mich, ihnen zu erzählen, wie mir's bisher in Frankreich ergangen wäre. Das that ich, und alle Gäste horchten; und als ich fortwollte, stellten sie eine Assignaten-Kollekte für mich zur Fortsetzung meiner Reise an. Ich versah mich hier so gut mit Rauchtaback, daß ich noch einigen Studenten in Freyburg eine Probe davon geben konnte.

Auf der Citadelle erstaunte ich über die ungeheure Menge ganz neuer Kanonen, welche da ohne Lavetten aufeinander lagen, und über die entsetzliche Menge Kugeln. Obgleich Besançon eine der vornehmsten Festungen in Frankreich ist, so lag doch damals keine Garnison darin: nur einige alte Bürger besezten die Thore, eben so, wie in Befort und in andern festen Plätzen, welche von den auswärtigen Feinden weit entfernt waren. Dieses beweißt sehr viel, wenigstens soviel, daß man sich vor einem Aufstande des Volks, und vor neuen Unruhen gegen die Einrichtung der Republik nicht gefürchtet hat. Denn im Fall eines Aufstandes wäre es den Rebellen ja sehr leicht gewesen,

so unbesezte Festungen zu besetzen, und von da aus ihre Foderungen an den Konvent zu machen, wie die zu Lyon es gemacht haben.

Als ich aus Besançon kam, um nach Beaune zu gehen, traf ich einen gewissen Lehmann an, welcher ehedem den Preußen, als Kalkreuthischer Dragoner, gedient hatte, und den ich in Dijon hatte kennen lernen. Er war hernach von da aus sonst wohin verlegt worden. Ich freute mich, einen Reisegefährten anzutreffen; aber er bath mich, seinen Namen ja nirgends zu nennen; denn mit seinem Paß stünde es eben nicht so recht. Ich ließ mir den Paß zeigen, und siehe da, er war in Orléans, wo Lehmann niemals gewesen war, für einen Schweizer gemacht worden. Da er mir nicht sagen wollte, wie er zu dem Paß gekommen war: so schloß ich, daß er ihn entweder gekauft, oder gestohlen hatte. Wir blieben indessen beysammen bis nahe bey Freyburg, wo er sich trennte, weil er fürchtete, die Oestreicher mögten ihn anhalten und an die Preußen ausliefern.

Von Besançon bis Befort begegnete mir nichts erhebliches, nur daß mein Schuhwerk auf den elenden Wegen immer schlechter ward. Ob gleich durch die ganze Franche Comté Chaussee ist, so war doch dieses wegen der beständigen Fuhren so zernichtet, daß oft leicht beladene Wagen und Kar=

ren in den Löchern stecken blieben, und nicht mehr vorwärts konnten.

Als ich durch die Grafschaft Mümpelgard ging, sprach ich in einem Weinhause ein, wo ich schon vor einem Jahre gewesen war. Da hörte ich, daß man nun auch bey ihnen anfangen wolle, Rekruten für die Armeen auszuheben: denn sonst wären diese Leute, als ehemalige Unterthanen des Herzogs von Würtemberg, von der Rekrutirung frey gelassen. Ich fragte auch nach den lutherischen Geistlichen dieses Ländchens, und hörte, daß sie hübsch geblieben wären, und sich nun ganz ordentlich betrügen.

In Befort machte ich abermals Rasttag; und in Altkirchen war es, wo ich wieder durchaus deutsch sprechen hörte, freilich ein abscheuliches deutsch, wie es im Ober-Elsaß Mode ist, aber doch war mirs, als wäre ich schon völlig in Deutschland. Ich lag bey einem Huthmacher, dessen einziger Sohn in diesem Kriege umkommen war. Mann und Frau weinten noch die heißesten Thränen, und verwünschten Krieg und Revolution, weil diese sie ihr Kind gekostet hatte.

Das ist so der Gang der menschlichen Gesinnungen! Wenn man bey einem Vorfall etwas eingebüßet hat, so schimpft man auf die ganze Sa-

che, womit dieser Vorfall in irgend einer Verbindung stand.

Mein Wirth erzählte mir auch manches von den Elsasser Emigranten, deren viele um jene Zeit wieder in Frankreich eingelassen wurden, doch so, daß sie ihren Weg damals noch alle über Basel nehmen mußten.

Im Elsaß ist eine doppelte Emigration vorgefallen, welche man wohl von einander unterscheiden muß, um es nicht widersprechend zu finden, daß man einigen Emigrirten schon damals erlaubt hat, und noch jezt erlaubt, zurück zu kommen, und doch das Gesetz gegen die Emigranten in seiner Kraft stehen läßt.

Die erste Emigration geschah vor dem Kriege aus Haß gegen die Anstalten der Nation, und aus Anhänglichkeit an dem Königthum und der Pfafferey. Zu dieser gehörten die Herren Bischöfe, Prälaten, Pfaffen, Grafen, Edelleute und andre, welche nur emigrirten, um auf diese oder jene Art eine Despotie mit herstellen zu helfen, unter der einzig sie nur leben konnten und wollten. Diese Emigrirten zählt man zu den ächten, d. i. zu jenen, welche das Gesetz gegen die Emigrierten trifft, und welchen, wenn Frankreich konsequent handeln will, niemals erlaubt werden kann, in ihr Land zurück zu kehren.

Aber es emigrirten auch Viele im Jahre 1793, als die deutschen Truppen sich so bald aus dem Elsaß zurücktrollen mußten. Vorzüglich trug sich das in jenen Herrschaften zu, welche zwar unter französischer Hoheit standen, aber doch andern deutschen Fürsten, Herren, Grafen u. s. w. zugehörten. Dieß war der Fall bey den Elsasser-Unterthanen des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, des Bischofs von Strasburg, Basel u. s. w.

Auch aus jenen Oertern, welche unmittelbar französisch waren, ging eine starke Emigration vor sich, als eben die Deutschen sich zurückzogen. Die Deutschen hatten nämlich den Leuten weis gemacht, daß, ob sie gleich auf eine kurze Zeit weg müßten, doch nächstens wiederkommen, und alles, was den Rebellen anhinge, mit Feuer und Schwerdt zerstören würden. Das hatten die kurzsichtigen und erschrockenen Leute geglaubt, und waren, um den Deutschen zu hofiren, abgezogen — in Hoffnung besserer Zeiten durch die prahlhaften Deutschen.

Auch trug das Betragen vieler Franzosen selbst nicht wenig bey, die Leute in Furcht zu jagen. Wenn sie irgend wohin kamen, wo sonst Deutsche gestanden waren, so verfuhren sie mit den Leuten sehr hart, schalten sie Aristokraten, und machten ihnen selbst kleine Dienste, die sie dem Feinde er-

wiesen hatten, zu Verbrechen. Daher liefen auch Viele blos aus Furcht weg. Endlich hat auch die Aufhebung des Gottesdienstes Viele aus dem Elsaß fortgetrieben. Denn kein Land war wohl orthodoxer, als das Elsaß: die Protestanten und Katholiken machten sich hier den Rang der Rechtgläubigkeit schon lange streitig.

Nachdem aber 1794 das Schreckenssystem gefallen war, so belehrten einige gutgesinnte Volksrepräsentanten im Elsaß den Konvent von der wahren Lage der Dinge, und schlugen ein Gesetz vor, kraft dessen diejenigen Elsasser, welche aus Furcht vor dem Schreckenssystem ausgewandert wären, wieder zurückkommen dürften. Der Vorschlag wurde angenommen, und Viele, besonders Bauern, Handwerker u. dgl. gingen zurück. Da aber die Demokraten deren Häuser während ihrer Emigration geplündert, und nicht selten zerstöhrt hatten, so befanden sie sich in einer eben nicht gar angenehmen Lage.

Von Altkirchen nach Basel sind nur sechs starke Stunden, und doch brachte Lehmann und ich fast den ganzen Tag damit zu: es hatte die Nacht stark geschneiet: Morgens thaute der Schnee auf, und der Weg ward abscheulich.

In dem ehemaligen Saint Louis, einem Dorfe bey Hüningen, hörte ich, daß der General

Eikenmayer in dieser Festung kommandire: ich kannte ihn von Mainz aus schon lange, bekam also Lust, ihn zu sprechen. Man kann sich nämlich aus dem ersten Bande meiner Lebensgeschichte erinnern, daß ich ehemals in Mainz, besonders wegen des braven Barons von F... mich oft und stark herumtrieb. Zu der Zeit ward ich mit einem Kaufmann bekannt, welcher Zucchi hieß, und eine sehr schöne Frau hatte. Hr. Eikenmayer, damals Oberleutnant der Artillerie, machte der Madam Zucchi die Cour, und fand Gehör. Die Madam Zucchi, eine Italiänerin, und gebohrne Appiano, mit deren Bruder ich sonst vielen Umgang gehabt hatte, kannte ich auch, und so lernte ich den Hrn. Eikenmayer bey ihr kennen, und wir wurden, studentisch gesprochen, recht fidel zusammen.

Eikenmayer ist gewiß ein Mann von Kopf und schönen Kenntnissen, die er vorzüglich in England gesammelt hat, wo er sich eine Zeitlang auf Kurfürstliche Kosten aufgehalten hatte: und dieses war die Ursache, warum ich ihn jezt gern gesprochen hätte. Als ich nach Hüningen kam, hörte ich, daß er so eben nach Bourg Libre, so heißt jezt das Dorf Saint Louis, geritten sey. Ich besah also die Festung flüchtig, und ging, weil es bald Abend war, zurück nach Bourg Libre. Aber un=

terwegs bedachte ich, daß ich Gefahr laufen könnte, wenn ich einen General besuchte, der ganz Republikaner war. Wie leicht konnte er von meiner Sendung gehört haben, und dann war ich verlohren. Mich schauderte vor dem Gedanken, noch einmal eine Prison in Frankreich auszuhalten, und befragte mich also kurz und gut in Bourglibre: was ich zu thun hätte, um ohne Hinderniß nach Basel zu kommen? Man wies mich zu einem Greffiier, welcher meinen Paß aus Dijon an sich hielt, und mir ein Zettelchen von seiner Hand gab, nach welchem die Wache an der Chaussee angewiesen wurde, mich durchzulassen.

Zur Zeit des Robespierre, als die starken Emigrationen vorfielen, waren, wie man weiß, alle passirbare Plätze auf den Gränzen des ganzen Landes mit starken Wachen besezt, und diese lößte man von Zeit zu Zeit, alle zwey, drey Monate ab. Man kann denken, welche fürchterliche Menge Menschen, eben durch diese Anstalt, beynahe unthätig auf den Gränzen standen, und eben so viel auszustehen hatten vom Wetter und von der Theurung, als die Soldaten im Felde. Außerdem waren in jedem Dorfe und in jeder Stadt Posten aufgestellt, welche Tag und Nacht auf die Passirenden Acht hatten, und die Wege waren immer voll Gensdarmes. Nachdem aber der Terroris-

mus aufhörte, so wurde auch hierauf nicht mehr so stark gesehen, und die Wachen in den Dörfern hörten völlig auf, und die Gensdarmen patrouillirten bey weitem nicht mehr so fleißig, als sonst. Indessen blieb noch immer die Wache auf den Gränzen. Allein da auch diese es nicht mehr so genau nahm, so war es manchem deutschen Deserteur und Gefangenen leicht, herauszukommen. Ich habe nachher, besonders als ich bey den Schwaben stand, viele gesprochen, welche mir dieses gesagt haben. Und es war ja auch selbst in Frankreich nun nicht mehr sehr nothwendig, so genau auf die Passagen Acht zu geben: denn was die Auswanderung betraf, so waren die, welche sich hiezu etwan genöthigt finden konnten, entweder guillotinirt, oder schon fort, oder sie saßen im Gefängniß: und wegen einiger Gefangenen oder Deserteurs, welche die Lust anwandeln mogte, abzufahren, war es eben nicht nöthig, jene kostspielige und lästige Anstalt fortzusetzen.

Als ich über die Gränze kam, hatte ich eine ganz eigne Empfindung. Ich war freilich recht herzlich froh, endlich einmal wieder in einem Lande zu athmen, wo ich weiterhin keine Gefahr mehr zu besorgen hatte wegen eines Auftrags, dem ich mich so unbesonnen unterzogen hatte. Allein auf der

andern Seite verließ ich doch ungern ein Land, in welchem ich mehr gesehen und mehr erfahren hatte, als ich nie wieder sehen und erfahren kann, ich mag hinkommen, wohin ich will, und sollte ich Methusalems Alter erreichen. Ich dachte dankbar zurück, an so manchen guten Tag, den mir die Franzosen gemacht hatten, und den ich durchaus nicht verdient hatte, nach dem, was ich gegen sie auszuführen übernommen hatte.

Sollte dieses Buch, wie ich jezt gewiß weiß, daß es geschehen ist, und ferner auch geschehen wird, nach Frankreich gebracht, und da gelesen werden, so bitte ich alle ehrliche Republikaner mir zu glauben, wenn ich sie versichere, daß ich ihren Staat verlassen habe mit Gedanken, die ihrer würdig waren. Ein Republikaner muß billig urtheilen, und nicht, wie etwan ein räsender Jakobiner oder Sanskülotte: und dann habe ich vor dem Richterstuhl der Republikaner wenig oder nichts mehr zu fürchten. Sie werden die Lage, worin ich mich noch im September 1793 befand, überlegen, und dann vielleicht finden, daß ich, wenn ich mich an ihnen ja versündiget habe, es aus Unkunde, Leichtsinn und Unüberlegtheit, diesen meinen hauptsächlichsten Fehlern, mehr geschehen ist, als aus Bosheit oder Despotensinn. —

Ich hielt mit meinem Gefährten Lehmann noch ein weitläufiges Gespräch über die verschiedenen Verhältnisse in Frankreich und in Deutschland; und so roh der Mensch auch war, so unbefangen gestand er, daß es in Frankreich recht gut sey, wenn man die Leute nur verstehen könnte.

Zur Steuer der Wahrheit, und um den Franzosen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß ich meinen Lesern nochmals sagen, daß es freilich seyn kann, daß manche, die in Frankreich gewesen sind, in ihren Urtheilen und Aussagen über das Betragen der Franzosen gegen sie, weder untereinander, noch mit mir übereinstimmen. Einige, sowohl Deserteurs als Gefangene, werden freilich schimpfen und lästern, und wer weiß wie viel Arges von der Härte und der Ungerechtigkeit dieses Volks zu erzählen wissen. Aber wenn diese Leute es ehrlich meynen, so hat ihnen ganz gewiß ihre Katechismus-Religion oder ihr stumpfer Sklavensinn das Gesicht geblendet; oder sie wollen sich durch erdichtete oder vergrößerte Leiden wichtig machen; oder sie haben sich in Frankreich so schlecht betragen, daß man sie durchaus knapp halten mußte. Und solche Menschen gab es viele, selbst deutsche Kriegsbeamten, oder Offiziere. — Allein auch diese sollten billig seyn, und ein Volk nicht

schimpfen, das sie nicht einmal nach der Strenge seiner Gesetze*) richtete, sondern sie weit gelinder behandelte, als seine eignen Leute im ähnlichen Uebertretungsfall.

Wenn also meine Leser feindselige Urtheile über die französische Nation lesen oder hören, von Leuten nämlich, die wirklich in Frankreich gewesen sind, so mögen sie ihr Urtheil anfänglich zurückhalten, und erst genau untersuchen, was das für ein Zeuge sey, der solche Sachen vorbringt. Ich für mein Theil kann nach meiner Einsicht von den Franzosen nicht anders schreiben, als ich schreibe. Amicus Plato, amicus Socrates: magis amica veritas!

---

*) Nach den französischen Gesetzen verliert jeder, der falsche Assignate macht, seinen Kopf. Ein Gefangner zu Autun machte Assignate, saß eine Zeitlang zu Dijon in der Conciergerie, und kam nur auf 2 Jahre nach Toulon.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Basel, und die Baseler Rathsherrn.

Es war eben dämmerig, als ich mit Lehmann ans Thor zu Basel kam. Die Wache fragte nach Pässen; da wir aber, wie man weiß, keine mehr hatten, so bekamen wir einen Soldaten *) zur Begleitung, welcher uns zu einem Kommissär führte, der unsre Namen u. s. w. in ein großes Buch einschrieb, und uns sofort nach der Bettelherberge schickte. Es ist nämlich zu Basel Mode, daß alle Fremden, welche über Nacht da bleiben wollen, sich entweder als wirklich Reisende, d. i.

*) Die Baseler Stadtsoldaten machen eine sehr tragische Figur; und ich kann mich nicht genug wundern, daß ich in gewissen Briefen über die Schweiz die schönen rothen Soldaten der Stadt Basel loben höre. Der Verfasser hat, wie viele Reiseschreiber, aus seiner Kutsche, oder aus dem Fenster des Gasthofes, worin er logirt hat, seine Bemerkungen angestellt, und da hat er einige von den rothen Schweizern, welche ehedem in Frankreich gedient hatten, gesehen, und sie für Baseler Stadtmiliz gehalten. Die ächten Baseler Stadtsoldaten sind schmutzige Kerls, mit blauen Röcken, blauen Hosen und blauer Weste, oder wie sonst die Preußen sagten, als noch die Garnisonregimenter existirten: dreymal blau und neunmal des Teufels.

für ihr Geld zehrende Personen dadurch qualificiren, daß sie sich in ein namhaftes Gasthaus einquartiren, oder aber, daß sie sich auf die Bettelherberge bringen, und da einsperren lassen.

Ich war sehr müde, und es kümmerte mich also wenig, ob ich auf der Bettelherberge oder sonstwo schlief: ich war ja der elenden Nachtlager schon seit sehr langer Zeit gewohnt worden: und ob ich schon keine Ursache habe, mit dem Betragen der Baseler Herren gegen mich zufrieden zu seyn, so danke ich Ihnen doch hier öffentlich für ihr Brod, für ihre Erbsensuppe, und für ihre zwey Schweizer-Batzen, womit sie mich regalirt haben.

Auf der Herberge war es ein Leben, wie man es an einem solchen Orte erwarten kann. Ohngefähr acht Deserteurs, die aus Frankreich zurückkamen, waren unsere Gesellschaft, nebst einigen Elsasser-Flüchtlingen, welche in ihr Land zurück wollten. Wir mußten auf der bloßen hölzernen Pritsche liegen, weil man wegen des Ungeziefers, kein Stroh auf die Herberge bringen durfte. Ich lagerte mich auf den Tisch. Der Lärmen in dieser Gesellschaft war unaufhörlich, doch aber freute ich mich, die deutschen Deserteurs immer besser kennen zu lernen. Sie sprachen von nichts, als von den Bubenstücken, die sie während ihres Aufenthalts in Frankreich verübt hatten, und rühmten sich ihrer

nach dem Grundsatz, daß man sich an so einer Nation nicht versündigen könnte. — Ein Emigrant aus Toul in Lotharingen, der auch da war, schäkerte mit einem Bettelmädchen, das uns gleichfalls Gesellschaft leistete, unanständig genug. Als ich ihm sagte, daß er wenig Geschmack haben müßte, mit so einem Wesen schön zu thun, antwortete er; que voulez vous? il faut prendre ce qu'on trouve sur ses pas: und griff wieder nach dem zerlumpten und schmutzigen Bettelmädchen.

Früh kam der Herr Vater oder der Oberaufseher über die Herberge, und gab uns unser Geld, jedem zwey Batzen, und hieß uns abmarschiren. Ich trennte mich sofort von meiner Nachtgesellschaft, lief durch einige Straßen, und begaffte die Häuser und die Menschen, wie einer thut, der zum erstenmal in eine so berühmte Stadt kommt, als Basel ist. Ich trat endlich in eine Schenke, wo ich für einen Batzen Brod und Branntwein zu mir nahm. Hier fand ich Deutsche und Franzosen durcheinander, welche alle von politischen Angelegenheiten sprachen. Nicht weit von mir saß ein hübscher Mann, den ich fragte, wo ich einen Paß nach Zürich haben könnte? Er wieß mich aufs Rathhaus. Hier traf ich in einer nach recht göthischem Geschmack eingerichteten Stube einige Herren, welche mich derb anfuhren, und im im-

pertinentesten Ton alle zugleich fragten: was ich schaffte d. i. haben wollte?

Ich: Meine Herren, ich habe Sie gehorsamst ersuchen wollen, mir einen Paß nach Zürich zu geben, wohin ich gewisser Absichten wegen, gern gehen wollte.

Die Herren: (alle zugleich, und im ächten unerträglichen Schweizerton) Nein, nein, daraus wird nichts! Der Herr sieht aus, wie ein Vagabunde: Nein aus dem Paß wird nichts!

Ich: Meine Herren, ich bin kein Vagabunde: ich habe ehemals dem König in Preußen gedient, und mögte den Hrn. Prof. Ulrich und den Hrn. Geßner in Zürich besuchen.

Die Herren: (wie zuvor, aber immer lauter) Nein, nein, daraus wird nichts! Der Herr kommt aus Frankreich, und wer aus Frankreich kommt, als Deserteur oder als Gefangener, darf in der Schweiz nicht reisen. Jezt geh der Herr!

Ich ärgerte mich über die impertinente Grobheit der Baseler Herren und schob ab, ohne ein Wort weiter zu verlieren.

Hier will ich im Vorbeygehen bemerken, daß die meisten Schweizer in Ihrem Lande eben so impertinent, grob und stolz sind, als sie sich in fremden Ländern biegsam, artig und fein zu betragen suchen. In ihrem Lande dünken sie sich

Könige, und sehen stolz herab auf Fremde, zumal arme. — Diese Anmerkung haben schon mehrere Reisende gemacht. Hätte ich der doch Geld geben können, ich würde gewiß einen Paß erhalten haben: Denn kein Sprichwort ist richtiger, als das alte: kein Geld, kein Schweizer.

Auf der Straße, nicht weit vom Rathhause, fragte mich ein Franzose nach etwas, worüber ich ihm keine Auskunft geben konnte, und ich wollte eben weiter gehen, als eine Dame, mit der französischen Kokarde auf ihrem Kopfzeuge, mir zurief: ob ich jezt eben aus Frankreich käme? Ich antwortete mit ja, und sie fuhr fort zu fragen, wo in diesem Lande ich mich denn aufgehalten hätte? Als ich nun unter mehrern Städten auch Mâcon nannte, so bath sie mich, zu ihr herein zu kommen. Du siehst fatal um die Beine herum aus, Citoyen, sagte sie: du hast, wie es scheint, wohl auch kein Geld, dir Schuhe anzuschaffen? Ich bejahte diese Frage. Nun, du sollst Schuhe haben, fuhr die brave Frau fort: ich bin auch aus Mâcon, und treibe hier einige Geschäfte: Setze dich. Ich gehorchte, und erzählte ihr dieses und jenes aus Frankreich, auch Manches von meinen eignen Geschichten, und sie hörte mir mit Aufmerksamkeit zu, und bewirthete mich indessen mit Wein und Brod und Knoblauch. Es wurde ein

Schuster herbeygerufen, der mir ein Paar Schuhe anprobiren mußte: sie paßten, und die Dame bezahlte sie. Dann gab sie mir ein Paar Strümpfe und ein noch recht gutes Hembde von ihrem Manne. Ihr Bedienter mußte mich nachher in den Gasthof, die wilden Männer, bringen, wo ich auf ihre Kosten gespeißt und beherbergt wurde. Hier erfuhr ich, daß diese Dame und ihr Mann sich schon einige Zeit in Basel aufhielten, und da mit Pferden handelten, welche sie in Deutschland, ja sogar von den östreichischen Offizieren und Kommissarien selbst aufkauften, und ihren Franzosen mit schwerem Profit wieder abliessen. Man versicherte, daß diese Leute mehr als eine halbe Million Livres durch den Pferdehandel gewonnen hätten. Ich gönnte der edlen Frau ihren Gewinn, ob ich gleich die Untreue jener Oestreicher verabscheuen mußte, welche ihren Kaiser so schändlich betrogen *).

Nachmittags ging ich in Basel herum, und hätte gern einiges besehen, vorzüglich das Grab des großen Erasmus von Rotterdam, der hier im Jahre 1537 gestorben ist: auch hätte ich gern den Saal sehen mögen, worin das berühmte Concilium Basileense gehalten ist. Aber da ich kein

*) Doch der Egoismus vieler Großen weckt und deckt den Egoismus vieler Kleinen!

Geld hatte; um den Herumführer zu honoriren: so mußte ich mir den Lusten vergehen lassen, bey der Gruft eines Mannes eine Thräne zu vergießen, der allein mehr Gutes bewirkt hat fürs Denken und Handeln, als alle allgemeine und besondere Concilien der ganzen Christenheit, von dem Concilium der Apostel an bis auf den Congreß zu Ems.

Der preußische Gesandte, Graf von Golz, war kurz vorher in Basel gestorben*), und dessen Nachfolger, Baron von Hardenberg, war noch nicht angekommen: ich konnte also von dieser Seite auf eine Unterstützung und einen Paß nicht rechnen, und war daher genöthiget, meine Wanderung nach Zürich aufzugeben, und mich weiter nach Deutschland hinein zu schleppen.

Nach Halle wollte ich nicht eher, bis ich gewiß wissen würde, daß ich die preußische Uniform, nach meiner Zurückkunft, nicht weiter tragen sollte.

Hiezu entschlossen, ging ich den andern Tag früh Morgens zu meiner Dame, dankte ihr für ihre Güte, und erhielt noch einen Kronenthaler auf die Reise. Diese Dame vermehrte meinen Commentar zu dem Sprüchelchen: nil desperandum.

---

*) Mährchenkrämer sprachen von Vergiftung.

Hierauf begab ich mich zu dem kaiserlichen Kapitän, welcher sich in Basel aufhielt, und den Auftrag hatte, die aus Frankreich zurückkommenden Soldaten mit Pässen nach Lörrach zu versehen. Der edle Mann fertigte mir sogleich einen Paß aus, instruirte mich, wie ich mich bey den Vorposten u. dgl. zu verhalten hätte, und beschenkte mich noch mit einem Zwanziger. Und so verließ ich Basel, und bedaurte weiter nichts, als daß ich die Herren auf dem dortigen Rathhause wegen eines Passes begrüßt hatte. Mögten diese Herren nur noch lernen, forthin nichts zu übereilen, und einzusehen: daß hinterm Berge auch Leute wohnen. —

Funfzigstes Kapitel.

Reise von Basel nach Freyburg im Breisgau.

Das Städtchen Lörrach liegt anderthalb Stunde von Basel, und gehört dem Markgrafen von Baden. In dieser Gegend wächst viel Wein, der auch damals nicht sehr theuer war. In Lörrach stand ein starkes kaiserliches Kommando, bey dessen Obersten ich mich meldete, und ganz gut aufge-

nommen wurde: denn damals dachte man noch nicht daran, daß Preußen und Frankreich so bald Frieden machen würden. Der Oberste sagte mir, daß ich nur immer ausruhen mögte: er wollte mir einen Quartierzettel geben lassen; und wirklich kam ich in eine Mühle zu liegen, deren Eigenthümer ein großer Verehrer des vorigen Königs in Preußen war, und mich also gut behandelte. Ich erhielt hier auch kaiserliches Traktament, welches, wie der Oberste sagte, sein Herr meinem Könige berechnen würde.

Die Emigranten lagen hier auf Werbung, das heißt, es war ihnen erlaubt, die aus Frankreich zurückkehrenden Soldaten, die ausgenommen, welche vorher dem Kaiser gedient hatten, anzunehmen. Sie machten sich auch an mich, ich hatte aber keine Lust, unter dem Gesindel zu dienen, und brach also kurz ab. Ich ließ mich aber — wie unstät ich, leider, einmal bin — nicht lange hernach doch vom Satan blenden, wie man bald hören wird, und trat in ihre Dienste.

In der Mühle wurde mir ein Stübchen hinten im Hofe angewiesen, wo mich ein Unteroffizier von den kaiserlichen Kanoniren besuchte, der, wie ich bald merkte, mit der Magd des Müllers liebelte, und mit ihr in meiner Stube zusammen kam. Ich konnte dieses um so mehr

leiden, da der Kanonier ein artiger Mann war, und mich mit gutem Taback versorgte.

Am 28ten Februar 1795 zog ich mit einem kaiserlichen Kommando von zwey Mann, welche 29 fremde Soldaten begleiten sollten, von Lörrach, und kam den zweyten März in Freyburg an. Unterwegs fiel nichts vor, das ich zu erzählen hätte. In den Ortschaften, welche dem Kaiser gehören, sind die Einwohner ziemlich helle, und artig: hingegen in den Dörfern des Herrn Bischofs von Basel *), sind die Leute ein abscheuliches Grob, beynahe so wie das Grob im Trierland.

Der Platzmajor in Freyburg hatte die Güte, mir ein Quartier in dem ehemaligen Dominikanerkloster anzuweisen, und schickte mich nachher zu dem General von Alwinzi, welchen ich um einen Paß nach Frankfurt am Mayn ansprach. Dieser ehrwürdige Mann, der so viele Proben seiner Tapferkeit in diesem Kriege gegeben hat, war sehr artig, und beschenkte mich über mein Erwarten: aber den Paß nach Frankfurt schlug er mir ab aus Gründen, die ich selbst billigen mußte. Er erlaubte mir indeß noch zu bleiben, bis ein Kommando nach Heidelberg gehen würde, mit welchem ich alsdann fortkommen sollte.

---

*) Der Fürstbischof zu Basel besitzt von seiner ganzen Herrlichkeit nicht mehr, als noch fünf Dörfer.

Ich wußte, daß in Freyburg eine berühmte katholische Universität ist, und ich hatte Lust, sie näher kennen zu lernen. Zu diesem Ende erkundigte ich mich bey einem Weinschenken nach dem Orte, wo die Studenten zusammen zu kommen pflegten, und erfuhr, daß auf einem Weinhause in der Nähe ihrer viele immer anzutreffen wären. Ich ging hin, und fand ohngefähr 20 wohlgekleidete, schöne, junge Leute, welche theils Billard spielten, theils Wein tranken, und Taback dazu rauchten. Ich ließ mir einen Schoppen Wein geben, und schaute mich in aller Bescheidenheit nach allem um. Endlich redete mich ein Student — Herr Sommer aus Villingen — an, und fragte, wo ich herkäme?

Ich: Das sehen Sie an meiner Kleidung: ich komme aus Frankreich, und bitte nur, mich Ihrer Gesellschaft zu würdigen. Ich mögte gern die hiesige Universität etwas kennen lernen.

Student: Sind Sie vielleicht ein Litteratus?

Ich: So, so! Hab' auch einmal das Handwerk begrüßt.

Student: (lacht) Bravo! Wo haben Sie denn studiert?

Ich: In Gießen, Göttingen und Halle.

Student: Ah, da sind Sie an rechten Orten gewesen. (Zu einigen andern) Ihr Herren Brü-

der, hier ist ein reisender Litteratus, sub forma militis. (Es sammeln sich mehrere um mich herum) Wie ist denn ihr Name, daß man Sie nennen kann?

Ich: Laukhard.

Ein andrer Student: Laukhard — Laukhard — doch nicht der Laukhard, der sein Leben beschrieben hat?

Ich: Eben der.

Student: (giebt mir die Hand) Willkommen Freund! Ihr Buch hat uns viel Vergnügen gemacht. Tausend, da haben die Pfaffen was rechts abgekriegt! Nun setzen Sie sich zu uns.

Die gutmüthigen Studenten bemühten sich um die Wette, mir Höflichkeiten zu erweisen, und wollten durchaus, daß ich bey einem von ihnen wohnen sollte. Allein da ich mein angewiesenes Quartier schon hatte, so dankte ich für ihre Freundschaft und ging, nachdem ich hinlänglich gesättiget war, nach Hause.

Früh des anders Tages kam Hr. Sommer und holte mich zum Frühstück; und während meines ganzen Aufenthalts in Freyburg, der über 14 Tage währte, bin ich in allen Stücken von den Studenten frey gehalten worden. Ich würde hier alle diejenigen von den Freyburger Studenten namentlich angeben, wenn ich anders noch ihre Na-

men alle wüßte: aber einem Menschen, der so viele Bekanntschaften macht, als ich sie gemacht habe, ist es immer zu verzeihen, wenn er einige Namen vergißt, oder sich auch sonst bekannter Personen nur schwerlich erinnert. Von den Herren Freyburgern fallen mir nur noch die Namen Lenz, Muller, Dehrend und Sommer ein.

Meine Gesellschafter riethen mir, die Universitäts-Bibliothek zu besuchen, und da hatte ich Gelegenheit, den gelehrten und äußerst humanen Hr. Professor Rueff kennen zu lernen, als Vorsteher dieser Bibliothek. Wie sehr sticht doch ein Rueff gegen so manchen andern groben und ungeschliffenen Bibliothekar ab, und wie zuvorkommend bemüht sich dieser vortreffliche Mann, die litterärischen Kenntnisse derer, welche die Bibliothek besuchen, durch Anweisung und Nachrichten zu vermehren! —

Herr Rueff zeigte mir den ganzen Bücherschatz, welcher nach der Sulzerschen Anweisung geordnet ist, und machte recht treffende Bemerkungen über diesen und jenen Gegenstand. Ich bewunderte unter andern die ungeheure Menge von Schriften über das geistliche oder kanonische Recht; Hr. Rueff lächelte, und sagte, daß diese Bücher, so wie die über die theologische Polemik, nur noch so lange da bleiben würden, bis sie bessern neuen

Platz machen müßten: alsdann, fuhr er fort, mag man sie immer zum Krämer schicken: denn schon jezt liest sie niemand mehr, und in Zukunft wird man sie noch weniger lesen. Dieses Geständniß eines katholischen Professors gefiel mir über alle Maßen, und so fing ich denn auch einen Sermon an, so nach meiner Art, wobey Herr Rueff theils seinen Beyfall gab, theils nur lächelte. Ich habe diesen würdigen Mann hernach noch einigemal in seinem Hause besucht, und ihn allemal gefunden, wie auf der Bibliothek — exemplarisch-human.

Einer von den Vorzügen dieser Bibliothek ist, daß man, in einem eignen Zimmer daran, alle bessern gelehrten Zeitungen, Flugblätter und Journale antrifft: ein Vorzug, den man auf mancher protestantischen Universitätsbibliothek vergebens suchen kann.

Außer Hrn. Rueff lernte ich in Freyburg noch einen gewissen Herrn kennen, dessen Gewogenheit mir hätte nützlich werden können, wenn ich mich nach seinen Vorschlägen hätte richten wollen. Er rieth mir, in Freyburg zu bleiben, und katholisch zu werden: es sey ja doch alles eins, ob man die Faseleien des lutherischen oder des katholischen Katechismus öffentlich bekenne und mitmache: man müsse sich hiebey in Ort und Zeit schicken u. s. w. So wahr dieser Mann auch redete, so wenig konnte

ich mich dennoch entschließen, seinen Rath zu befolgen.

Brodproselyten sind in meinen Augen erbärmliche Geschöpfe; und ich denke von der Aenderung der Kirchenreligion, was der Dichter von der Aenderung des Himmelsstrichs für Patienten sagt, die, um gesund zu werden, sich in die Fremde werfen:

Cœlum, non animum mutant, qui trans
mare currunt.

Aber, wenn Seneka mit Recht fodert, man solle alsdann nicht den Wohnort, sondern sein Gemüth oder sich selbst ändern: so hätte ich durch den Uebergang zum Katholicismus wohl meinen Kirchen-Namen, aber nicht mich geändert: und ohne dieses zu thun, hätten mich die Vortheile meiner Religionsänderung nie dauerhaft ruhig und glücklich machen können.

Chrysostomus hat eine Rede unter der Aufschrift: nemo laeditur, nisi a se ipso; und ich könnte eine schreiben über das Thema: nemo beatur, nisi a se ipso: aber so gut ich das alles einsehe, so äußerst schwer, wenn auch theoretisch nicht unmöglich, finde ich es praktisch, mich danach immer und überall zu richten. Es geht mir, wie einem, der bis in seinem mannbaren Alter, sich Schielen,

Schiefgehen oder Stottern angewöhnt hat: er findet das alles endlich selbst fehlerhaft; mögte diese Fehler auch gern ablegen: aber gelingt es ihm? Es heißt auch hier: video meliora, proboque; deteriora sequor. Genug, was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr: und so habe ich leider das Unglück, vielleicht noch lange, wenn auch nicht immer, Sklave meiner jugendlichen Verwöhnung zu seyn, und stehe dabey so schwach auf meinen Füßen, daß jeder leise Wind mich hin und her biegen, auch stürzen kann. — Das alles sehe ich längst ein; und demnach hätte mir meine Religionsänderung am Ende mehr geschadet, als genützet: Laukhard wäre Laukhard geblieben, troz dem Prädikate eines Katholiken. Aber als Katholik hätte er tausendfach Gefahr gelaufen, wo er als Protestant jezt so halb und halb durchschlüpft. —

Freyburg hat eine überaus schöne Lage, dicht an einem hohen Berge, welchen vorzeiten die Herzoge von Zähringen bewohnt haben. Von diesem Berge hat man eine Aussicht, viele Meilen weit hinaus. Die Gegend da herum ist vorzüglich fruchtbar, und in ruhigen Zeiten ist alles sehr wohlfeil. Die Leute in der Stadt sind für Katholiken sehr helle, weit heller als in Schwaben, in der Pfalz, und selbst als die gemeinen Lutheraner in Sachsen. Eine sehr gut eingerichtete Lesebiblio-

thek habe ich hier auch angetroffen, und meine Lebensgeschichte darin doppelt.

Das Frauenzimmer in Freyburg ist durch die Bank liebenswürdig, und gröstentheils schön. Ich erinnere mich in keiner Stadt niedlichere Gesichtchen gesehen zu haben, als hier. Aber die Emigranten haben ihr Unwesen auch hier getrieben, und man kann dieses bey mancher jungen Freyburgerin sehr merken.

Die Universität zählt kaum noch 200 Studenten, die theologische Seminaristen nicht mitgerechnet. Das kömmt daher, weil aus dem Elsaß niemand mehr herüber kömmt, woher sonst viele kamen. Eben aus dieser Ursache hat die Universität auch viele Einkünfte verlohren: denn alle ihre Güter im Elsaß sind von den Franzosen in Beschlag genommen worden. Zwar hoffte Hr. Prof. Rueff, daß die Franzosen zur Zeit des Friedens diese Güter zurückgeben würden: Aber die Franzosen werden sehr wahrscheinlich es widersinnig finden, an einen fremden Ort Geld zur Unterhaltung einer Universität zu schicken, die sie eben so gut in ihrem eignen Lande unterhalten können.

Die Posse mit dem Disputiren in lateinischem Gekaue und schnitzerhaftem Galimathias pro gradu doctoris u. s. w. ist in Freyburg völlig abgeschafft; und der Candidat, welcher ein D oder ein M

vor seinen Namen setzen will, ist gehalten, ein Examen in deutscher Sprache auszuhalten, und hernach ein Specimen seiner Kenntnisse, gleichfalls deutsch, einzureichen, worauf ihm gegen Erlegung ganz billiger Gebühren der Gebrauch des M oder das D bey seinem Namen gestattet wird.

In Freyburg war ein gewisser Marki von Aunoy, der für den Prinzen von Rohan oder vielmehr für der Engländer Geld Rekruten anwarb. Ich traf diesen Marki, der sonst ein artiger, äußerst feiner Mann war, in dem Gasthause zur Stadt Freyburg vor der Stadt an. Er war nicht als Offizier gekleidet, und ich hielt ihn für einen simpeln Emigranten; aber er entdeckte sich mir bald kenntlicher. Er versprach mir 10 Louisd'or oder 60 Thaler in Gold, und sogleich die Stelle eines Unteroffiziers, wobey ich jeden Tag 24 Kaiserkreuzer Traktament und 2 Pf. Brod haben sollte; auch könnte ich auf Avancement rechnen, u. s. w. Das Ding gefiel mir: und da man mit mir, wie mit einem Kinde, leicht machen kann, was man will, ich auch es müde war, auf das Kommando nach Heidelberg in Freyburg länger zu lauern, oder mich auf Kosten Anderer weiter durchzuschlagen, und dabey Gefahr zu laufen, gewaltsamen östreichischen Werbern in die Klauen zu fallen, oder von den Preußen wieder in preußische Uniform

gesteckt zu werden: so schlug ich ein, und ward — Soldat bey den Emigranten. Hätten die Grobiane zu Basel mich nach Zürich wandern lassen, dann wäre dieser Schritt unterblieben, und noch mehrere, die man bald erfahren wird. Doch trahunt sua quemque fata!

Ein und funfzigstes Kapitel.

Wie's mir bey den Emigranten ging.

Der Marki d'Aunoy beschied mich auf den andern Tag in das erwähnte Gasthaus, dessen Besitzer ein vertrauter Freund und Unterhändler von ihm zu seyn schien, und verbot mir, in der Stadt etwas von unsrer Abrede zu erwähnen. Es war ihm nämlich nicht erlaubt, zurückgekommene Leute anzuwerben, welche vom Kaiserlichen General in Freyburg Quartier und Löhnung erhalten hatten: diese mußten jedesmal zu ihren Armeen gebracht werden.

Es war an einem Sonntage, als ich mit einem Sergeanten von den Emigrirten aus Freyburg abging, nachdem ich vorher noch bey einigen

Studenten, besonders bey Hrn. Sommer Abschied genommen hatte. Ich sagte diesen, daß ich, wegen der Gefahr, durchzukommen, noch immer keinen Paß nach Frankfurt bekommen könnte, aber des längern Wartens herzlich müde wäre, und also, um auch keinem weiter lästig zu fallen, suchen wollte, durchzukommen, so gut es gehen würde: und sie billigten meinen Vorsatz.

Gegen Abend kam ich nach Ettenheim, sieben gute Stunden von Freyburg, schlief im Wirthshause, und den andern Tag führte man mich zum Prinzen von Rohan, und zu seinem Onkel, dem Kardinal Rohan, ehemaligen Bischof zu Strasburg. Der Prinz ist ein wahrer Laffe, gerade, wie man sich nur einen pinselhaften Geck von Emigrirten denken kann: er springt, singt, trällert und faselirt herum, wie ein Geschöpf seiner Art es nur vermag. Er scheint auch nicht ein Quentchen Soldatentalent zu besitzen. Der Kardinal hat mir etwas besser gefallen. Ich dachte da einen alten, abgemärkelten Wollüstling zu sehen, der die Spuren seiner Ausschweifungen auf dem Gesichte tragen würde*): denn ich hatte von dem Hrn. Kardinal gar viel Skandalöses schon gehört

---

*) Qui vultu morbum incessuque fatetur.
Juv. Sat. II.

und gelesen; allein ich fand ein wirklich ehrwürdiges Gesicht eines schon in den Jahren stehenden hohen Prälaten der römischen Kirche. Sein anständiges Wesen, und seine schön modulirte Stimme würden mir Ehrfurcht eingeflößt haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er schon durch die fatale Begebenheit mit dem Halsbande, und durch grobe Verletzung des Völkerrechts an der traurigen Revolution auch stark Schuld gewesen ist.

Er unterhielt sich lange mit mir, und auf mein Geständniß, daß ich lutherisch sey, sagte er: „Das ist einerley! die Liebe zum Guten macht die wahre Religion: der Name thut dazu nichts.“ Ich wunderte mich, einen katholischen Bischof, dessen Hirtenbriefe zu Anfange der Revolution ganz anders lauteten, so reden zu hören. Aber einige Tage darauf, als ich einem Benediktiner zu Ettenheimmünster diese freye Aeußerung des Kardinals erzählte, belehrte mich dieser eines Bessern, dadurch, daß er sagte: der Kardinal habe als Prinz wenig Theologie studiert; er wisse also nicht recht, wie wichtig der wahre Glaube sey u. s. w. — Wenn aber die Prinzen die Theologie und den wahren Glauben so schlecht verstehen, so ist es immer sehr wunderbar, daß man sie in der römischen Kirche zu

geistlichen Kurfürsten, Erzbischöfen, Bischöfen und Kardinalen macht. —

Ettenheim ist ein ganz hübsches Städtchen, welches nebst etwan 20 diesseits des Rheins gelegenen Ortschaften dem Bischof von Strasburg zugehört. Diese Ländereyen sind auch das Einzige, was dem Kardinal von allen seinen Herrlichkeiten übrig geblieben ist: denn seine großen Güter in dem ehemaligen Bretagne, seine Besitzungen im Elsaß, ja, sogar seine Mobilien hat die Nation für eine gute Priese erklärt.

Der Staat, den der Kardinal damals machte, war gering: ein Mainzer Domherr hat sonst größern gemacht; doch standen noch Soldaten vor dem Schlosse Schildwache. Eine von den Mätressen des Prinzen habe ich auch gesehen: es war ein dickes Saumensch aus dem Emigranten-Gesindel, und, wie ich gehört habe, die Frau eines gewesenen Pächters, welche der Prinz von Rohan Guemené ihres Reichthums wegen unterhielt, und sich von ihr Geld vorschießen ließ. —

Nach einem kurzen Aufenthalt in Ettenheim ging ich nach Ettenheimmünster, wo der Sammelplatz des Regiments seyn sollte, das der Hr. Prinz von Rohan für englisches Geld errichten wollte. Ettenheimmünster ist eine überaus reiche Benediktiner Abtey, gestiftet zu Ehren des h. Wen-

delinus und Landelinus, die ehedem — Gott weiß, wann! — in dieser Gegend das päpstliche Christenthum, wie man sagt, predigten, und für ihre Bemühungen erschlagen wurden. Außer dem Kloster sind noch mehrere Gebäude da, und besonders ein vortreffliches Badehaus. Hr. Huhn, Doktor zu Bischofsheim am Steeg, sagte mir hernach, daß das Wasser zwar einige Kraft habe, gewisse Krankheiten zu lindern, daß aber der Aberglaube, durch die präsumirte Einwirkung des h. Wendelinus, dieses Bad ehedem vorzüglich berühmt gemacht hätte. Heut zu Tage wird es wenig mehr besucht.

Wir hatten unser Logis im Badehause, und unser ganzes Corps bestand damals aus ohngefähr 30 Mann, meist verlaufenem Gesindel, wobey ich denn, nach der Zusage des Marki von Aunoy, sogleich als wirklicher Korporal angestellt wurde. Wir erhielten leinwandene Hosen, und eine Kapotte, weiter aber nichts: denn man wußte selbst noch nicht, was für Uniform man uns geben sollte. Unser Kommandeur war der Prinz von Rohan. Außer diesem waren noch zwey Colonels, fünf Capitäne, und mehr andere Offiziere ernannt, welche aber nicht bey uns, sondern in Ettenheim logirten. Auf diese Art hatten wir beynahe mehr Offiziere als Soldaten.

Da die Emigranten nehmen mußten, was sie erschleichen oder erwischen konnten, so denkt man leicht, daß so ein zu errichtendes Emigrantenkorps größtentheils aus Lumpenzeug bestehen mußte; und da die Herren aus Frankreich selbst, wenigstens nach dem größten Theil, elende Menschen waren, so waren sie bey der Wahl ihrer Rekruten noch weit weniger delikat, als man sonst bey den Preußen oder Kaiserlichen, zumal in Kriegeszeiten, zu seyn pflegt.

Bey uns war so der rechte Auswurf der Menschheit. So klein der Trupp auch war, so hatten wir doch Deutsche, Italiåner, Spanier, Hollånder, Polen und Franzosen. Einer davon hatte nur ein Auge, und einer war hinten und vorne bucklich: einige waren uralte Ehekrůppel, die sich kaum mehr rühren konnten; und andre waren junge Buben, die kaum wußten, was links oder rechts war. Verschiedne davon hatten Weiber oder Buhldirnen bey sich, die sie für ihre Weiber ausgaben, die aber beyher auch nicht spröde gegen Andre waren. Dabey war denn ein Leben, wie ehemals zu Sodom.

Als ich zu den Emigranten stieß, trug ich noch meinen Rock, nach französischer Art mit republikanischen Knöpfen. Der Adjutant foderte, ich sollte die hunzföttischen Knöpfe (les foutus boutons)

abschneiden. Als ich ihm aber sagte, daß ich kein Geld anwenden würde, neue zu kaufen, so gab er mir einen neuen Thaler, und ich schnitt die Knöpfe ab.

Wir erhielten täglich zur Löhnung, der gemeine 16, der Korporal 24 Kreuzer, und jeder 6 Kreuzer Brodgeld, welches indeß wegen der großen Theurung nicht zureichte. Damit aber die Leute ihr Geld nicht auf einmal versaufen sollten, so gab man ihnen die Löhnung jeden Tag früh. Dieses Geschäft hatte ich und drey Kameraden, die auch den hohen Korporalsposten bekleideten, über uns. Da die Mannschaft nichts zu thun hatte, so versoffen die Kerls ihre Löhnung in Wein, aßen etwas Brod dazu und legten sich hernach auf die Bärenhaut schlafen, oder gingen auf die nächsten Dörfer stehlen und rauben. Es ist ganz unbeschreiblich, wie verhaßt das Gesindel der Emigranten, und ihre Truppen in den Gegenden des Oberrheins, wegen ihres Stehlens und Raubens, geworden sind. Wer nur ihren Namen nennt, setzt das Epithetum: Spitzbube, Galgenstrick, Hollunke oder sonst einen Ehrentitel dieser Art hinzu! Ich könnte mehrere Stückchen davon anführen, aber wozu? Die Wichte sind in ganz Deutschland bekannt genug, und jeder, der sie etwas kennt, weiß auch, daß nichts so niederträchtig, so schlecht

und so abscheulich ist, wozu ein Emigrant, vorzüglich von der rebellischen Art, oder auch nur einer seines Anhangs fähig wäre*).

---

*) Einer der Hn. Recensenten meiner Biographie meynt: ich hätte meine Nachrichten über die Emigranten wohl nur in den Weinhäusern zu Koblenz gesammelt, und so — nur von den Bedienten der eigentlichen Emigrirten, als welche damals wohl noch zu vornehm gewesen wären, ein Weinhaus in höchst eigner Person zu besuchen. — Nicht doch, mein Herr! Ich machte ja täglich den Dollmetscher, half die Namen der emigrirten Herren aufschreiben, und hatte eben nach der unersättlichen Neugierde, die Sie mir zuschreiben, auch, als preußischer Musketier, — Kleider machen doch nicht überall Leute! — Gelegenheit genug, dem Wesen der herrischen Emigrirten ganz nahe zu zusehen. Als Herren der Welt, wie sie sich dünkten, hatten die Prinzen, Marki's u. s. w ihres Wesens gar kein Hehl. Man frage jeden wißbegierigen Beobachter! Doch, ich will nicht hadern und Wort halten, und also von den Recensionen — zum Gegenrecensiren — keine Notiz nehmen. Genug, man warte den versprochnen Roman ab, oder die Begebenheiten des Marki von Vilencon: und dann entscheide man: ob ich die Emigranten blos von der Bedienten-Seite kennen gelernt habe. — Soviel will ich hier nur noch bemerken: daß es mir schwer wird, zu begreifen, wie man französischen Priestern, die eben wegen ihres festen Kirchenglaubens ausgewandert sind, erlauben kann, auf protestantischen Schulanstalten die Zöglinge, wenn auch nur in der französischen Sprache, zu unterrichten und mit ihnen täglich umzugehen. Einmal sind die Herren in ihrer eignen Sprache selten systematisch zu Hause: sie lernten sie, Basedowisch zu sprechen, nach der Ammen-Methode, von Reden-Hören: also a posteriori mit allen Fehlern des Dialects — der Mutter oder der Amme. Nach Regeln haben die wenigsten ihre Ammen-Sprach-Methode rectificirt; und von einer allgemeinen Theorie irgend einer Sprache, nach der Theorie des menschlichen Empfindens und Denkens, wissen die Herren noch weniger; dazu waren die Schulen und Akademien in Frankreich eben nicht geeignet. Korruptes Latein wissen die Herren allenfalls systematisch, und etwas Theo-

Die Einwohner der dortigen Gegend sind fürchterlich streng katholisch: alle Kirchen hängen voll Ex=Voto's, oder gemahlter Bilder und anderer Zierrathen, die jemand in einer Noth, Krankheit, Schwangerschaft oder wohl auch bey Gelegenheit eines zu begehenden Schuftstreichs dem lieben Gott, dessen Mutter oder einem Heiligen zu opfern versprochen hat. Die heilige Agatha steht im Breisgau in sehr hohem Ansehn: alle Thüren, sogar die Thüren an den Schweinställen, Abtritten, u. s. w. sind mit Agatha's=Zetteln beklebt *).

---

logie, und vollauf Polemik. Man stelle einen Versuch mit ihnen an, und man wird finden, was ich sage; aber blutwenig von Philosophie, Geschichte und andern liberalen Fächern. Nun ihren regen Katholicismus, für dessen Märtyrer sie sich halten, dem sie, als Kinder der theologischen Finsterniß, alles aufopfern: — sollten sie den, als den einzigseligmachenden Glauben unter protestantischen Jünglingen, nach jesuitischer Einschmeichelungs=Manier, nicht glimpflich einzuflößen suchen? Wer orthodoxe Menschen kennt, zumal erzkatholische Priester, der wird dies bedenklich finden; und im Fall der Noth diene ich mit zwey Fällen, als Belegen, von Halle aus, die ganz das bestätigen, wovon ich jezt schreibe. Ich gönne zwar jedem seinen Glauben, Gott weiß, auch jedem sein Brod; aber man gebe es, daß es gedeihe, auch zum Besten und ohne Gefahr Anderer; nicht zum Scheinbeweis von Toleranz und Menschenliebe, der am Ende zur Verbreitung der Intoleranz und des Despotismus der Gewissen verleitet, ja, verleiten muß. Zu einer andern Zeit mehr davon.

*) Hier ist so ein Agatha's=Zettel: Mentem sanctam † spontaneam † honorem Deo † et patriae liberationem: sancta Agatha ora pro nobis. †††. Die Kreuze darin dienen wider den Bösen und dessen Anhang.

Ich für mein Theil lebte ziemlich ruhig, und befand mich meistens in Ettenheim, wo ich mit dem Canonicus Sebastiani, der von Strasburg flüchtig geworden war, Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser Herr liebte ein gut Glas Wein und die Zotologie: und so war ich eben kein unrechter Gesellschafter für ihn. Ich hoffe, man wird mir meine aufrichtigen Geständnisse verzeihen: ich mag nicht für besser angesehen werden, als ich bin.

Es vergingen wenig Tage, daß nicht einige von unsern Leuten wegliefen: sie hatten nur ohngefähr eine Stunde bis ins Badische; und im Badischen hatten die Emigranten nichts mehr zu befehlen: ihre Requisition wurde dort durchaus nicht respektirt. Ich hatte vom Marki von Aunoy die Versicherung erhalten, daß man mir fünf Louisd'or gleich und fünfe nach Verlauf von sechs Monaten zahlen würde. Allein ich erhielt nur vier Laubthaler, indem der Adjutant sagte, er habe nicht mehr in der Kasse. Damit ließ ich mich anfänglich auch abspeisen, und lebte von meinem Traktament, oder von 30 Kreuzer täglich. Als

---

Hexen, Gespenster u. dgl., an die man natürlich auch glaubt. Zu Ettenheimmünster will man den Spuker Schwump oft am hellen Tage gesehn haben. Was die Agatha's-Zettel im Breisgau sind, das sind in andern katholischen Gegenden die h. Drey-Königs-Zettel.

ich aber nachher noch einen Laubthaler foderte, und der Adjutant mir geradezu sagte: ich sey nun Korporal, und als Korporal müßte ich ohne Handgeld par honneur dienen: da dacht' ich, so hole der Geier eure honneur, und faßte sofort den Entschluß, bey der ersten Gelegenheit abzufahren, sobald nur bessere Witterung einträte. Ich sagte Niemanden von meinem Vorhaben, ja, ich bemühte mich vielmehr, einigen Eifer für die Einrichtung unsers lieblichen Korps zu zeigen, lehrte die Rekruten das Gewehr-Putzen u. dgl., so, daß der Adjutant mich versicherte, er wolle mich dem Prinzen empfehlen, und dieser würde mich stehendes Fußes zum Sergeanten machen.

Eines Tages aber schickte mich der Adjutant in Geschäften nach Ettenheim, wo ich über Nacht bleiben mußte; und ich benuzte diese Gelegenheit und ging, mir nichts dir nichts, gegen Abend aus Ettenheim die gerade Landstraße nach Offenburg, ohne daß mir ein Haar wäre gekrümmt worden.

Es ist überhaupt eine große Verkehrtheit, über Handlungen und deren Moralität im allgemeinen urtheilen zu wollen. Diese muß jedesmal nach der individuellen Lage des Handelnden bestimmt werden. War es recht, daß ich die Emigranten

anführte? Nein! im allgemeinen gewiß nicht; aber in meinem Falle war es allerdings recht: man hielt mir das, was man mir versprochen hatte, nicht; folglich war ich auch nicht verbunden, meine Zusage ihnen zu halten.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Meine Soldatenschaft bey den Schwaben.

Vor dem Thore zu Offenburg kehrte ich ein in der Krone, nahm etwas zu mir, und fand da mehrere Soldaten von dem Regiment des Prinzen, Ludwig von Baden. Ich erkundigte mich nach dem Dienste der Schwäbischen Kraistruppen, und fand sie nicht übel. Ich ließ mich indeß nichts merken, und die Soldaten schienen auch gar nicht, an Rekrutiren zu denken. Endlich ging ich in die Stadt, und wurde bey dem Baron von Sandberg, der damals das Badische Regiment, als Oberster kommandirte, gemeldet. Dieser edle Mann, dessen Andenken mir ewig unvergeßlich seyn wird, äußerte einige Bedenklichkeiten, daß ich durch die große kaiserliche Armee am Rhein nicht unge=

hindert kommen würde, doch sprach er kein Wort, um mich zu behalten: einen Paß mögte ich mir vom Adjutanten Lorenz geben lassen. Ich ging und sah mich nach einem Quartier um. Hier überlegte ich, daß der Prinz von Baden ein Freund unsers Kronprinzen ist, daß folglich, wenn ich nur erst von dem Thaddenschen Regiment meinen Abschied hätte, und ich, um ungehindert nach Halle wandern zu können, von den Badischen Diensten frey seyn wollte, seine Hoheit es bey dem Prinzen Ludwig leicht und mit einer einzigen Zeile bewirken könnte. Diese Gedanken, nebst der Ueberlegung der großen Schwierigkeiten, die mir bevorstanden, wenn ich damals hätte weiter wandern wollen, bestimmten mich, Schwäbische Dienste anzunehmen. Ich wollte mich indeß nicht selbst anbieten: ich machte es, wie die Mädchen, die gern einen Mann hätten: ich ließ mich suchen — und ging zu diesem Behufe herum auf den Straßen. Herr von Triebelhorn, Leutnant bey der Compagnie des Hauptmanns von Storr, begegnete mir, sah mich an, und fragte: woher ich käme? Ob ich Dienste suchte? — Warum nicht? war meine Antwort.

Er: Wie viel Handgeld will Er?

Ich: Herr Leutnant, ich diene nicht um Handgeld: ich muß aus Noth dienen: es fehlt mir an Allem; also sehen Sie wohl, daß ich diesen Punkt ganz Ihnen überlassen muß.

Er: Gut, mein Freund: ich geb' Ihm vier Karolins: so viel giebt der Stand, und keinen Heller mehr: Zwey sogleich, und zwey nach einem Jahre. Ist er damit zufrieden?

Ich: Es bleibt dabey.

Er: Und aus meinem Sack gebe ich Ihm noch zwey Kronenthaler. Komm Er jezt mit in die Schenke.

In der Schenke befahl der Leutnant dem Wirthe, mich zu pflegen, und mir auf seine Kosten alles zu reichen, was ich begehren würde. Darauf zählte er mir zehn Kronenthaler auf den Tisch. Ich hoffe, sezte er hinzu, Er wird kein Schurke seyn, und gab mir die Hand, und ging.

Ich habe bey den Schwaben viel Vertrauen auf die Ehrlichkeit ihrer Soldaten gefunden: von keinem wurde voraus gesezt, daß er zum Henker laufen würde: daher wurde auch keiner eingesperrt, keiner in besondere Obacht genommen, und wenn auch noch so viele abfuhren, so wurden die andern deswegen doch nicht im geringsten mehr eingeschränkt. Ganz anders war es sonst bey den Preußen, und noch jezt ist die persönliche Freyheit

der preußischen Soldaten sehr geschmälert. Aber den Herren aus Schwaben liegt auch nicht viel daran, ob einer wegläuft oder da bleibt: die Stände müssen die fehlende Mannschaft im Nothfall ersetzen; und nicht der Hauptmann. Ueberdieß streiten ja die Schwaben nicht für sich, sondern für Andere!

Herr von Sandberg, dem ich den folgenden Tag vorgestellt wurde, bedaurte, daß er es nicht bemerkt hätte, daß ich Soldat hätte werden wollen, sonst, sagte er, würde er mich unter seine Grenadiers genommen haben: er war nämlich Inhaber von einer Grenadiercompagnie. Der Hauptmann von Storr, ein gerader, braver Offizier, drückte mir die Hand und seine Gemalin fragte mich mit losem Lächeln: ob ich bald auf die Wanderschaft gehen würde? Kurz, mit innigem Vergnügen, und mit unsterblichem Dankgefühl denke ich an meine Vorgesezten bey den Schwäbischen Kraistruppen. Aber es waren auch Männer, wie man sie selten antrifft.

Der Oberste, Baron von Sandberg, von Geburt ein Schwede, ist ein Mann von vielen Jahren, dessen Schädel mit ehrwürdigen grauen Haaren bedeckt ist, der aber an Munterkeit des Geistes und an Behendigkeit der Glieder es mit jedem jungen robusten Manne aufnimmt. Nie-

mals habe ich gehört, daß Hr. von Sandberg über Müdigkeit oder Erschlaffung geklagt hätte. Da er ehedem in preußischen Diensten gestanden und sich von Jugend auf das Soldatenwesen zum Handwerk gemacht hat, so versteht er dieses so gut, daß er jedem Heere Ehre machen würde. Er ist streng im Dienste, aber leutselig und artig gegen jedermann. Ohne die geringste Einbildung auf seinen Adel oder seine Würde, betrachtet er jeden als seines Gleichen, und bemühet sich, die Gesetze der Menschenliebe und der Wohlthätigkeit mit den strengen Pflichten seines Standes so zu vereinigen, daß ich wohl behaupten kann, niemand habe den rechtschaffnen Obersten gekannt, ohne ihn zugleich verehrt und geliebt zu haben.

Herr Hauptmann von Storr, aus Gmünd in Schwaben, ist ein recht ehrlicher Mann, der auch seinen Dienst so gut versteht, als man es bey den Schwaben fodert. Ob er gleich katholisch ist, so liest er doch protestantische Schriften, und konnte es recht wohl leiden, wenn ich im Ochsen oder in der Rose zu Freystätt über die Pfafferey und deren ungezogene Diener etwas loszog. Seine Gemalin ist eine Dame, die sich so recht zu einem Offizier schickt. Sie hat ehedem als Mädchen einige Feldzüge im siebenjährigen Kriege mitgemacht, und kann reiten, troz einem Bereiter auf der Reitbahn.

Leutnant Storr, ihr Sohn, ist ein schöner junger Mann, der sich in Absicht des Dienstes ganz nach dem Obersten von Sandberg gebildet hat, welcher ihn auch vorzüglich liebt. Uebrigens hat der junge Storr viele Kenntnisse und viel Herzensgüte. Die Tochter des Hauptmanns, welche auch mit im Felde war, Fräulein Auguste, war eine hübsche, allerliebste Blume von 15 Jahren.

Herr von Triebelhorn, Sohn des Oberamtmanns zu Rottenmünster — nicht Rothmünster, wie die Geographen gewöhnlich schreiben *) — ist ein offener, ehrlicher Mann, der freilich aus dem Soldatenstande kein Handwerk macht, ihm aber auch keine Schande bringt. Ich habe wenig Menschen gefunden, mit welchen es besser wäre umzugehen gewesen, als mit Leutnant von Triebelhorn. — Diese Herren waren meine Vorgesezte; und unter solchen Vorgesezten geht es einem nicht übel.

Es war gerade am Palmsonntag 1795, als ich bey den Schwaben ankam. Ich dachte an nichts weniger, als daß die Herren Emigrirte noch Anspruch auf mich machen würden, aber ich betrog mich.

* Es heißt auch auf Latein nicht coenobium rubrum, wie es in manchen Büchern angegeben wird, sondern vallis B. Mariae ad Nierum.

Ich saß nämlich eines Tages in einem Weinhause mit einem Korporal, Namens Seher, als ein Sergeant von Rohan, den ich sehr gut gekannt hatte, herein trat, mich betrachtete, und dann in seiner Sprache ausrief: aber wo bey allen Teufeln, wo kommt ihr her? Ich schwieg, und that als verstände ich sein Französisch nicht. Drauf sagte er zu seinem Begleiter, einem Offizier: der Mensch da will mich nicht verstehen, aber nur Geduld, laßt ihn ja nicht fort: ich gehe zum Obersten. — Korporal Seher, der den Sergeanten nicht verstanden hatte, ließ sich von mir berichten, und wir machten Anstalt, abzugehen. Der Rohansche Offizier wollte uns zurückhalten; aber Seher hob den Stock: und wir — gingen.

Der Offizier und der Sergeant liefen hernach zum Obersten, um mich zurückzufodern. Aber dieser feurige Mann erklärte ihnen kurzweg: daß daraus nichts werden könnte, daß sie von den Schwäbischen Truppen schon zu viele verführt hätten, daß man ihr Korps durchaus nicht für voll ansähe und daß sie sich nur gleich zum Thor hinaus packen sollten, oder er würde sie mit Mannschaft hinaus bringen lassen. — Mit diesem Troste mußten sie sich abführen. Als ich hernach mit dem Obersten über diesen Vorfall zu sprechen kam, sagte er kurz: Es ist Lumpenzeug um alle Emi-

granten: man sollte das Gesindel zusammen in den Rhein schmeißen! Bey mir darf keiner Hülfe suchen. — Vor den Emigranten bangte mir also nicht weiter.

Ich stand bey dem ersten Bataillon, und unsere Kompagnie kam in der Osterwoche nach Freystätt, wo ich nur einmal exerzierte und gleich darauf zum Unteroffizier gemacht wurde. Der Oberste von Sandberg hatte mich näher kennen lernen, und, um mir das Leben zu erleichtern, hatte er bey meinem Hauptmann um mich angehalten: und so war ich nach einem Dienste von ohngefähr 14 Tagen Korporal bey den löblichen Kraistruppen.

Die Truppen des Schwäbischen Kraises bestehen aus zwey Regimentern Reuterey, und vier Regimentern Fußvolk: Würtemberg, Baden, Fürstenberg und Wolfegg nebst einem Artilleriekorps. Damals hatte man sie bestimmt, die Gegenden um Kehl zu besetzen und selbige gegen den Ueberfall der Franzosen zu schützen. Wie gut sie dieß gethan haben, hat sich ausgewiesen bey dem Einfall der Franzosen in Schwaben*).

*) Hierüber habe ich Originalbriefe, selbst von Schwaben; aber Auszüge daraus, als Belege zu der Wahrheit in der Schilderung der Reichsarmee, führen zu weit.

Ich würde hier meinen Lesern eine Idee von den Reichstruppen zu liefern suchen, wenn ich es nicht schon anderwärts gethan hätte, nämlich in der Schilderung der jetzigen Reichsarmee, nach ihrer wahren Gestalt, nebst Winken über Deutschlands künftiges Schicksal *). In dieser Schrift, für deren günstige Aufnahme ich dem Hrn. von Archenholz und Häberlin meinen Dank abstatte, wie allen Recensenten, die ihrer vielleicht zu rühmlich erwähnt haben, findet man alles, was die Reichstruppen in ihrem grellen Schwarzdunkel freskiert: denn sie handelt von der Reichsarmee, von den Kraisausschreibenden Fürsten, von dem Reichskontingent, von der Art, dazu anzuwerben, von der Besetzung der Offizierstellen, von dem Mangel an militärischer Einsicht und Beeiferung unter den Offizieren; von den Mängeln der Reichsarmee selbst, sowohl von Seiten ihrer ungleichartigen Zusammensetzung, Montur, Armatur, Kriegsübungen u. dgl., als von Seiten der verschiedenen Provision der verschiedenen Stände, und des dadurch unvermeidlichen Hasses und Kabalirens der Stände und deren Mannschaft unter und gegen einander, und vorzüglich von der unbeschreiblichen Eifersucht der

---

*) Kölln, bey Peter Hammer, 1796. (Kostet 20 Gr.)

Offiziere und von den fatalen Folgen derselben; von den Betrügereyen bey der Reichsarmee, einmal in Rücksicht auf die Stände, dann in Rücksicht der Provisoren; von dem Mangel des Patriotismus in Deutschland, eben weil die armen Deutschen, als Deutsche, leider, kein Vaterland mehr haben*), von dem Unglücke der Deutschen,

---

*) Was ich in der Schilderung — im Besondern beweise, beweiset Hr. Villaume in seinen Abhandlungen, das Interesse der Menschheit und der Staaten betreffend, mehr im Allgemeinen.

„Einem unterthänigen Volke, sagt er S. 154, ist es nicht erlaubt, das Vaterland zu lieben; denn diese Liebe würde dem, was man Staat nennt, zuwider seyn. Wenn nämlich dieß Volk das Vaterland, das heißt, die Nation liebte, so würde es sich vereinigen, um die Gerechtigkeit einzuführen und von dem Fursten zu verlangen, daß er auf das Gemeinwohl sähe, daß er die Ruhe und die Wohlfahrt der Nation höher schäzte, als seinen Ruhm, seine Eroberungen; daß er seine Pracht und seinen Aufwand einschränkte, um die Bürger zu schonen und die Schätze des Staats zu wahren, allgemeinen Bedürfnissen aufzusparen. Dieses ists was die Vaterlandsliebe thun würde; aber so etwas heißt unter dem Despotismus Rebellion, Meuterey, und wird als Hochverrath bestraft." —

S. 43 sagt er: „Ihr Alleinherrscher und Fürsten, die ihr die Völker beherrschet, und euch die Führer derselben nennt, wünschet ihr nicht, daß eure Unterthanen von patriotischem Eifer glühen? Allein vergebet: unter eurer Regierung ist die Vaterlandsliebe eine Unmöglichkeit. Ihr entfernt jeden Bürger mit großer Sorgfalt von allem dem, was Gemeinangelegenheit heißt, und werfet ihn immer in den Kreis seiner eignen Geschäfte zurück, und machet ihn dadurch zu einem gefühllosen, niedrigen Eigensüchtigen. Ueberall findet er lauter gehäufte Hindernisse, von den Angelegenheiten des Staates, von den Bedürfnissen und Hülfsquellen der Nation, von der Verwaltung einige Begriffe zu erhalten;

größtentheils durchs Haus Oestreich, von dem Mangel eines Oberhaupts, oder einer legalen Kraft zur Aufrechthaltung der Staatsordnung im deutschen Reiche; von der Schwäche und den Mängeln der Reichsgerichte und der Reichsgrundgesetze, von den äußerst nachtheiligen Folgen der

---

kaum kennt er etwas von den Landesgesetzen, und noch weniger die Gründe derselben. Wie kann er also ein Vaterland lieben, wovon er nichts weiß? —

Er siehts obendrein, er fühlts, daß man in allen Stücken sein Interesse von dem Interesse des Staates trennt; daß er höchstens das Werkzeug, und nicht selten das Schlachtopfer des Phantoms ist, das man Gemeinwohl nennt. Die Fehden des Staats sind die seinen nicht: man fragt ihn nicht, ob er Krieg führen will oder nicht, ja, man sagt ihm sogar, daß der Krieg ihn nicht anginge. Allein man nimmt ihm zu diesem Kriege, der ihn nicht angeht, seinen Sohn, den man auf die Schlachtbank führt; man fodert von ihm für den Krieg, der ihn nichts angeht, Kriegssteuern; man quartiert bey ihm Soldaten ein, die sein Haus besetzen, sein Brod aufessen und ihren Muthwillen an ihm auslassen. Der Feind rückt an: man untersagt ihm, die Waffen zu ergreifen und den Feind zurückzuschlagen — weil ihn der Krieg nichts angeht. Der Feind greift an, legt die Stadt in Asche, er dringt weiter; lebt auf Kosten der Bürger, mishandelt ihn, braucht gegen Weib und Tochter Gewalt, raubt, zerstört, nimmt alles mit, und verwüstet, was er nicht wegschleppen kann."

„Was ist also der Einwohner im Staate, wenn Verwüstung seiner Haabe, Hunger und Mangel, Mishandlung und Schändung ihn nichts angehn und er sich dieß alles geduldig gefallen lassen muß? Er ist nichts, als das bedaurenswürdige Werkzeug der Regierung, die todte Masse, an welcher alle Bedrückungen verübt werden. Und doch soll er den Staat lieben? ihn Vaterland nennen?" —

„Aber ihr mögtet es nicht, ihr Fürsten, daß wahrer Patriotismus unter den Völkern entstünde: dazu kennt ihr

Pfafferey in und für Deutschland; von dem Generalissimus und den andern Generalen der Reichsarmee, und von den Kabalen derselben und deren Hauptfolge; von den Excessen der Reichstruppen, von der schlechten, ja, oft entgegengesezten Befolgung der Operationsplane; von dem Hasse und

---

eure Vortheile viel zu gut. Ihr fühlet wohl, daß die Vaterlandsliebe mit eurem Despotismus unerträglich ist. Ihr begreifet deutlich, daß Bürger, die vermöge der Vaterlandsliebe an einander hingen, nicht leicht zu beherrschen seyn mögten, und sich keine Anschläge weiter, als Gemeinwohl, gefallen lassen wurden."

„Wollt ihr indessen — fährt Villaume S. 138 fort — daß sie ein Vaterland lieben: o, so müßt ihr ihnen eins geben. Die Heloten zu Sparta waren eben so wenig Helden und Patrioten, als unsere Städter und unsere Bauern. Der Unterthan ist allenthalben ein blos passives Geschöpf, ohne Seele, ohne Gefühl als zum Leiden, und ohne Thätigkeit als für seinen Eigennutz. Der Bürger aber ist ein thätiges Wesen, dessen Kräfte entwickelt und in Bewegung sind, und der sich deswegen des Staates annimmt, weil er dessen Wohl als sein Wohl, und dessen Werk als sein Werk betrachtet." —

Das alles lehrte uns wirklich die Erfahrung vor unsern Augen. Was halfen alle öffentliche und Privat-Auffoderungen zu patriotischen Beyträgen zu Führung des Krieges gegen Frankreich? Der Deutsche blieb kalt, und ließ seine Fürsten und deren Diener vergebens jammern und — schlagen. Wo Hülfe erfolgte, war es nur Folge von kleinlichen Hofmitteln, angewandt nach der winzigen Einsicht der Provocierten; Patriotismus nirgends. Das Beywort für die Stadt Wien, die Getreueste, und die goldne Krone vom Wiener-Hofe nach Maria-Zell gesandt, sind Stoff zum Kommentieren; kein Beweis vom Gegentheil. Das wahre, ächte Gegentheil fand man an dem Bürger und Bauer in Frankreich: der Patriotismus des einen und des andern kannte keine Gränzen, und darum auch nicht sein — Siegen.

der Verachtung, womit die Truppen größerer Fürsten die der kleinern verfolgen, von der Schadenfreude der Schwächern über den Verlust der Stärkern; von der elenden Artillerie und dem Mangel und der schlechten Beschaffenheit der Festungen, vorzüglich an den Gränzen des deutschen Reichs; von der Verachtung und der Verächtlichkeit des Soldatenstandes in den meisten Kraisen Deutschlands, von dem Possenspiel: Kartell und Allianz, von dem Mangel der Reichsarmee an Packknechten und Packpferden, von der jämmerlichen Beschaffenheit der Regiments- und Krais-Spitäler; von dem Interesse und der Politik der mächtigern Reichsstände, die mindermächtigen durch das Aufgeboth einer sonst höchst unbrauchbaren Reichsarmee nur immer mehr zu schwächen, und sie durch Unterhaltung ihres Kontingents zu erschöpfen, und in Schulden und Uneinigkeit zu stürzen; von den zwey großen, alles beherrschenden Partheyen in Deutschland, und von den Machinationen derselben; von der Unmöglichkeit, Mittel wider alle diese Uebel aufzufinden und anzuwenden, oder Deutschland aus seinen lezten Zügen zu retten, von dem einzigen Nothmittel: Vogel friß oder stirb! u. s. w.

Genug, um einzusehen, daß man in diesem Werkchen alles antrifft, was die paralytische

Reichsarmee, und unter dieser auch das Schwäbische Kontingent, von jeder Seite kenntlich hinstellt. Grell ist die Kopie freilich, aber, leider, ist das Original nicht anders. Uebrigens versichere ich aufrichtig, daß ich, ob ich gleich für die Reichsarmee im Allgemeinen, welche sich in dem jetzigen Kriege abermals zur Behauptung ihres alten Ekelnamens einer Reißaus-Armee hinlänglich legitimirt hat, gar wenig Respekt habe, doch sehr viele einzelne Mitglieder derselben unter den Offizieren sowohl als den Soldaten für brave Männer und rechtschaffene Krieger halte, deren Schuld es wahrlich nicht ist, daß Manches so elend und so schlecht betrieben, und noch schlechter ausgeführt ward. Man gebe einem Sandberg z. B. ein preußisches Regiment, und ich stehe mit dem Leben dafür, dieses Regiment giebt keinem in der ganzen preußischen Armee das geringste nach. Aber ein aus so vielen Stands-Kontingenten komponirtes, mit allerhand Gesindel ausmöblirtes, halb defektes Regiment, — was kann da ein braver Kommandeur machen?

Meine Dienste that ich recht gern, weil sie mir gar nicht schwer fielen; wenn ich aber einem Burschen z. B. einem Deserteur oder einem Diebe, bey der Parade, mit meinem häselnen Korporalsstock etwan 15, 20 oder 25 Hiebe auf den Hintern wer-

sen sollte, wie ich mehrmalen thun mußte, dann ärgerte ich mich allemal derb, und ging endlich gar einmal in vollen acht Tagen nicht auf die Parade. Der Oberste begegnete mir eines Tages: Aber Korporal, sagte er, man sieht Sie ja gar nicht mehr auf der Parade: wo stecken Sie? Wissen Sie nicht, daß der Unteroffizier, so oft er sonst nur kann, auf die Parade kommen muß?

Ich: Das weiß ich recht gut, Herr Obrist: aber ich bin immer vom Rekruten-Exerzieren müde, und zudem ist eben für mich kein Vergnügen auf der Parade.

Obrist. Oho: es ist doch auch da kein Verdruß! Man hört immer etwas Neues, und dann hat man Gelegenheit, sich oft eine Motion zu machen, und den oder jenen, der's verdient, auszugerben.

Ich: Eben das, Herr Obrist, schreckt mich ab. Bin ich auf der Parade, und ruft der Major: he da, Korporal, dem oder jenem fünf und zwanzig richtig abgezählt: so muß ich gehorchen, und den Stockmeister spielen: und das kränkt mich.

Obrist: Wenn's weiter nichts ist, davon kann ich Sie befreyen! Es giebt Korporale genug, die gern zudreschen: die mögens also für Sie forthin thun.

Von dieser Zeit an habe ich niemanden mehr schlagen müssen, als einmal in Hornberg, auf Befehl des Majors von Besserer, einen Kanonier, der eine hochschwangere Ehefrau mit Gewalt hatte nothzüchtigen wollen. Diesem Kerl habe ich aber seine Portion auch tüchtig zugemessen.

Erst in Freystätt schrieb ich an Hrn. Bispink nach Halle, und dankte ihm für die Mühe um meine Befreyung aus Frankreich. Zugleich erzählte ich ihm meine Widerwärtigkeiten auf der Rückreise, und zeigte ihm an, daß die Schwierigkeit, ohne Gefahr vor den Oestreichern durchzukommen, und der Mangel an Allem mich genöthiget hätten, von neuem Dienst zu nehmen, aber unter Truppen, bey welchen es nicht schwer hielte, loszukommen. Den Namen dieser Truppen verschwieg ich indeß, wie auch den Ort meines damaligen Aufenthalts. Ich besorgte nämlich, mein Brief mögte durch irgend einen Zufall in ungewaschne Hände fallen: dadurch mögte mein Aufenthalt dem Thaddenschen Regiment bekannt werden: dieses mögte mich ausgeliefert wissen wollen; und so könnte es dann geschehen, daß ich wieder preußische Uniform tragen müßte. Da ich aber einmal beschlossen hatte, diese Uniform nicht mehr zu tragen, indem meine noch immer offne Brustwunde, nebst meinen geschwollnen Füßen vom

Barfußmarschieren in Champagne, mich zu den schweren Kriegsdiensten der Preußen im Felde untüchtig machten, und dann weil ich für die Preußen genug gelitten hatte, um auf Befreyung von ihren Diensten gerechten Anspruch machen zu können: so wollte ich auch mich nicht selbst der Gefahr aussetzen, das durch meine Schuld thun zu müssen, was ich nach guten Gründen nicht mehr wollte. Der Kronprinz von Preußen hatte mir zwar auch Freyheit zugesagt, aber ich traute doch nicht so recht.

Auf diesen Brief konnte ich also, unter den erwähnten Umständen, von Hrn. Bispink keine Antwort haben. Um aber eine zu haben, und um diesen Braven von der Besorgniß um mich zu befreyen, schrieb ich ihm abermals hernach aus dem Lager, und zeigte ihm dann auch an, wo und wie ich war. Denn damals hatten die Preußen schon Frieden, bedurften darum der Leute weniger, und so durfte ich mich vor ihnen auch nicht mehr sehr fürchten.

Drey und funfzigstes Kapitel.

Meine Lage im Schwäbischen Dienste.

Ich werde, so lange ich lebe, den Frühling und den Sommer von 1795 nicht vergessen: denn ich habe keine Zeit meines Lebens mit mehr Vergnügen zugebracht, als jene im Hospital zu Dijon, und dann das halbe Jahr im Dienste des Regiments von Baden.

Zu Freystätt fand ich in der Person des Pfarrers meinen alten redlichen Freund, Hrn. Schulmeister, welchen ich ehedem in Gießen 1776 und 77 wohl gekannt, und seiner Freundschaft innigst genossen hatte. Dieser rechtschaffene Mann sagte mir geradezu: so lange du hier im Quartier bist, lieber Laukhard, bist du mein Gast, des Mittags und des Abends, und dabey bleibts: kein Wort zur Entschuldigung! — Daß es ihm, und seiner guten Frau — daß Mann und Frau in diesem Punkte sehr selten gleich gesinnt sind, habe ich selbst oft genug erfahren — recht Ernst gewesen sey, sah ich daraus, daß ich einen derben Wischer von beyden

bekam, wenn ich irgend einmal aus dieser oder jener Ursache vom Tische wegblieb: in diesem Falle mußte das Hausmädchen immer zusehen, ob ich krank wäre. Meine Löhnung konnte ich nun anwenden, wozu ich wollte, und mein Brod verkaufte ich. Die Kinder des Pfarrers, lauter schöne, wohlgezogene Mädchen, hatten mich recht gern, aber seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn begruben wir ohngefähr 8 Tage vor Pfingsten, und ich weinte über den Tod dieses Kindes beynahe eben so viel, als der Vater.

In der Nachbarschaft da herum fand ich noch mehr alte Bekannte und Universitätsfreunde von Gießen her, ich meyne die Herren Wagner, Advokat in Freystätt, Küß, Pfarrer zu Bischofsheim, Hönig, Pfarrer zu Diersheim, Venator, Pastor in Auenheim und Schoch, Pastor zu Scherzenheim. Diese Herren verbreiteten meine Existenz in der ganzen Gegend, und da ich schon par renommée, besonders durch die ersten Bände meiner Lebensgeschichte, als ein Ebentheurer bekannt war, so wollte jederman meine Larve kennen lernen: und ich hatte Zutritt in allen Häusern bey den Honoratioren des ganzen Ländchens. Sobald also mein Dienst es erlaubte, und der mußte es oft genug erlauben, lief ich über Land, besuchte den oder jenen und war überall willkommen.

Wenn mich keine Sorgen niederdrücken und kein Kummer verstimmt, dann ist meine Seele heiter, und alle meine Handlungen und Worte sind alsdann mit einer gewissen Munterkeit begleitet, welche ich im gedrängten Zustande auf keine Art erzwingen kann. Da ich nun um diese Zeit nicht die geringste Sorge hatte, so war ich immer helle und jovialisch, und konnte Spaß machen, und Schnurren erzählen, soviel man verlangte. Ich würde, ob ich schon nichts als Korporal war, doch oft zu Gastereyen eingeladen, wobey hohe Personen, Staabsoffiziere, und selbst einmal der hochwürdige Herr Prälat von Gengenbach zugegen war. Man behandelte mich, als wäre ich, wer weiß, was gewesen, und ich freute mich meiner Existenz. Ich danke hier öffentlich dem Hrn. D. Huhn, Hrn. Kirchschaffner Hauke, dem Hrn. Oberjäger und Hrn. Amtsschaffner zu Bischofsheim, dem Hrn. Landschreiber in Freystätt und mehrern andern Herren wegen ihrer mir so vielfältig erwiesenen Gefälligkeit. Das ist das Einzige, was ich ihnen für ihre Güte wiedergeben kann.

Sage mir einer von den Mädchen am Rhein, was er will: ich wenigstens hab' in Bischofsheim ein Frauenzimmer kennen lernen, mit welchem ich keine von allen, die ich kenne — und ich kenne eine ansehnliche Menge — in Vergleichung

stellen mögte: und dieß Mädchen ist Mamsell Friderike Hauke, die Schwester des Hrn. Kirchenschaffners zu Bischofsheim. Die vorzügliche Schönheit dieses jungen Frauenzimmers macht gerade ihre geringste Vollkommenheit aus. Aber ich würde mich versündigen, wenn ich eine nähere Schilderung von ihr wagen wollte, welche auf jeden Fall das Original himmelweit hinter sich lassen würde.

Ich lobe recht gern, und da es — für ästhetische Kätzer von meiner Art — am weiblichen Geschlecht überhaupt wenig zu loben giebt, so ist man recht froh, wenn man unter demselben einmal etwas Vorzügliches antrift. Folglich müßte ich kein Gedächtniß mehr haben, wenn ich die Gemalin des Hrn. Venators, Pfarrers von Altenheim, vergessen hätte. Schwerlich wird man viele Weiber finden, die ihren Geist so ausgebildet, und sich so viele Fertigkeit in der Musik, im Tanzen, im Französischen, u. s. w. erworben haben, als Madam Venator.

Emigrirte Elsasser, Unterthanen des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, besonders ehemalige Bediente, gab es auch in dieser Gegend. Das waren aber ganz andre Menschen, als die eigentlichen Emigrirten der Franzosen. Sie waren weggegangen, weil sie ihrem Herrn, dem Landgrafen,

ergeben waren, und weil sie wirklich in seinen Diensten und in seinem Brode standen. Das Auswandern war ihnen daher nicht so sehr zu verargen, als jenen, welche auszogen, damit sie mit Hülfe auswärtiger Mächte die Freyheit ihres Vaterlandes unterdrücken, und hernach ihre Mitbürger auf Rothwälsch wieder tyrannisiren helfen mögten.

Unter den emigrirten Elsassern lernte ich einen Medikus kennen, Hrn. D. Rosenstiel von Buchsweiler, und Leibarzt des Landgrafen. Das war so ein Mann nach meinem Fuße, ein Arzt, der seiner eignen ganzen Wissenschaft, oder wie er immer sagte, der medicinischen Quacksalberey, Hohn sprach, und behauptete, daß beynahe alles von der bloßen Natur, blutwenig aber von der Kunst in Heilung der Krankheit zu erwarten sey.

Meinen Gönner, den Hrn. Obersten von Sandberg, besuchte ich öfters, und gab seinem Bedienten, der das Faktotum bey ihm war, Unterricht im Rechnen. Ich suchte beym Obersten herauszubringen, was er von den französischen Angelegenheiten hielte. Allein seine Antworten fielen immer so aus, daß ich einsah, Hr. von Sandberg sprach, wie ein redlicher deutscher Offizier sprechen muß. Ich merkte wohl, daß der einsichtige Mann recht gut wußte, Illiacos intra muros peccari et extra; daß die Franzosen in der Haupt-

sache Recht hätten, und daß das heil. Röm. Reich zur Ungebühr in die Brühe gezogen wäre. Allein da er einmal bey den Reichstruppen als Offizier von hohem Range diente, so durfte er freilich nicht zugeben, daß seine Armee eine schlechte, der Feind aber eine durchaus gute Sache vertheidigte. Wenn ich manchesmal so etwas fallen ließ, so widersprach er nicht, lächelte nur, und schloß mit der allgemeinen Bemerkung, welche ich herzlich gern unterschrieb und noch unterschreibe: „daß eine Revolution für die, welche sie betrift, allemal eine sehr blutige Sache sey.“

Allein Hr. Kuhn, der Auditeur, welcher mich seiner vorzüglichen Freundschaft würdigte, und welcher ein sehr gelehrter Mann ist, war über die Franzosen so sehr erboßt, daß wir allemal bis zu Grobheiten an einander kamen, wenn von ihrer Sache die Rede war, zumal wenn wir im Lamm zu Freystätt, oder im Schwerd zu Kehl unsre Köpfe etwas heroïsch getrunken hatten. Endlich machten wir aus, daß von den französischen Angelegenheiten gar nichts mehr unter uns vorkommen sollte: und so blieben wir gute Freunde. Aber die Franzosen hatten dem guten Kuhn seinen Gönner und Freund, den vormaligen Maire Dietrichs in Strasburg geköpft, und so hatte er ja Ursache, dem ganzen Volke feind zu seyn.

Herr Maier, Feldprediger unseres Regiments, hatte seinen Tisch auch bey Hrn. Pfarrer Schulmeister. Jedes Schwäbische Regiment hat zwey Feldprediger, einen katholischen und einen lutherischen. Der katholische war sonst Kapuziner, dabey aber ziemlich helle. Er hielt auf Niemeyers Karakteristik alles, nur daß dieses Werk einige allzufreye Aeußerungen für ihn enthielte. Wie erstaunte er aber, als ich ihm sagte, daß dieses sonst schäzbare Buch immer noch zu viel theologischen Sauerteig habe, welchen der gelehrte und einsichtsvolle Verfasser jezt selbst nicht mehr billigte: der Herr Feldpater mögte nur die Schriften eines Semlers, Bahrdts, Steinbarts, Schulz von Gielsdorf und anderer Theologen und Philosophen lesen: und er würde schon etwas anders sehen.

Herr Maier war ein Mann, den ich immer ehren werde. Da er auf Schulen sehr fleißig gewesen war, und da die Schulen im Würtembergischen ungleich besser sind, als alle Schulen in ganz Deutschland: so hatte er sehr feine Kenntnisse eingesammelt, las den Homer und den Theokritus, und wußte das Meiste aus dem Virgilius, Horatius, Ovidius und Juvenalis auswendig, und führte ihrer einen immer in der Tasche. Wenn wir nun so des Abends in den

idyllisch=reizenden Rhein=Auen herumwanderten, dann war unser Zeitvertreib, daß wir einige schöne Stellen aus jenen illustern Alten wiederholten, wovon mir mein nicht ganz untreues Gedächtniß manche wieder angab. Da ergözten wir uns denn das, und kehrten oft spät zu Herrn Schulmeister zurück, um bey einem Glase Wein den Kommentar über diesen und jenen Vers zu beendgen. Ich weiß noch, daß wir uns drey Tage lang gezankt haben, über folgende Verse des Virgilius:

Populus Alcidae gratissima, *vitis* Iaccho,
Formosae Myrtus Veneri, sua laurea Phoebo;
Phyllis amat corylos, illas dum Phyllis amabit,
Nec myrtus vincet corylos, nec laurea Phoebi.

Der Zwist betraf die Frage: ob im zweyten Verse das gratissima zu wiederholen sey? Ich verneinte es, und konstruirte Veneri sua (i. e. propria) myrtus est &c. Hr. Maier wollte das Gegentheil.

Ich muß hier etwas erzählen, das freilich zu Darmstadt nicht gefallen wird: allein die Wahrheit muß heraus! Vielleicht schämen sich die Herren, die sie betrift, und nehmen die Publicität ihres Verfahrens zum Beweggrund, sich vor ähnlichen Streichen in der Zukunft fein hübsch zu hüten. —

Im Jahr 1795, im Jänner, befahl das hochwürdige Konsistorium zu Darmstadt, dessen geistliches Oberhaupt Herr Olf, der Superintendent ist, — das weltliche kenne ich nicht, es muß aber Hrn. Olf beygestimmt haben — daß in Zukunft alle Scheine, welche die Geistlichen ausstellen würden, auf Stempelpapier geschrieben seyn sollten; und wer dagegen handelte, sollte um 10 Thaler gestraft werden. Ein Pfarrer im Lichtenbergischen machte nachher die Anfrage: ob denn auch die Nachtmalsscheine, (bey den Katholiken heißen sie Beichtzettel) welche meist an arme Dienstboten gestellt würden, auf Stempelpapier geschrieben werden sollten? Dieses, fügte er hinzu, würde wohl höchst unbillig seyn, weil auf diese Art das Nachtmal selbst mit einer Art von Taxe belegt und dadurch verhaßt gemacht werden würde. — Herr Venator, Superintendent zu Kork, schickte, wie natürlich, die Frage des biedern Pfarrers nach Darmstadt ans Konsistorium. Die Herren darinn, statt einer vernünftigen Vorstellung Gehör zu geben, ergrimmten heftig darüber, und schickten eine äußerst grobe Resolution nomine Serenissimi — daß sich doch die nomina Serenissimorum zum Deckel aller Gräuel so oft müssen misbrauchen lassen, besonders der ehrwürdige Name des rechtschaffnen Landgrafen von Darmstadt! —

daß es bey der ersten Verordnung bleiben sollte, und daß der Pfarrer in eine Strafe von 100 Gulden verfallen sey, welche er sofort zu entrichten habe; daß aber künftighin die Cassation allemal erfolgen sollte, sobald irgend ein Geistlicher es wagen würde, mit ähnlichen Remonstrationen einzukommen: des Herrn Landgrafen Durchlaucht, oder vielmehr Seine Excellenz Herr von Gatzert und Seine Hochwürden Herr Olf wären nicht gewohnt, sich Vorschriften machen zu lassen. — Alle Klugen zuckten die Achsel über diese Despotie, und der Pfarrer mußte seine hundert Gulden bezahlen.

Einen Kommentar hierüber mögen meine Leser selbst machen; aber zur Belehrung des Hrn. Gatzert und des Hrn. Olf will ich hier ein Paar Gedichte einrücken, welche die gestrengen Herren sonst wohl nicht lesen mögten. Sie sind von einem preußischen Offizier, und stehen in der Sammlung erbaulicher Gedichte — für die politischen Vampirs S. 314 u. f.

„Warum Friedrich der Große, auf Dankelmanns Rath, den geistlichen Consistorialräthen weltliche zuordnete."

„Als Moses nicht bey Aron war,
Da ward ein Kalb gemacht;

Drum ist das Recht ganz sonnenklar,
Daß man den Papst bewacht,
Den Papst in Rom, und wo es ist:
Denn welcher Pabst ist wohl ein Christ,
Ein Christ nach Christus Sinn?
Sie jüdeln all von Anbeginn
In Rom und Genf und überall
Nach Woll' und Nacht in ihrem Stall.
Drum weg mit Friedrich, weg mit Licht:
Sie taugen für ihr Schachern nicht."

„Indeß, wer selbst mitschachern will,
Sezt durch, wie Pitt, nach Lust die Bill,
Und geht aufs Kapern rüstig aus,
Verschont kein Land, kein Recht, kein Haus
So recht nach Majestäten-Recht
Für Hildebrandes Raubgeschlecht.
Und dann schleicht Aron nur vorauf,
Erleichtert Moses seinen Lauf,
Und führt das Volk am Narrenband
Durch Hoffnung auf's Gelobte-Land,
Verwandelt gaukelnd Tag in Nacht;
Und was das alles eingebracht,
Das theilen beyde unter sich
In Gottes Namen brüderlich
Pro rata. —"

„So gehts, so gings vor Alters her,
Und darum trift der Ausruf sehr:
„Unselig Mittelding von Engel und von Vieh,
„Du hast Vernunft, o Mensch, und brauchst sie
dennoch nie!"

„Sehr inkonsequent!"

„Man preißt den Luther hoch und theu'r,
Daß er den Papst beschränkte:
Wer schenkt uns einen Luther heu'r,
Der manchen Sultan lenkte!
Denn Fesseln drücken immerdar,
Es lege sie ein Gregor an,
Ein Calvin, Sultan oder Zaar,
Migazzi, oder Kerim=Chan,
Sie drücken hart und schänden drein
Den Kärkermeister auf dem Thron.
Und doch will keiner Henker seyn,
Und jeder bebt vor Ludwigs Lohn:*)
O tempora, o mores!"

Vier und funfzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Unsre Compagnie blieb bis den 9ten Jun in Freystätt, worauf wir ein Lager oberhalb Kehl, nicht weit vom Rhein, bey den Dörfern Marlen und Goldscheier bezogen, und daselbst bis den 9ten Jul stehen blieben. Vom Lager aus, worin ich wenig zu thun hatte, besuchte ich meine Freunde oft, und hatte oft selbst Besuche, weil ich anfieng,

*) Ludwigs XVI, oder des Guillotinirten.

auch hier eine gewiße Celebrität zu genießen; die ich der Lesebibliothek des Herrn Geiger zu Lahr zu danken hatte. Dieser Herr Geiger besaß nämlich meine Lebensbeschreibung, und als er erfuhr, daß ich bey dem Badischen Regimente mich aufhielte, so schickte er sie aller Orten herum, mit der Bemerkung: daß der seltsame Held und Verfasser der mitgeschickten Lebensgeschichte jezt unter dem Regiment von Baden in der Nähe sey. Da lasen denn die dortigen Herren und Damen, und kamen, um den seltsamen Mann selbst zu beantlitzen, der nach so vielen Ebentheuern noch immer nicht ganz gewitzigt war. Mich freute das nicht wenig, und ich ließ mein Antlitz gern betrachten, um so lieber, da die Herren allemal recht guten Wein und andere sehr genießbare Sachen mitbrachten. Man nehme mir dieses Geständniß nicht übel: denn ich gehöre zu denen,

Qui vultu morbum incessuque fatentur,

und brenne mich nirgends weiß. Eben darum gestehe ich den Herren und Damen auch ohne Hehl: daß nicht so sehr die Begierde, ihnen zu Gefallen zu leben, als vielmehr der Lusten, an ihren Flaschen und Speisekörben Theil zu nehmen, mich gegen sie gefällig und beredt gemacht hat. So aber geht es in der ganzen Welt! Manche denken, sie werden wegen ihrer Schönheit, Artigkeit, Gelehr=

samkeit, feiner Sitten, Unterhaltungsgabe u. s. w. besucht: und siehe da, man kommt zu ihnen, um mit ihnen zu schmarotzen. Mit mir war es damals umgekehrt.

Den 9ten Jul. verließen wir das Lager; und unsre Compagnie kam nach Kehl zu liegen, wo wir das Fort, dessen Werker die Franzosen schon lange vorher gänzlich zusammengeschossen hatten, besetzen mußten. Wir wurden die ganze Zeit über von den Franzosen gar nicht beunruhigt. Da fast alle Tage Kaiserliche Gefangene ausgeliefert wurden von Strasburg aus, so hatte ich Gelegenheit, einige französische Offiziers zu sprechen, und fand bey ihnen immer die regste Gesinnung für Tapferkeit und Freyheit. Unser Oberste, Sandberg, bewirthete sie jedesmal, und ließ sich selbst einmal von ihnen nach Strasburg einladen, wo man ihm alle Ehre erwiesen hat.

Endlich erhielt ich Antwort von Herrn Bispink: Gott, welche Wonne goß dieser Brief des redlichen Mannes in meine Seele! Ich sah, daß er meinen Abschied längst bewirkt hatte, und daß ich lange völlig frey war. Er gab mir Nachricht über alles, was er für mich nach Zürich an Hrn. Geßner geschickt, und bey diesem für mich weiter bestimmt hatte. O, da ergrimmte ich erst recht über die Voreiligkeit der Herren zu Basel,

und empfand einen beynahe unwiderstehlichen Drang, nach Halle zurück zu eilen; ja, wenn mich die Ehrfurcht für den Obersten und meinen Hauptmann nicht abgehalten hätte, so wäre ich damals gleich desertirt, und hätte mich nach Halle aufgemacht. Aber ich wollte einmal nicht desertiren, auch mißrieth mir dieß Hr. Bispink; also beschloß ich zu warten, bis ich vielleicht ohne ein Bubenstück zu begehen, die Schwaben verlassen könnte. Herr Bispink hatte mir zugleich eine ansehnliche Summe Geld geschickt, wovon ich meine Bedürfnisse bestreiten, und mir bey der allgemeinen Theurung der Lebensmittel, viel Erleichterung schaffen konnte.

Als wir in Kehl standen, that der Rhein in der dortigen Gegend unersetzlichen Schaden. Der Fluß hatte seinen Damm an vielen Orten durchbrochen, und die ganze Gegend, auf vier Stunden lang, weit und breit überschwemmt. Das Dorf Kehl stand so tief unter Wasser, daß man mit Nachen und anderm Fahrzeug von einem Hause zum andern fahren mußte: die Wachen und Pikete mußten zu Schiffe aufgeführt und abgelößt werden. Bey dieser Gelegenheit ersoffen fünf Soldaten, zwey Korporale und ein Leutnant von den Schwaben. Wahrscheinlich war das aus der Schweiz in den Rhein stürzende Schneewasser Schuld an der

fürchterlichen Ueberschwemmung, welche über acht Tage stehen blieb.

In Kehl sah ich ein Spektatel, bey dessen Andenken mir die Haut noch schaudert. Man hatte unter den Kehler Einwohnern vier Spionen entdeckt, welche den Franzosen von der Lage der Dinge dießseits des Rheins Nachricht gebracht, und dafür viel Geld bekommen hatten. Der vornehmste dieser Verräther war der badische Fiskal oder Geldeinnehmer zu Kehl. Die Leute wurden in Kork verhört, und hernach von einer Kriegskommission, aus Kaiserlichen und Schwäbischen Offizieren, so kondemnirt, daß der Fiskal mit dem Schwerdte, ein Andrer aber mit dem Strange hingerichtet werden sollte: die beyden übrigen sollten drey Tage nacheinander durch 300 Mann Gassen laufen.

Die Exekution ging vor sich, und ich konnte dem Köpfen und Hängen ziemlich ruhig zusehen, nur daß ich da auch in meinen Busen griff und mir selbst eingestand, daß ich so was ähnliches um die Franzosen verdient gehabt hätte. Aber das Gassenlaufen war bis zum Entsetzen abscheulich. Man hatte absichtlich große starke Ruthen gegeben, und für zehn Gulden Wachs unter die Soldaten vertheilt, die Ruthen damit einzustreichen, und die Soldaten vom Regiment Würtemberg verrichteten ihr Henkerknechtsamt auch so gut, daß man

die armen Leute schon bey dem sechsten Gange wegbringen mußte. Sie sahen nicht mehr aus, wie Menschen, indem ihnen die Barbaren sogar die Gesichter zerfleischt, und die Beine und Hüften gar jämmerlich zerfezt hatten. Beyde sind wenig Tage darauf gestorben am Brand. Der brave Sandberg spukte bey dieser Barbarey aus, und ein heftig ausgesprochenes: „Pfuy Teufel, pfuy der Schande!“ war sein Urtheil darüber.

Vielleicht verargt man es mir, daß ich eine Begebenheit erzähle, welche den Herren Schwaben keine Ehre bringen kann, und von welcher die lieben Zeitungen damals nichts gemeldet haben; Aber obgleich ich für meine Person über die Schwaben nicht zu klagen habe, so haben sie doch an der Menschheit sich gröblich versündiget, und dieses verdient, daß man es bekannt mache. — Die Häuser der Hingerichteten wurden obendrein den Soldaten zur Disposition überlassen, welche denn alles herausholten, was sie brauchen konnten, und sogar die Thüren und Dielen verbrannten.

Ueberhaupt haben sich die Schwäbischen und andere Reichstruppen gegen die Einwohner der dortigen Ortschaften beynahe eben so schlecht betragen, als die Kaiserlichen, von welchen man bald mehr lesen wird. Keine Gans und kein Huhn war sicher

vor ihnen, und alle Feld- und Gartengemüse würden geholt und verzehrt: nichts verschonten sie. Freilich war das Unwesen verboten: allein da die Unteroffiziere an den Ganfereyen mit Theil nahmen, da selbst einige Offiziere die gestohlnen Gänse und Rüben und Kraut u. s. w. sich wohl schmecken ließen, so konnten die Befehle, welche in dieser Rücksicht gegeben waren, nicht respektirt werden, so sehr auch die hohen Vorgesezten darauf drangen.

Den 9ten August bezogen wir abermals das Lager bey Altenheim am Rhein, und ich erhielt vom Obersten die Erlaubniß, meinen Stand zu Rottenmünster zu besuchen, welches ohngefähr 24 Stunden vom Lager entfernt war. Herr von Triebelhorn, der Leutnant, gab mir ein Empfehlungsschreiben an seinen Vater, den Oberamtmann, mit, und dieser redliche Mann erwies mir alle nur ersinnliche Freundschaft. Der Weg von Offenburg nach Rottenmünster geht über Gengenbach, Haslach, Hornberg, Stramberg und Rottweil, und ist von Hornberg aus, wegen der Gebürge, sehr beschwerlich: denn hier geht schon der Schwarzwald an, von welchem unsre neuen Geistermährchendichter so viel zu erzählen wissen.

In Rottenmünster war man gesonnen, mir in Zukunft nach Endigung des Krieges eine ruhige Lage auszumitteln. Ich konnte diese von weitem

vorhersehen, und auch sicher darauf schon rechnen: denn die meisten Schwaben sind viel zu ehrlich, als daß sie ihr Versprechen vergessen sollten. Ich war auch nicht übel willens, mein Schicksal den Händen der hochwürdigen Frau Aebtissin von Rottenmünster zu überlassen: allein auch hier hieß es am Ende als Bedingung: ich müßte erst katholisch werden. Da nun dieß, wie man bey Freyburg gesehen hat, wohl meine kirchliche Benennung, nicht mich geändert hätte, und da ohne diese Aenderung ich immer in Gefahr geschwebt hätte, meinen angewiesenen Posten endlich doch zu verscherzen: so fand ich für gut, den Vorschlag auch hier auszuschlagen.

In Rottenmünster sahe ich den ersten preußischen Werber wieder: er stand in Rottweil, hatte aber die Erlaubniß, auch im Wirthshause des Klosters anzuwerben. Ich entdeckte mich ihm, und er wollte mich als seinen Rekruten nach Halle bringen lassen, aber ich hatte für diesen Antrag keine Ohren.

Auf dieser Reise lernte ich ein Frauenzimmer kennen, welches an Schönheit und Herzensgüte unvergleichlich ist, aber wegen seines Unglücks das Mitleid der ganzen Welt verdient. Dieses Mädchen hatte vor einigen Jahren mit einen Registrator von R.... Liebeley getrieben, allein gewisse Umstände machten damals ihre Verbindung mit

ihm noch unmöglich. Während der Wartezeit erhielt ihr Anbeter einen höhern Posten, und heurathete ein anderes reicheres Frauenzimmer. Im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß man beym Heurathen nirgends mehr aufs Geld sieht, als im Schwabenlande: denn da heißt es recht: auro conciliatur amor. Nach der Hand fand sich ein angesehener hübscher Mann, der droben in der Schweiz der Liebling eines hohen Prälaten war, bey der verlaßnen Mamsell Josephe ein, (Seppele sprechen die Schwaben) verliebte sich in sie und erhielt das Jawort von ihrem Vater und ihr. Die Verlobung wurde bekannt gemacht, und der Hochzeittag schon bestimmt. Indessen erfuhr auch der ehemalige Liebhaber, daß Josephe die Braut eines Andern sey, und schickte, Gott weiß, ob aus verkehrter neidischer Rachsucht, oder aus welcher Ursache, die Briefe, welche er ehedem von ihr bekommen hatte, an den Neuverlobten. Unter diesen Briefen befanden sich mehrere, welche den ehrlichen Mann belehrten, wie weit seine Geliebte mit ihrem ersten Liebhaber gekommen war: denn in einigen vermuthete sie, es sey nicht recht richtig mit ihr und dergleichen. — Daß dieses dem unbefangnen Manne sehr müsse aufgefallen seyn, versteht man von selbst: daß er aber Liebe genug für seine Braut gehabt habe, erhellet daraus,

daß er seine Heurath dennoch hat vollziehen wollen. Allein er wurde, sehr wahrscheinlich auf Anstiften des elenden, niedrigen Buben, in einem öffentlichem Wirthshause von der ehemaligen Aufführung seines Mädchens lügenhaft unterrichtet, und obendrein durch allerley spöttische Anmerkungen gekränkt. Nun konnte er freilich, wenn er anders seine Ehre schonen wollte, an diese Verbindung weiter nicht denken: er brach also davon ab und kündigte der Verläumdeten die Heurath lauf. Wie tief der Vater gebeugt, und wie arg das gute Mädchen beschimpft und im ganzen Schwabenlande verschrieen worden sey, kann man sich vorstellen. Ich besitze noch einen Feuerstahl, den mir das sonst edle Mädchen geschenkt hat, und so oft ich Feuer anschlage, denke ich mit Rührung dieser Geschichte.

Sollte mein Buch von jungen Mächen gelesen werden, so kann ihnen diese Geschichte zur Warnung dienen, daß sie sich nicht, wie's gewöhnlich zu geben pflegt, mit jedem schönthuenden Laffen einlassen, Briefe an sie schreiben, und so ihr künftiges Glück nicht untergraben. So ein Schlapps gaudirt sich hernach noch obendrein, wenn er ein gutes, unschuldiges Mädchen in Schimpf und Schande gebracht hat. Man erfährt dieß ja in Städten, wo das junge Studenten- und Soldatenvolk die Mo-

ralität und die Delikatesse der Mädchen untergräbt, sie zur Koketterie und zum Luxus verleitet, den Sinn für Häuslichkeit in einen Unsinn für Promenaden, Bälle, Landfahrten und dergleichen umschafft, und dadurch in dem lüsternen unerfahrnen Mädchen die künftige Hausfrau und Mutter verderbet — zur Schande der Eltern, und zum Ruin dessen, der dereinst das Unglück hat, Mann von so einem verkümmerten und verhudelten Puppending zu werden.

Sechs und funfzigstes Kapitel.

Mein Abschied von den Schwaben. Meine Wanderung.

Ich schrieb, nach dem Rathe des Hrn. Bispink, an unsern Kronprinz, und bath diesen mir ehedem gewogenen Fürsten, mir durch sein hohes Vorwort bey dem Prinzen Ludwig von Baden, meinen Abschied von den Schwäbischen Kraistruppen bewirken zu wollen. Meine Bitte, zu der, auf Vermittelung des Hrn. Bispink, dem ich meine Bittschrift geschickt hatte, um sie ferner zu besorgen, noch eine Fürbitte meines ehemaligen Hauptmanns, des Hrn. von Mandelsloh, hinzukam,

war nicht vergeblich: denn ohngefähr 14 Tage hernach ließ mich Hr. von Sandberg von Auenheim, wo zu der Zeit unsre Compagnie stand, kommen, und redete mich mit einer finstern, mir ganz ungewohnten Miene folgender Gestalt an: Also, Korporal, wollen Sie fort?

Ich: Mein Herr Oberster, ich verstehe Sie nicht.

Er: Ich erhalte hier ein Schreiben vom Chef des Regiments: ich soll Ihnen den Abschied geben; und das geschieht auf Ihr Begehren: Sie haben darum an den Kronprinz von Preußen geschrieben.

Ich: Ich kann das nicht leugnen, mein Herr Oberster: Aber wenn es Ihnen zuwider ist —

Er: So soll ich den Abschied nicht geben? — Nein, Korporal, das geht nicht: der Chef will es haben, und drum muß ich. Es thut mir aber leid (wendet sich von mir weg.)

Ich: Herr Oberster, dieser Schritt kann der Schritt zu meinem Glücke werden.

Er: Kann seyn, will's auch wünschen; aber — aber — ich zweifle sehr! Laukhard, wär' ich an Ihrer Stelle, ich blieb hier — hier kann es noch gut für Sie werden.

Wir redeten noch viel miteinander, und doch konnte ich den Obersten, der die Welt und deren Lohn besser kannte, als ich, nicht überzeugen, daß

es mir im Preußischen wohlgehen würde; und jezt, da ich dieses schreibe, nachdem beynahe 20 Monate verflossen sind, finde ich, daß Sandberg, in Rücksicht auf meinen Hauptbeweggrund, recht hatte, und daß ich sehr unrecht that, eben darum seinen Rath in den Wind zu schlagen, und ein Korps zu verlassen, wobey ich auch nicht die geringste Ursache zu klagen gefunden habe.

Ich kann mich wirklich rühmen, nur einmal einen Wischer von Hauptmann Storr bekommen zu haben, aber diesen hatte ich auch verdient. Ich ließ nämlich, als ich einst die Wache in Freystätt hatte, zwey Korporale, welche mir aus dem sogenannten Lumpenhäuschen als Arrestanten gebracht wurden, auf eigne Autorität wieder los. Außer diesem Stückchen ist mir nichts Unangenehmes zugestoßen.

Der Oberste, als er sah, daß ich — im festen Vertrauen auf das Wort eines Großen — gern von dannen mögte, auch aus Begierde, den Hrn. Bispink wieder zu umarmen, ließ mich nach Kork gehen, um da unserm Generalmedikus — ja, nun ist mir der Name dieses liebenswürdigen Mannes, der so brav für die Gesundheit seiner anvertrauten Kranken gesorgt hat, entfallen! — meine noch immer offne Brustwunde zu zeigen, und mir dann von ihm das Zeugniß stellen zu lassen:

daß ich zu fernern Soldatendiensten unfähig sey. Dieß geschah und so erhielt ich meinen Abschied, ging gerührt vom Obersten von Sandberg, der mich noch reichlich beschenkte, welches auch mein Hauptmann und der Hr. Leutnant von Triebelhorn thaten. Alle meine Freunde unterstüzten mich ebenfalls mit Reisegeld, und für diese ihre Güte statte ich ihnen allen hier den wärmsten Dank noch einmal ab. Den Hrn. Pfarrer Schulmeister in Freystätt konnte ich nicht sprechen: er war verreiset, aber von seiner Familie habe ich mit Thränen Abschied genommen. Mag es doch immer jenen braven Leuten dort oben am Rhein recht wohl gehen! — Meine Kameraden, die Unteroffiziere, besonders der Feldwebel Nothhelfer, und die Korporale Seher, Schröder und Röhm begleiteten mich noch eine ganze Strecke, Röhm über zwey gute Stunden, und alle weinten beym Scheiden.

Hr. Bispink hatte auf die Nachricht des Hrn. Hauptmanns von Mandelsloh, daß der Kronprinz meine Entlassung von den Schwaben bewirken wollte, den Obersten von Sandberg gleich ersucht, mir, im Falle ich wirklich entlassen würde, das nöthige Reisegeld auf seine Rechnung vorzuschießen, sobald nämlich der Kronprinz es für mich nicht anwiese. — Hr. Bispink stand

schon vorher meinetwegen mit dem Obersten in Briefwechsel. — Auch hatte er einen Brief für mich beygeschlossen, worin er mich nach sehr guten Gründen auf die goldne Wahrheit merken machte:

Alterius non sit, qui suus esse potest.

Auch rieth er mir, Davids Aussage „auf Fürsten nicht zu bauen" wohl zu beherzigen, um mich hintendrein nicht getäuscht zu finden. Dann gab er mir Mittel und Weg an, wie ich — auf jeden Fall — durch mich selbst bestehen könnte, auch ohne ein Brod, welches dem Mann von Kraft — nicht immer zum besten schmecke. Seine vorzüglichsten Winke gingen auf die moralische Befreyung, nach der Sentenz des Horatius:

— — O toties servus, quae bellua ruptis,
Cum semel aufugit, reddit se prava catenis! —

Dieser Brief des Hrn. Bispink, war erst 8 Tage nach meiner Abreise angekommen, wie der Hr. Oberste in seiner Antwort an Hrn. Bispink, mit der ich dessen Brief an mich nach Halle erhielt, mit Bedauren bemerkte. Die vorhin erwähnte Unterstützung meiner Vorgesezten und Freunde war mir also beym Antritt meiner Reise recht sehr willkommen.

Ich darf, weil meine Historie nun doch bald zu Ende gehen muß, nicht noch weitläufig wer-

den, sonst hätte ich manche Anekdoten von den Schwaben, welche vielleicht diesem oder jenem behagen, manchem aber auch, vorzüglich im Schwabenland, misfallen würden. Also nur dieses!

Als am 22ten September das Fest der Republik in ganz Frankreich, folglich auch in Strasburg gefeiert wurde, war der dortige Münsterthurm am Abende prächtig illuminirt. Das sahen die Schwaben in Kehl, liefen herum, und schrien: Strasburg brennt, Strasburg brennt: die Kaiserlichen haben's gewiß in Brand geschossen! — Die Pinsel hatten das den ganzen Tag über währende Kanoniren in Strasburg für einen Angriff der Oestreicher auf diese Stadt gehalten.

Hier auch eine kleine Probe der ächt Schwäbischen Sprache.

A. Wau best'n gesinn? (Wo bist du gewesen?)

B. Dau, beym Naudler. (Da, beym Nadler.) dau hau'ch (hab ich) vor zwa Kreuzer Brantewai stau lau (stehn lassen.)

Ein Geistlicher war nach Rennichen eingeladen, zu einem geistlichen Gelage: er kam nicht. Einer seiner Herren Amtsbrüder schickte ihm den folgenden Tag dieses Billet: „Du Lausbund, warum kamst du nicht? Infamer Hunzfott, thu das nicht wieder, sonst bist du ein Scheißhund" u. s. w. Vollkommen genug! —

Sonst habe ich die Geistlichen im Hanau=Lichtenbergischen viel heller gefunden, als sie in den Gegenden am Niederrhein zu seyn pflegen. Das macht aber: dort oben sind sie weit von ihrem Consistorium entfernt, welches ihnen also nicht so auf der Haube sitzen, und über ihren Glauben wachen kann. Außerdem hat Herr Prof. Heiler, jezt Pfarrer zu Membrechtshofen, eine Lesegesellschaft errichtet, worin recht gute Bücher gelesen werden.

Einen katholischen Geistlichen darf ich nicht vergessen, den ich auf meiner Reise nach Rottenmünster kennen lernte, nämlich den Hrn. Pfarrer Schumacher von Haslach. Dieser würdige Mann war vorher Hofmeister des Fürsten von Fürstenberg gewesen. Als er nach Haslach kam, besuchten ihn alle Pfaffen in der Runde, besonders die Herren Benediktiner von Gengenbach, und glaubten, es würde bey ihm auch solche Schmausereyen setzen, wie bey seinem Vorfahr. Aber sie betrogen sich: Hr. Schumacher traktirte schlecht, und die Herren kamen nicht wieder. Nun hatte der Hr. Pfarrer ungestörte Muße, seine Zeit und Kräfte zur Verbesserung seiner Gemeinde und besonders der Schulen anzuwenden, und dieß thut er redlich. Er ist freilich als ein halber Ketzer in Schwabenland verschrieen: aber eben deswegen ist

er schon schäzbar, wenn ihn auch seine Schriften zur Verbesserung des Schulunterrichtes nicht schon ehrwürdig gemacht hätten.

Im katholischen Theile der Markgrafschaft Baden, welcher ehmals der jezt ausgestorbenen fürstlichen Linie zu Rastatt gehört hat, fand ich alles über die Maßen bigot und abergläubig. Die Leute hassen ihren guten Fürsten, den Markgrafen, weil er lutherisch ist; und sein Leben ist eben deshalb schon einigemal in Gefahr gewesen. In Rastatt steht eine Ehrensäule, dem Hrn. Bernhard — nicht dem von Clairvaux, sondern dem Hrn. Margrafen Bernhard errichtet, mit der Inschrift: Divo Bernardo, cognato suo, Georgius Marchio Badensis d. d. d. Die katholischen Markgrafen hatten an diesem Heiligen freilich eine gute Stütze im Himmel, aber der reisende Helle — ein Thermometer ihrer Einsicht auf Erden. Das ganze Chaussée ist mit steinernen Cruzifixen und Heiligen-Häuschen besezt, und an diesen Raritäten liest man, welcher Bethbruder, oder welche Beate diese Possen habe errichten lassen. Da der Landesherr lutherisch ist, so kann er, so hell er sonst denkt, zur Aufklärung seiner katholischen Unterthanen wenig beytragen: denn in allen Ländern, wo der Fürst fremden Glauben hat, sucht der Pfaffen-Dünkel gewöhnlich zu herrschen: man

siehts an dem kleinen Lichtchen — Baumgarten Crusius in Merseburg.

Im ganzen Badischen Lande herrscht sonst viel Wohlstand, vielleicht mehr, als in irgend einem deutschen Lande: ein deutlicher Beweis, daß die dortige Regierung gut ist, und daß der Markgraf den Ruhm verdient, welchen ihm jederman schon so lange her zugesteht.

In Karlsruhe hätte ich dem Prinzen Ludwig aufgewartet, aber der ganze Hof war aus Furcht vor den Franzosen ausgewandert, und hatte sich nach Pforzheim begeben. Ich fand nicht einmal den Hrn. Hofrath und Leibmedikus Schrickel, den ich ehedem in Gießen genau gekannt hatte. Seine liebenswürdige Tochter unterhielt mich auf die artigste Weise von der Welt. Ueberhaupt ist der Ton in Karlsruhe fein und gefällig, und nicht im geringsten steif oder ungeschliffen.

Zu Bruchsal war der Hr. Fürstbischof auch geflüchtet. — Vor Bruchsal traf ich einen Haufen Oestreicher, welche aus der französischen Gefangenschaft zurück kamen. Diese hatten das Marodiren so wenig verlernt, daß sie in die dortigen Weinberge einfielen, und nicht die Trauben — das hätte man noch so übersehen können — sondern selbst die Reben mit den Trauben abrissen oder wegschnitten. Der Hüter beschwerte sich bey

ihrem Offizier; aber dieser würdigte ihn nicht einmal einer Antwort.

Ich kam endlich nach Heidelberg, wo ich sofort einen Schoppen Wein trank und dann den Hrn. Buchhändler Pfähler besuchte. Dieser ehrliche Mann war froh, mich zu sehen, und gab mir von mehrern mich interessirenden Gegenständen Nachricht. Ich besuchte hierauf noch einige Herren vom Gymnasium, welche mir behagten, da ich an ihnen und an der Art, nach welcher sie lehren, einsah, daß die sonst äußerst schlechte Schule zu Heidelberg sich sehr gebessert hat. Vorzüglich gefiel mir Hr. Kaiser, einer der brauchbärsten Schulmänner in der Pfalz. Es ist nur Schade, daß man in diesem Lande die geschickten Schulmänner so zeitig zu geistlichen Aemtern befördert. So hätte Hr. Abbeg noch immer an der Heidelberger Schule bleiben können; aber man hat ihn nach Borberg befördert zum Predigtamte: und wieviel weniger kann ein Prediger nützen, als ein Schulmann!

Die Universität war wegen des Krieges in erbärmlichen Umständen: die meisten Studenten waren weggezogen. — Ueber meine Schilderung des ehemaligen Heidelberger Schulwesens im I. B. dieser Biographie war alles still. —

Von Heidelberg ging ich über Weinheim und Zwingenberg auf Darmstadt zu. In Weinheim bewirthete mich der kaiserliche General Zentner sehr großmüthig, und in Zwingenberg Hr. Pastor Heß, mein ehrlicher alter Busenfreund. In Seeheim sprach ich den Oberamtmann Pistor, und ging hernach mit einem Münsterischen Hauptmann, Namens Müller, nach Darmstadt. Hier besuchte ich einige meiner Freunde, die Herren Kammerräthe Panzerbieter und Schmid, die mir viel Ehre erwiesen. Gegen Abend verließ ich Darmstadt, blieb in Langen über Nacht, und war früh, den 4ten October, zu Frankfurt am Mayn.

Sieben und funfzigstes Kapitel.

Betragen der kaiserlichen Armee am Rhein im Jahre 1795.

Ich darf in meiner Geschichte nicht weiter gehen, bevor ich nicht die Aufführung der kaiserlichen Truppen in den Ländern am Rhein näher beschrieben habe. Ich rede hier nur von dem, was ich selbst sah, oder an den Orten, wo es geschehen ist, hörte. Daher liefere ich freilich nur Bruchstücke:

aber diese Bruchstücke werden gewiß hinreichen, die bittern Klagen zu rechtfertigen, welche die Bewohner jener Gegenden über dieses Volk geführt haben, und noch führen. Ein gewisser Herr aus der Gegend von Königstätten am Mayn schrieb mir zu Anfange dieses Jahres: „daß die sogenannten Beschützer des Deutschen Reiches die ärgsten Räuber wären, und weit schärfer requirirten, als der sogenannte Feind, die Franzosen:" und dieses habe ich bestätigt gefunden.

Wenn man dergleichen nicht schreiben soll, so muß man dergleichen auch nicht thun. Und was hilft da vertuschen wollen, wo hunderttausend Zeugen da sind, die laut darüber jammern! Eben vor dem ewigen Vertuschen oder Vertuschen-sollen dringt die Klagstimme nie bis dahin durch, von woher Hülfe kommen muß. Der Kaiser kann und wird dergleichen nie wollen: aber wie kann er helfen, wie für die Zukunft es verhindern, wenn alles vertuscht wird? vertusche denn, wenn es frommt: ich bin ein Deutscher, und damit die Wahrheit rein heraus!

Als die kaiserliche Armee sich im August und September 1795 nach Freyburg und Basel zu zog, so wurden alle Oerter, selbst die Städte nicht ausgenommen, wodurch sie zogen, beynahe zu einer

Wüstenen gemacht. Schon vorher hatten die hin und wieder stehenden Truppen die Felder und Gärten ausgeleert, auch manchen Diebstahl in den Häusern selbst begangen: aber da nun die ganze Armee ankam, da nahm das Unwesen dermaßen überhand, daß niemand seines Eigenthums, ja nicht einmal seines Lebens sicher war.

Bey Lichtenau, ohnweit Rastatt, fand man zwey Menschen auf der Straße erschlagen und beraubt; und ein Strumpfhändler wurde bey Offenburg getödtet, und sein Geld ihm genommen. Eben ein solches trauriges Schicksal hatte ein Fuhrmann, der sich mit seinem Karren und Pferde näherte, vor den Thoren von Durlach. Freilich machten die Ortsobrigkeiten Vorstellungen bey den kaiserlichen Oberoffizieren, freylich schrie man laut über Bedrückung und Ungerechtigkeit, aber vergebens: es hieß auch hier, es wäre Krieg: man kenne ja den Thäter nicht: wenn man diesen bringen würde, so sollte er bestraft werden. Weiter wurde keine Inquisition angestellt. Es mag aber eine schöne Kriegszucht seyn, wo man selbst nicht inquirirt, um selbst nichts zu finden! —

Ueber einfache Diebstähle durfte vollends niemand klagen: die Leute wollen leben, die Pferde wollen fressen — das war das Thema zur Antwort.

Ueber allen Glauben schlecht aber führten sich die kaiserlichen Freykore auf, besonders die Rothmäntel und die Braunmützler, nebst der schönen Bande, die man Mahoni Jäger nannte. Diese Freykore waren wirkliche Banditen-Gesellschaften, und ich zweifle noch, ob bey der Bande des Baierischen Hüsels oder des Mandrin nicht mehr Ordnung und mehr Ehrlichkeit geherrscht habe, als bey diesem Freygesindel. In Freystätt stahlen einige Braunmützler dem Pfarrer allen Vorrath von Speck: er kannte die Thäter, und gab sie an, aber der Herr Offizier, ein Major, wies ihn schnöde ab, mit den Worten: die Soldaten vom gnädigsten Kaiser müssen halter auch geschmälzt essen! Damit war es alle.

Ein Braunmützler, vom Freykorps Michalowitz, schoß sogar nach dem Pfarrer Schulmeister, als er eben aus der Kirche kam. Aber auch da wurde kein Exempel statuirt, weil man vorgab, der Kerl sey besoffen gewesen. Im Grunde war die Bigotterie des Kroatischen Freyräubers Schuld an dieser Schandthat: er wollte einen ketzerischen Pfaffen aus dem Wege räumen.

Es ist beynahe kein Bauer, kein Einwohner am ganzen Rheinstrome, der nicht irgend eine Beleidigung von den östreichschen Freykoristen erlitten hätte: jederman führt die bittersten Klagen, und

schließt damit, daß es Hallunken und Spitzbuben wären.

Aber nicht nur die Freykoristen sondern überhaupt die ganze kaiserliche Armee hat sich in jenen Ländern in sehr schlechten Kredit gesezt. Die Vernünftigen unter ihnen wissen das selbst, und ich habe selbst aus dem Munde eines Wachtmeisters gehört, daß er durch diese Länder nie allein gehen mögte, aus Furcht, todtgeschlagen zu werden. „Wir haben auch, sezte er hinzu, es danach gemacht: der Teufel kann uns gewogen seyn!"

Die Offiziere geben ihren Untergebenen in diesem Stücke das häßlichste Beyspiel, indem das Wegnehmen fremdes Gutes, und das Mishandeln der Einwohner bey ihnen für Kleinigkeit angesehen wird. Man frage nur den Ochsenwirth in Freystätt, wie ihn der kaiserliche Major wegen einer Bagatelle, weil er dem Hn. Kutscher des Hn. Majors nicht alsobald ein Bette geben wollte, zerprügelt hat. In Offenburg schlug ein Offizier mit seinem Stock einem Drechsler den Arm entzwey, weil er die bestellte Arbeit noch nicht fertig hatte. Stand einem Offizier irgendwo etwas an, so eignete er es sich zu, ohne zu fragen, wem es gehörte. So kam einst ein Offizier vom Regiment Neugebauer in das Haus des Pfarrers Venator zu Auenheim, fand da eine schöne Reitpeitsche,

welche der Pfarrer mit einem Laubthaler bezahlt hatte, eignete sich dieselbe lächelnd mit diesen Worten zu: die Geißel (Peitsche) soll mir halter wohl schmecken. Dahin ging er!

Da diese Menschen mogten gehört haben, daß mehrere deutsche Einwohner den Franzosen nicht abgeneigt wären, so stellten sie aller Orten solchen nach, die man als Patrioten verschrie, und gingen, wenn diese nur ein Wort fallen ließen, das einen jakobinischen Sinn haben konnte, pandurenmäßig mit ihnen um. Einen ganz unschuldigen Reisenden, der im Wirthshause zu Bischofsheim einiges zum Vortheil des Friedens, welchen Preußen mit Frankreich geschlossen hatte, sprechen mogte, ließ man auf die Wache bringen und mit 20 Hieben wund schlagen. Einem Müller, der auch sollte gesagt haben, er wünschte, daß die Franzosen kommen und die spitzbübischen Deutschen zum Teufel jagen mögten, wurde Exekution ins Haus gelegt, dieses rein ausgeplündert, und alles, was man nicht fortbringen konnte, zerschmissen. Er selbst wurde nach Stollhofen geführt, zerschlagen, und bey Wasser und Brod so lange inne gehalten, bis er sich mit funfzig Gulden ranzionirte.

Das Schimpfen und Schelten dieser Menschenkinder über den König in Preußen und den Land=

grafen von Hessen war mir eben so unerträglich, als ihre unbegränzte Ruhmsucht und recht kindisch-östreichische Großprahlerey. Freilich thaten das nicht alle, und ich muß gestehen, daß z. B. Hr. General-Leutnant von Zentner recht gut wußte, warum der König in Preußen Frieden gemacht haben konnte: aber die meisten räsonnirten unausstehlich, und drohten, sobald der Krieg mit den Franzosen zu Ende seyn würde, auch den Preußen und den Hessen zu weisen, was der Mähre sey.

Die guten Leute dachten damals noch nicht, daß selbst ihr großmächtigster Kaiser dereinst es nöthig finden könnte, troz der theuer bezahlten und feierlichen Versicherung vom Gegentheil, das Bündniß der Engländer zu verlassen und einen Separatfrieden mit ihrem gemeinschaftlichen Feinde abzuschließen.

Ich mußte immer bey mir selbst über die läppischen Prätensionen dieser Halbmenschen lachen, die ich immer hören mußte, da ich durch alle ihre Pikete passirte, und hier und da auf ihren Wachen die Nacht zubrachte. So was hab' ich doch bey den Preußen niemals gehört, und es ist überhaupt gegen alle Klugheit, daß die Vorgesezten ihre unerfahrnen Leute so schlecht von fremden Fürsten räsonniren lassen, besonders in Gegenwart solcher, die wieder in die Länder dieser Fürsten zu-

rückkehren. Wie würde es den Herren Oestreichern gefallen, wenn man ihren Kaiser, nach der Anweisung eines deutschen Kupferstichs, einen Eyerkuchenkaiser, oder ihren Erzherzog Karl, nach Zeitungsnachrichten, einen Pasteten-Held nennen wollte, der um winziger Vortheile willen 6000 Menschen achten sollte, wie ein Oberkoch die jungen Hüner, die er zu einer Schaupastete frikassiren läßt? Das würden sie, wie ich, niedrig finden; und doch war dergleichen der Inhalt ihrer Schimpferey über den König von Preußen und den Landgrafen von Hessen! Selbst die kaiserlichen Offiziere räsonnirten nicht feiner. *)

Sonst sind die Oestreicher, besonders die Deutschen, ziemlich reinlich und proper: als ich aber damals durch ihre Armee passirte, sah alles so recht hottentottenartig aus, zerrissen und zerlumpt und

*) Der kosmopolitische Beobachter des Erfolgs aus den Begebenheiten der Zeit wird die Verminderung des Monarchen-Sinns nicht verkennen, nach der allgemeinen gegenseitigen Bemerkung: daß illiacos intra muros peccatur et extra. Der bildende Genius der Zeit hat auch seine Logik, und muß erst von allen Seiten Data sammeln, ehe er einen rectificirenden allgemeinen Schluß anschaulich bilden kann. Und nie hatte man eine reichhaltigere Experimental-Logik für die Filtrirung der Hauptsätze in der hergebrachten Politik der Großen, als in diesem Jahrsiebend. Wer etwas Trostreiches in dieser Rücksicht lesen will, der lese die Schrift: Ueber den Geist des Zeitalters und die Gewalt der öffentlichen Meynung. 1797.

schmutzig, noch weit ärger, als bey den Sanscülotten von der armée révolutionnaire. Ich dächte, die Herren Oestreicher hätten den Franzosen in Absicht ihrer Kleidung und ihrer Aufführung gar nichts mehr vorzuwerfen. Sogar mögte selbst ihre Subordination noch weit schlechter seyn, als die der Franzosen: die Befehle der Vorgesezten wurden elend befolgt; und der Respekt, den sonst ein Offizier von Rechtswegen fodert, mangelte nicht selten. — Daß Offiziere ihre Pferde veräußert haben, hat man oben gelesen: eben dieß ist geschehen mit Pulver, Kugeln, Brodkorn und andern Bedürfnissen. — Nun die entsetzliche Desertion, sogar einmal von 800 Mährischen Rekruten, samt ihren Offizieren!*) —

Ich bitte meine Leser wegen dieser Digression um Verzeihung! Wer mehr von der Art lesen will, findet es in der schon angeführten Schrift über die Reichsarmee, und bald noch mehr in den Brie-

*) Oestreich hat durch Desertion allein, mehr als 100,000 Mann verloren. Diese mußten erse zt werden: dadurch entgingen dem Lande eben so viele. Nimmt man die Bekleidung und die Bewaffnung der einen und der andern hinzu, und berechnet man den Nachtheil, der durch die gewaltsame Aushebung der Ersatztruppen entstehen mußte für Ackerbau und andere Gewerbe: so ist Oestreichs Verlust von dieser Seite schon überaus beträchtlich. Nun der übrige Verlust an Erschlagenen, Verkrüppelten, Entmutheten, an Ländern, an Anhänglichkeit und Achtung in und außer Landes, u. s. w. und dann wofür? — Schon die Geschichte lehrte es unwiderleglich:

fen eines Reisenden von Basel nach Frankfurt am Mayn, welche ganz besondere Nachrichten über das Betragen der Schwaben und der Kaiserlichen enthalten. Hier — würde das alles zu weit führen.

Acht und funfzigstes Kapitel.

Reise über Frankfurt, Friedberg, Gießen.

Als ich zu Frankfurt ans Thor kam, waren eben Soldaten von der Compagnie des Hn. Majors von Löben, vom Bataillon Schenk, auf der Wache. Bey dieser Compagnie war ich ehedem von 1783 bis 87 gestanden; sie kannten mich also meist alle, und nun hieß es: Potz tausend, da ist Laukhard! Laukhard! Ei, du mein Gott, wo kömmst du her? Wir haben alle geglaubt, du

---

daß Monarchen-Stolz und Macht da scheitert, wo ein ganzes Volk drauf ausgeht, frey zu seyn. Und mehr, als dieses noch einmal handgreiflich einzusehen, haben alle Monarchen durch ihren Krieg gegen die französische Nation nicht bewirket. —

Preußen hat von den östreichischen Desertören eine beträchtliche Anzahl. Diese sind eines Theils eine Pflanzschule fürs dereinstige Desertiren im freyen Felde, andern Theils ein Zuwachs an Menschen, die wenig oder gar kein Interesse eben so wenig am Lande als an dessen Fürsten haben; folglich wieder ein Zuwachs zum politischen Indifferentismus. —

wärst lange in Frankreich todtgeschossen: und Herr Je, da bist du ja wieder! — Nun drängte sich alles um mich herum, that tausend Fragen, both mir Kaffee, Schnapps oder Wein an, und ich freute mich, wie ein Kind, daß ich wieder bey meinen alten Kameraden war, die es so herzlich gut mit mir meynten. Ich mußte lange herhalten, und endlich mit Gewalt fodern, daß man mich zum Major Löben führen sollte. Dieser empfing mich freundlich, und als ich ihm beweisen wollte, daß ich kein Deserteur sey, sagte er: ich weiß alles, gehn Sie nur in Gottes Namen zum Kommendanten. Ich ging dahin, und fand an dem Major von Lücadou einen artigen, braven Mann. Auch dieser war von meiner Sendung unterrichtet, und schickte mich zu dem Prinzen von Hohenlohe, welcher damals in Frankfurt das Gouvernement hatte. Dieser vortreffliche Fürst sprach mir sehr traulich zu, und beschenkte mich reichlich. Er befahl auch, daß man mir, so lange ich in Frankfurt bleiben würde, in seinem Logis Essen und Trinken geben sollte: Aber da mehrere meiner Bekannten, vorzüglich mein guter Vetter Dietsch, mir meinen Aufenthalt in Frankfurt angenehm genug machten, so ging ich weiter nicht hin.

Früh des andern Tages bekam ich vom Hn. Major von Lücadou meinen Paß und noch fünf

Thaler Reisegeld. Ich brannte vor Begierde, meine gute Mutter zu besuchen, und erkundigte mich deswegen bey einem preußischen Offizier, und erfuhr, daß die Franzosen die preußischen Pässe respektirten. Ich ging also wirklich nach Nied, wo ich einige Jahre zuvor, wie man sich erinnern wird, Winterquartier gehabt hatte, und hier traf ich französische Volontärs an. Der Offizier derselben versicherte mich, daß ich ohne Bedenken über den Rhein kommen könnte, zumal, da ich einen Paß von den Preußen hätte: aber er besorge dennoch, ob man mir gestatten würde, zurück zu kehren: denn er wisse nicht, ob seine Landsleute dort drüben nicht Anstalt machen könnten, über den Rhein zu gehen; und wenn sie so was im Sinne hätten, dann gestatteten sie niemanden den Vortritt. Aha, dacht ich, da muß man wegbleiben. Ich ließ also den Vorsatz, meine Mutter zu besuchen, fahren, und ging nach Frankfurt zurück. — Nied fand ich sehr verdorben durch ein entstandenes Feuer bey einer Balgerey zwischen den Franzosen und den Oestreichern.

Frankfurt war damals neutral, das heißt, es war sowohl den Kaiserlichen, als den Franzosen erlaubt, hinein zu kommen. Aber auch hier führten sich die Kaiserlichen oft schlecht genug auf, und die Franzosen waren den Einwohnern allemal will-

kommner, als sie. Wenn damals die Frankfurter hätten wissen sollen, in welche Noth der Krieg sie noch bringen könnte! Wenigstens wird diese Stadt gewiß noch lange alles aufbiethen müssen, um in Ansehung des Handels das wieder zu werden, was sie vorher gewesen ist. — Dem bekannten Sudler, Göchhausen zu Eisenach, könnte ich hier verschiedne Anmerkungen über das mittheilen, was er in seinen Wanderungen — von Frankfurt geschrieben hat; aber der pedantische Grillenfänger ist weiter keiner Anmerkung werth.

Von Frankfurt ging ich nach Homburg an der Höhe, besuchte da meinen Freund, den Bataillonsschreiber Koggel, und von Homburg über Friedberg nach Södel, wo mein alter Kumpan Vitriarius Pastor ist. Da habe ich einige selige Tage zugebracht, und in Mehlbach einen Pfarrer kennen lernen, der mir ein wahrer Philosoph zu seyn schien. Es ist Hr. Leopard, welcher bey einer recht guten Besoldung, einer hübschen Bibliothek und einem vortrefflichen Glase Wein schon seit zwanzig Jahren ohne Weib gelebt hat. Er behauptet, daß ein Mann, der sorgenlos und im Ueberfluß leben könne, kein Weib nehmen müsse: einen armen, bedrängten Menschen könne ein Weib trösten, aber einen glücklichen müsse ein Weib allemal unglücklich machen. — Der

Mann scheint mir nicht ganz unrecht zu haben: aber vielleicht hat jener alte Philosoph auch recht, welcher einem Freunde auf die Frage: ob er heurathen sollte, zur Antwort gab: Du magst es thun oder nicht thun, es wird dich in beyden Fällen gereuen. *)

In Gießen logirte ich bey meiner alten Wirthin, der Frau Buschin. Alles war neugierig,

---

*) Einer von den Kirchenvätern, ich besinne mich nicht gleich, welcher, dachte eben so ketzerisch. „Eine schöne Frau, schrieb er, muß ich büten, eine häßliche kann ich nicht lieben; eine reiche tyrannisirt mich durch Vorrupfen, eine arme zwingt mich, unaufhörlich zu arbeiten; eine wollüstige erschöpft mich, eine kalte verleitet mich zum Ausschweifen; eine vernünftige ist äußerst selten, und eine unvernünftige ist ärger als alle Furien: kurz, varium et mutabile semper femina oder

Weibersinn und Mondesschein
Können nie beständig seyn;

also weg mit den Weibern!“ — So ketzerisch dachte ein Kirchenvater, ein Kastrat für den Himmel, die aber für die Erde oft auch kastrirt waren an Kopf und Herz. Wieland trat der Wahrheit näher, als er sang:

Sekundus, der Pythagoräer
Sagt, und erfuhrs an seinem eignen Leib,
Es sey ein grillenhaftes Weib
Bey Tag und oft bey Nacht ein schlimmer Zeitvertreib;
Und ist sie schön, so steigt das Uebel höher;
Gelehrt, belesen: Quellen neuer Pein;
Doch giebt ihr gar ihr schwarzer Dämon ein,
Den Drachen
Von strenger Zucht und Ehrbarkeit zu machen,
Dann mögen ihm die Götter gnädig seyn!

Indeß — wählst du gut, so hast du's gut, gilt auch hier; und ein vernünftiger Mann zieht eine vernünftige Frau, außer meist da, wo an seiner Wahl äußere Vorzüge mehr Antheil hatten, als innere. Und dann — wie sind wir Männer! —

mich wieder zu sehen: denn mein Name existirte dort noch in ganz frischem Andenken. Auch wird meine Biographie, so sehr auch der Kanzler Koch auf ihre Unterdrückung gedrungen hat, von den Gießern noch fleißig gelesen. Ich bin vier Tage da geblieben, habe aber meine meiste Zeit bey der Schwester meiner Wirthin, der Frau Wille, zugebracht, deren vortreffliche Tochter, ein Frauenzimmer von seltner Schönheit und großem Verstande, mir die bezauberndste Unterhaltung gewährt hat. Glücklich wird der Mann seyn, den Mamsell Wille lieben wird, aber ein Mann, wie dieses Mädchen ihn will, ist schwer zu finden, wenn er dem Ideale gleichen soll, das sie sich von ihm gebildet hat.

Von Professoren habe ich niemanden besucht, als Hn. Köster, der noch immer so gut gegen mich war, als vorzeiten, und dann den Lektor Chastel: die andern Herren sind mir größtentheils gram, besonders Herr Schmid, der Musenalmanachsfabrikant. Den Hn. Prof. Müller fand ich in Gießen bey dem dort logirenden Hn. Grafen von der Lippe, und disputirte mit ihm über sein hochtönendes Zeugniß von der guten und vortrefflichen Einrichtung der preußischen Lazarethe. Das Mehrere davon steht schon im dritten Bande.

Die Universität zu Gießen war damals in sehr kläglichen Umständen: kaum zählte sie noch vierzig Studenten; und doch fand man unter diesen, wie man weiß, noch Ueberbleibsel der ehemaligen Ordens-Verbrüderung. Der Eulerkapper lebte auch noch, war aber sehr schwach und krank, und wird jezt wahrscheinlich abgefahren seyn. Auch traf ich in Gießen den Hn. Chirurgus Schäffer, welcher zu meiner Zeit in Frankreich gefangen saß, und den ich, wie ich oben erzählte, in seiner Krankheit als Krankenwärter zu Dijon, in der Pflege gehabt hatte. Der Mann lohnte mir meine angewandte Mühe, die mir die französische Nation längst vergolten hatte, durch seine Freundschaft, und gute Bewirthung.

Von Gießen ging ich nach Grimberg, wo ich bey einigen Freunden einsprach, und einen Tag rastete, weil es gerade Jahrmarkt war, und alles fein lustig herumsprang. Ich bin immer gern, wo es lustig hergeht, und denke in diesem Stücke gerade wie Salomon im dritten Kapitel seines Predigers.

Bey Hersfeld wurde ich mit einer garstigen Kolik befallen, und brachte fünf Stunden an Einer Meile zu. Da hatte ich freilich Zeit zu einem Commentar über den hinkenden Bothen aller Salomonischen Brüder, die des Guten zuviel thun! —

Zu Hersfeld logirte ich im Löwen, blieb zwey Nächte da, und fand sehr gute und wohlfeile Pflege. Sollte ich noch mehrmals nach Hersfeld kommen, so werde ich gewiß nirgends als im Löwen logiren.

Ohnweit Eisenach kam ich von ohngefähr zu einer Hochzeit; und die guten Leute — der Braut Bruder war, als hessischer Soldat, in Frankreich gestorben — zwangen mich gleichsam, über Nacht zu bleiben und an ihrer Freude Theil zu nehmen.

In Eisenach besuchte ich den Hn. Rath Wolff: Superintendent Schneider war nicht zu Hause. — In Gotha hielt ich mich nicht länger auf, als ich bey dem Hn. Hauptmann von Henning zubrachte, und sezte dann meinen Weg weiter fort. Zwey Stunden von der Stadt traf ich in einem Wirthshause ein junges hübsches Mädchen von Eisenberg an, das zu einer Base bey Eisenach wollte. Das arme Mädchen hatte sich die Füße wund gegangen, und war ohne alles Geld. Ein dicker Pelzmichel bath sie, die Nacht da zu bleiben, und mit ihm, auf seine Rechnung, für lieb zu nehmen. Ich merkte, wo er mit seinem Einladen hin wollte: denn ein Mensch, der so oft in allerhand Kneipen auf dem Stroh herum gelegen ist, wie ich, weiß recht gut, wie es herzugehen pflegt, wenn Manns- und Weibsleute des Nachts auf einer Streue beysammen liegen. Das

Ding verdroß mich also, um so mehr, weil es mir schien, als sey das Mädchen noch unverführt; denn an einer sonst schon ausgelernten Dirne ist weiter nichts mehr zu verderben. Ich sprach demnach mit dem Mädchen, beschenkte sie nach meinem Vermögen, und wollte ihr einige Zeilen mit nach Gotha an den Kaufmann Madelung geben, um ihr bey diesem ein Nachtquartier auszumitteln. Indem wir aber dieß besprachen, und ich schon Papier und Schreibzeug gefodert hatte, hielt eine Kutsche vor der Thür an, und die Frau eines Unteroffiziers von Schenks Bataillon trat mit einer andern Soldatenfrau ein. Beyde kamen von Halle und wollten ihre Männer zu Frankfurt besuchen. Da ihr Weg gerade durch das Dorf ging, wohin das Mädchen wollte, so bath ich die Frau Seehuferin, die Arme mitzunehmen: das Trinkgeld wollte ich dem Kutscher schon geben. Der Kutscher war brav, nahm nichts, und Frau Seehuferin ließ das Mädchen mit einsitzen. Als sie fort waren, ergrimmte der Pelzmichel, und fing an, mich zu necken; aber eine Miene, die auf eine handgreifliche Belehrung hinwies, schweigte ihn, und machte ihn aufpacken. Der Wirth lobte mich, und ich ging meiner Straße weiter auf Erfurt zu.

In Weimar sprach ich bey dem Hn. Hofbuchdrucker Glüsing ein, Schwiegervater des Hn. Bispink, genoß vieler Ehre, und schlich früh Sonntags nach Jena.

Neun und funfzigstes Kapitel.

Jena. Ankunft in Halle.

Ich weiß nicht, ob mir — ich wiederhole: mir, um meinen verwöhnten Geschmack, oder einen habituellen Burschen-Geschmack nicht zum allgemeingiltigen Schiedsrichter aufzustellen — je ein Ort mehr in der Welt gefallen hat, als das edle Jena: und wenn mein Schicksal es je noch erlaubte, daß ich dort existiren könnte, so glaube ich, daß ich — nach meiner Art — ruhig und glücklich seyn würde. Das zutrauliche Wesen der Jenenser, der jovialische, eben so weit von Renommisterey als von Leipzigisirender Petitmäterey entfernte, Ton der Studenten, und überhaupt die unschenirte Lebensart, die nun einmal meine Sache ist, empfehlen Jena vor allen deutschen Universitäten, wenn ich auch von der Gelehrsamkeit und der Nutzbarkeit der Lehrer ganz wegsehe.

In Ketschau traf ich schon Studenten an, welche sich nach Jenenser Art, mit mir abgaben, und sogleich Schmollis machten *). Mein Name war ihnen bekannt. Als ich nach Jena kam, ging ich sofort aufs Ballhaus zu meinem alten Kumpan Hoffmann, der ehedem studiert hatte, jezt aber den Schenkwirth macht. Hier fand ich einen Haufen fideler Studenten, und nicht lange, so war ich so fidel als sie. Ich wollte endlich bezahlen, was ich verzehrt hatte, aber da hieß es: „vergißt du denn, Bruder, daß du in Jena bist?“

---

*) Das Schmollisiren oder Brüderschafttrinken, und die zuweiligen Tumulte der Studenten in Jena, das und die auf andern Universitäten nicht mehr so oft und nicht in der Ausdehnung und Beschaffenheit vorfallen, wie dort, beweisen, — um auch ein Wort zu sprechen, wie es wirklich ist — daß der alte studentische Dünkel und Gemeingeist, in Rücksicht auf akademische Freyheit, sich in Jena noch ziemlich lange halte und bald Feuer fange eben durch die öftern Zusammenkünfte in den Schenken des nicht großen Jenas. Auch die Tradition von Wirthen, die ehedem selbst Studenten waren, und auf ihre studentische Heldenschaft nicht kleinlautig pochen mögen, nebst dem aufgeweckten und mitaufweckenden Wesen der Rheinländer, die gewöhnlich in Jena studieren, tragen in der schon objektivisch-exaltirenden Gegend um Jena, vielleicht nicht wenig bey zur Fortsetzung von einem Wesen, daß der Herzog von Weimar sogern ganz gehoben wissen mögte. — Daß auch das verhaßte Ordenswesen, wovon man in Halle schon seit sieben Jahren nichts mehr hört, noch in Jena fortdaure, beweisen die neuerlichen Relegationen, wenn nämlich die Sache so ist, wie Briefe und Gerüchte sie in Halle darstellen. Daß übrigens Jena dennoch in mancher andern Rücksicht vor mancher andern Universität Vorzüge habe, kann man nicht läugnen.

Ich verstand die Prämissen dieses Schlusses, und ließ für mich bezahlen. Vom Ballhause gings auf den Fürstenkeller zu Bruder Nicander, ehedem Student der Theologie, und jezt auch Schenkwirth. Hier dankte mir ein gewisser Jemand für die Relationen über Hrn. Hofrath Schnaubert im andern Bande dieses Werkes. Nachher führten mich meine Bierkumpane auf die Oehlmühle, wo Musik war, und getanzt wurde. Hier fand ich zwey meiner uralten Bekannten, nämlich den Jenaer Fechtmeister, ehemals Sternwirth, Hochhausen, und den Hrn. Asal von Karlsruhe, der vor 13 Jahren schon einmal zu Jena studirt hatte. Hochhausen ist bald nachher gestorben, und hat so seiner abentheuerlichen Rolle ein Ende gemacht. Er ruhe in Frieden! —

Bey Gelegenheit der Oehlmühle zu Jena muß ich anmerken, daß der sogenannte Comment der Jenenser von dem der übrigen Universitäten in Deutschland sehr verschieden ist, ich meyne in Rücksicht auf den Umgang mit Bürgern, Handwerksburschen und Bedienten. Erstere heißen durchaus auf allen Universitäten Philister; und selten geht ein rechtlicher Student, sonst honoriger Bursch genannt, mit einem Philister um, außer wenn von ihm er borgen will, oder wenn der Philister eine gefällige Frau, eine hübsche Tochter u.

dgl. hat. — Handwerksbursche sind auf andern Universitäten durchaus von allem Umgang mit Studenten ausgeschlossen, heißen Gnoten von Genoten oder Genossen, und werden bey allen Gelegenheiten geneckt und bekriegt.

Die Bedienten dürfen sich anderwärts vollends nicht rühren, wo der Student sich rührt. Aber in Jena ist das anders: da sizt Student, Philister, Gnote und Schuhputzer beysammen in der Kneipe, machen à bonne oder Brüderschaft zusammen, tanzen zusammen, trinken zusammen u. s. w. Doch gilt die Freundschaft dieser heterogenen Geschöpfe, auch in Jena, blos in den Kneipen: denn auf der Straße und an andern öffentlichen Oertern weiß auch der Herr Jenenser recht gut, daß er weder Philister noch Gnote ist. In Leipzig sollen die Studenten heimlich auch Gnoten-Freundschaft suchen; aber in Halle durchaus nicht.

Wenn ich auch hier ein Wort nach der Wahrheit sprechen soll, so muß ich gestehen, daß die sogenannte Burschen-Sprache, und das mit ihr verwebte Burschenwesen auf der einen Seite einen kindischen Aristokratismus, und auf der andern eine Art von niedriger Sanskülotterie zum Grunde hat, und eben darum von jeder Universität längst verbannt seyn sollte. Auf der Univer-

sität, als dem Hauptsitze der Musen, soll die Bildung des künftigen Staatsdieners, wie man sagt, vollendet werden. *) Hier also müßte Lehrer und Zuhörer allen Fleiß anwenden, daß der Akademiker eben so richtig als edel empfinden, denken, sprechen und handeln lernte. Aber, lieber Gott, wenn man dem Universitätswesen in der Nähe zusieht, man sollte glauben, ein großer Theil der Studenten käme nur hin, gerade das Gegentheil zu treiben. Zügelloseres Handeln, und pöbelhafteres Sprechen, als man da oft sieht und hört, sieht und hört man schwerlich unter Tollhäuslern, Packknechten und Matrosen. Wer sollte nicht glauben, einen wirklichen Ochsen vor sich zu haben, wenn man einen Musensohn sagen hört: dieß oder jenes mache ihm ein o ch s i g e s Vergnügen! Ist es etwas anders, als die niedrigste Sanskülotterie, wenn der Großherr, dem die Straße nicht breit genug gelassen werden kann, der um jedes Wörtchen, das seiner kindischen Hoheit etwas queer kommt, sich gleich zum Mörder qualificiren will, durch ein Duell; wenn dieser, sage ich, auch dem bescheidensten Frauenzimmer mit einem plumpen Faunen-Auge stier ins Gesicht hinklozt, oder aus

*) Nach dem 7ten Stück des K o s m o p o l i t e n S. 1. soll eine Universität — eine Schule der edelsten, wahresten Menschenbildung seyn.

öffentlichen Anstalten Bücher borgt und sie verkauft, oder Geld aufnimmt, oder für sich zahlen läßt u. dgl., um sein Geschick im Prellen, d. i. in Spitzbüberey zu zeigen: — wahrlich, das mag akademische Aufklärung, das mag Vollendung einer edlen Bildung seyn! Und von dieser Art Leute sollen dereinst Minister, Räthe, Richter, Aerzte, Prediger oder Schulmänner werden! Doch ich will abbrechen, und dieß Thema in der Schilderung der Universität zu Schilda zu seiner Zeit weiter führen. Ich kenne es, denn es hat mich jämmerlich verwöhnt und zu einer lebendigen Warnung werden lassen. —

Nach zwey Tagen ging ich aus Jena, und war ungemein überrascht, als ich den Hrn. Leutnant von Brandenstein bey Zwätzen auf der Landstraße in Gesellschaft zweyer Fräulein antraf. Dieser liebe Mann, ehmals mein Schüler in Dijon, riß sich von seiner Gesellschaft los, und ging mit mir ins Wirthshaus, wo wir noch einmal traulich zusammen tranken, sprachen und dann schieden.

Zu Markkrödlitz bey Naumburg mußte ich über Nacht bleiben, weil es gar zu stark regnete, und ohnehin der Abend heran kam. Ein sächsischer Unteroffizier, der einige liederliche Weibsleute, welche zum Militär gehörten, und zu Merseburg

gestohlen hatten, von da nach Naumburg brachte, logirte in demselben Wirthshause, und betrug sich gegen einen Handwerkspurschen, der ebenfalls da logirte, wie ein grober impertinenter Korporal nur immer kann. Der arme, müde Handwerkspursche gab jedesmal nach, aber der ungeschliffene Korporal, der ohnehin beynahe völlig benebelt war, fuhr mit seinem impertinenten Necken so lange fort, bis endlich der Wirth sich drein legte, und den rasenden Neundreyer-Held zur Ruhe brachte. Es ist wirklich schändlich, daß Militärpersonen, die doch ihres eignen Standes und ihrer eignen Lage wegen, sich größtentheils in sehr gedrängten Umständen befinden, Andre, die ihnen nichts thun, necken und hudeln, und besonders in Wirthshäusern den Meister spielen wollen, wo man sie nicht einmal gerne sieht, theils wegen des Lärmens, den sie zu machen pflegen, theils wegen der fast ewigen Schwindsucht ihres Beutels.

Wenn doch jeder Soldat, er sey gemeiner oder nichtgemeiner, sobald ihm der Kitzel ankömmt, sich über alles, was nicht Soldat ist, hinauszusetzen, bedächte, daß es eben so sehr wider seinen Beruf, als wider die Pflicht der Dankbarkeit ist, diejenigen necken oder verachten zu wollen, durch deren Schweiß und Abgaben die Fürsten in Stand gesezt werden, ihn zur Aufrechthaltung der allge-

meinen Ordnung und Sicherheit zu kleiden, zu bewaffnen und zu löhnen. Jeder Soldat steht am Ende im Solde, folglich auch im Dienste des Bürgers und Landmanns, ohngefähr wie der Bediente eines Offiziers in dessen Sold und Dienste steht. Wie verkehrt und undankbar es also ein Offizier finden würde, sich von seinem Bedienten necken, verachten und insultiren zu lassen, eben so muß dieß auch der Bürger und der Landmann an ihnen finden, wenn sie sich gegen diese benehmen, wie im angenommenen Fall ihr Bedienter gegen sie. Ueberhaupt muß das Militärsystem, sobald es als Schreckenssystem ohne Unterschied herrschen soll, über kurz oder lang überall eben die Folgen haben, die das Robespierrische System in Frankreich gehabt hat.

Endlich kam ich am 27. Oktober in Halle an. Ich hatte ganz seltsame Empfindungen, als ich mich dieser Stadt, wo ich so viel angenehme und unangenehme, so viel gescheide und närrische Tage verlebt hatte, wieder näherte. Ich gerieth wirklich in eine Art von Betäubung, so, daß ich in Schlettau, wo mir mein alter Freund, Herr Haase, Merseburger Bier einschenkte, nicht recht wußte, was ich trank. Ich eilte fort, und beynahe hätte mich in Passendorf, wegen der brennenden Tabackspfeife, der Tagwächter angehalten.

In Halle mußte ich mich noch einmal zu guter Lezt militärisch behandeln, und zum Pinzen Wilhelm von Braunschweig, der damals das Regiment, als Oberster, kommandirte, führen und von ihm examiniren lassen. Der Prinz erklärte mir, daß ich von allen militärischen Verhältnissen und Verbindlichkeiten frey wäre: und nun drängte ich mich durch den dicken Haufen, der mich umgab, und von dem jeder etwas von mir wissen wollte, um zu dem einzigen Mann zu kommen, der sich meiner so lange Zeit her, und so thätig angenommen hatte.

Wenn meine Leser nur dasjenige, was ich in meiner Lebensbeschreibung von den Verdiensten des Hrn. Bispink um mich angeführt habe, zusammen nehmen, und dabey meiner Versicherung glauben, daß ich, um der bescheidenen Großmuth des edeln Mannes zu schonen, bey weitem nicht alles erzählt habe, was Er mir bey so verschiednen Gelegenheiten entweder Gutes rieth, oder Gutes that: so können sie sich ohngefähr einen Begriff von den Rührungen machen, welche ich hatte, als ich ihn wieder sah, und umarmen konnte. Ich erinnere mich nur noch, daß ich ihm, in Beyseyn des Hrn. Hauptmanns von Patzensky, blos den schönen Vers des Ovidius wiederholen konnte:

Unica fortunis ara reperta meis!

Das Uebrige der ganzen herzigen Empfangsscene kann ich nicht weiter schildern.

Hr. Bispink räumte mir eine Stube, seiner Wohnstube gegenüber, ein, und reichte mir ein Hemde u. dgl., um mich zu erfrischen. Ich war in meiner schwäbischen Montur angekommen, und gleich war ein Schneider da, der mir das Maaß zu anständigen Ober- und Unterkleidern nehmen mußte. Kurz, in einigen Tagen war ich von unten bis oben vollständig neu gekleidet. Wie behaglich mir diese Umänderung gewesen sey, sieht man leicht ein, wenn man bedenkt, daß ich während meiner langen Reise, beynahe einen Monat hindurch, meine Kleider nicht hatte wechseln können, und daher jene Folgen sehr lebendig fühlte, die allen denen, selbst Offizieren, bekannt sind, welche sich genöthigt sehen, in einer und derselben Kleidung, in den Gasthöfen auf dem Stroh, oder in Gemeinbetten herumzuliegen.

Sechsigstes Kapitel.

Es ist alles eitel! Eberhard. Bispink.

Durch die Fürsorge des Hrn. Bispink war ich also bald im Stande, öffentlich zu erscheinen. Mein erster Besuch ging zu meinem ehemaligen Hauptmann, dem Herrn von Mandelsloh. Dieser brave Mann, und Hr. Bispink, der mich zu ihm begleitet hatte, riethen mir, mich nach Berlin an den Kronprinz zu wenden, um ihn an sein Versprechen nur zu erinnern. Ich that es, und erhielt zur Antwort: ich mögte selbst angeben, auf welche Art man am besten für mich sorgen könnte.

Ich folgte, und bat — um ja mit Niemanden in Collision zu kommen — blos um die Anwartschaft auf die Lehrstelle der französischen Sprache auf der Universität zu Halle, und um einen mäßigen Gehalt, aus dem Schulfond, bis zum vollen Antritt der erbetenen Stelle. Der Prinz antwortete mir bald wieder, daß er mein Gesuch dem Minister von Wöllner angewiesen habe, der das weitere besorgen würde. Ich schrieb nun auch an

den Minister, und dieser, wie ich bald erfuhr, verlangte über meine Bitte eine nähere Auskunft von der Universität.

Unter andern soll er haben wissen wollen: ob der jetzige Inhaber der Stelle außer Stande sey, sie ohne einen Gehülfen weiter zu versehen. Dieß schon machte mir Bedenken, und zeigte, daß der Minister oder dessen Sekretär es übersehen hatte, daß meine Bitte vor der Hand blos die Anwartschaft auf diese Stelle bezielte, und sie selbst nicht eher, als nach des jetzigen Besitzers Tode. Dann hörte ich, daß Forster und Niemeyer den Auftrag erhalten sollten, mich über meine Kenntniß der französischen Sprache zu prüfen. Dawider würde ich auf keinen Fall das mindeste gehabt haben. — Aber daß gerade Eberhard Prorector war, und dieser also die Hauptperson bey dem Berichte zu spielen hatte, das war etwas, worüber ich mich nicht beruhigen konnte.

Ich kann freilich nicht sagen, wodurch ich den Hrn. Professor Eberhard beleidigt habe, oder was es seyn mag, warum er mir feind ist: doch versichert man mich hoch und theuer, daß er mich nicht leiden könne. Etwas von dieser Gesinnung schien Hr. Eberhard gegen mich schon zu hegen im Jahr 1783, als mein Baldrian Weitmaul sollte gedruckt werden: hernach aber soll er

bey mehrern Gelegenheiten deutlich gezeigt haben, daß er mich weit von Halle wegwünsche.

Ich kann Hrn. Eberhard diese Gesinnung schon lassen, mögte aber in der That wissen, woher er sie hat! In Kollision bin ich niemals mit ihm gekommen, und kann darein nicht kommen, da ich von der Philosophie überhaupt wenig, und von der Eberhardischen insbesondere noch weniger verstehe. Sind indeß alle Nachrichten wahr, die man mir über seine Gesinnung gegen mich anvertraut hat: so muß der Mann mich für sehr kurzsichtig gehalten haben, oder vielmehr für dumm: denn da eine schriftstellerische Angelegenheit es nöthig machte, daß ich bey ihm einsprach, machte er mir wirklich eine solche Aufnahme, wie man sie einem Manne macht, für den man einige Achtung zu hegen pflegt. Ich ließ mich freilich durch Höflichkeit nicht blenden, und dachte bey mir, daß die Natur es weise eingerichtet hat, daß man nicht jedem ins Innere sehen kann: denn sonst hätte unser Gespräch eine jämmerliche Wendung nehmen müssen.

Wie gesagt, ich erfuhr bald, aber nicht von Hrn. Eberhard — denn dieser ließ mich eine Sache nicht wissen, die mich doch so nahe anging — daß Hr. von Wöllner auch meinetwegen einen Bericht verlangte. — Vom Kronprinzen

empfohlen, hätte ich dieses nicht erwartet, und da ich Eberhards Gesinnung gegen mich kannte: so wollte ich weit lieber, daß er in meiner Sache gar nicht berichtete, als daß er mich dem Minister, als wer weiß, was für einen Menschen schilderte. Ich ging also zu ihm, und bat ihn sehr, dem Hrn. von Wöllner nichts weiter zu melden, als daß ich auf die nachgesuchte Anwartschaft Verzicht thäte, daß folglich meinetwegen kein Bericht weiter nöthig sey, u. dgl.

Hr. Eberhard versprach mir, nicht zu berichten, und ich beruhigte mich. Aber bald darauf hörte ich dennoch, daß er allerdings, und obendrein mit Beyziehung einiger Professoren, die er als meine Nichtpatronen kennen mogte, wirklich einen für mich äußerst nachtheiligen Bericht an den Hrn. von Wöllner geschickt habe. Die mir nicht abgeneigten Professoren, die Herren Nösselt, Gren, Niemeyer, Woltär, Wolf, und andere waren gar nicht gefragt, und ihnen die Anfoderung des Ministers gar nicht zugeschickt worden.

Einige Studenten, welche zu den Zusammenkünften der Vornehmern Zutritt hatten, und mit Personen umgingen, gegen die Herr Eberhard meinetwegen unverholen gesprochen hatte, erzählten mir alles wohlmeynend wieder. Ich theilte,

was ich hörte, Hrn. Bispink mit: dieser aber, der sich nicht vorstellen konnte, warum Hr. Eberhard mich zu drücken suchen sollte, da ihn gewiß kein Interesse dazu reizen könnte, der selbst Eberharden zweymal meinetwegen besucht und die vortheilhaftesten Aeußerungen über und für mich von ihm gehört haben wollte, widersprach mir immer, und nannte meine Relationen eine verhaßte und niedrige Studenten-Klatscherey. Ja, er hielt meine Besorgniß für ein täuschendes Gauckelspiel einer übertriebenen Selbst- und Eigenliebe; oder Eberhard müßte, wie er einst hinzufügte, in einer gewissen Art von höfischer Verstellungskunst ein abscheulich großer Meister seyn. Genug, ich mußte immer unrecht haben.

Aber so sehr ich Hn. Bispink liebe und achte, so wenig kann er mir es verargen, wenn ich ihn einer zu gutmüthigen und nachsichtigen Denkungsart zeihe, und seine Meynung durchaus verwerfe: daß man, zu seiner eignen Ruhe, sich die Menschen so lange als gut denken müsse, bis sie das Entgegengesezte unwidersprechlich zeigen. Ich dächte, seine vielfache, traurige Erfahrung hätte ihn vom Gegentheil längst überführen sollen. Doch ich habe ihm hierin nichts vorzuschreiben, und bin für mich noch immer der höchstwahrscheinlichen

Meynung, daß die Studenten und ich nicht ganz unrecht hatten.

Und irre ich hierin nicht: so hätte Hr. Eberhard, da ich zu der Zeit mehrmals bey ihm war, mir doch sagen können, was er dachte, oder er hätte sich wenigstens nicht so verstellen sollen. Denn was konnte ihn wohl vermögen, öffentlich gegen mich artig zu seyn, mir sogar sehr artige, und, wenn ich so sagen darf, freundschaftliche Briefe zu schreiben, und mich darin aufzufodern, daß ich mein Talent zum Beßten der Universität verwenden mögte, und doch hernach mich heimlich zu necken! Das mag loben, und gut heißen, wer da will: ich will lieber einen öffentlichen Feind haben, als einen heimlichen. Glaubt aber Hr. Eberhard, ich trete ihm zu nahe: wohlan, nur eine beglaubigte Abschrift von seinem Bericht an Wöllner; und ich widerrufe und werde sein Lobredner.

Endlich kam der hinkende Bote von Berlin, wie ich ihn selbst vorausgesehen hatte; und mein Gesuch war von Wöllnern völlig abgeschlagen!

Ich hatte Hn. Eberhard, nach seiner eignen Auffoderung, einen Zettel zu Lektionen zugeschickt, und wollte den Sommer hindurch, den Juvenalis, und den Lucanus erklären, und vortragen die Historie von Frankreich und Polen. Aber

jezt ließ ich meinen Namen aus dem Lektionskatalogus wegstreichen. Was die Philologie anbetrifft, so hatte ich da zwar von Hn. Professor Wolf nichts zu fürchten: denn dieser Mann übersieht ein so kleines Lichtgen, als ich bin, und kann es gar wohl leiden, daß ein Anderer auch ein paar Worte Latein oder Griechisch wisse; aber in den übrigen Fächern der philosophischen Facultät glauben gewisse Herren das Monopol zu haben. Die erbaulichen Debatten darüber, welche auf dem goldnen Löwen, in Rücksicht auf mich, geführt sind, weiß ich lange und verachte sie. Es war auch obendrein die Frage, ob ich Zuhörer und Beyfall würde gehabt haben, oder nicht; und da hat es mich auch weiter nicht gereut, vom Katheder weggeblieben zu seyn.

Mensch indeß bin und bleibe ich, und zwar ein sehr verwöhnter Mensch, mit sehr regem Blut und sehr raschen Nerven. Ich empfand es demnach innigst tief, daß alle meine Hoffnung auf einen Lohn in der Zukunft für alle überstandne Gefahren und Leiden so mit einem Male schändlich zernichtet war. Die ersten neun Wochen, die ich bey Hn. Bispink zubrachte, ehe mein Schicksal für die Zukunft entschieden war, lebte ich so ordentlich, nüchtern und vergnügt, daß selbst ein Eberhard es schwerlich besser gekonnt hätte. Des Morgens las

oder schrieb ich, und des Nachmittags hielt ich Unterrichtsstunden mit Studenten, und ging mit Hn. Bispink, zu unserer Erholung, nun und dann nach Reideburg, oder zu Hn. Bouvier in Lettin, oder sonst herum im Felde. An rauschende Vergnügung oder Gesellschaft dachte ich fast gar nicht mehr. Ich wäre bey dieser Lebensart sehr wahrscheinlich geblieben, wenn mir ein Posten zu Theil geworden wäre, der mich an mehr Convenienz gefesselt hätte.

Aber das alles war nach der Abweisung von Hn. Wöllner dahin! Ich wurde vor innerm Sturm und Drang unausstehlich-unruhig, wollte wieder in die weite Welt, vernachlässigte meine Stunden, schmiß meine Arbeiten hin, indem ich einsah, ich arbeitete in den Wind, und verlöre nur Mühe und Zeit. Hr. Bispink suchte mich auf alle mögliche Art zu beruhigen und zu trösten: er wollte einen edlen Stolz in mir anfachen, selbst durch mich, auch ohne Minister- und Professoren-Gunst zu bestehen, und dabey mehr Gutes zu wirken, als Mancher von ihnen, auch unbesoldet: kurz, seine Geduld und Mühe mit mir ging ins weite. Aber sie ward mir lästig: ich suchte allerhand Vorwand, mich ihm zu entziehen, und mir ganz nach meiner Art Luft zu schaffen. Ich that hieran sehr übel; ich habe Thränen darüber in Bis-

pinks Augen gesehen, und ich hätte ihm fluchen mögen. Er stand mir überall im Wege: ich wich ihm aus, ich mied ihn, und kam zuweilen des Nachts nicht nach Hause, auch wohl den Tag über nicht, und einmal in vier Tagen und Nächten nicht.

Hr. Bispink, um mich ohne Stöhrung der Uebrigen ins Haus zu lassen, war zweymal bis Nachts Zwey aufgeblieben, aber vergebens: ich kam nicht. Als ich kam, nahm er mich auf die Seite, sagte: „Aber, lieber Laukhard, wohin wird das führen? Ist das männlich? Ist das Menschwürdig? Ist es klug, eine erlittene Unbilde von Andern dadurch zu rächen, daß man eine noch größere an sich selbst begeht? Muß dieß und die Folge davon Ihren Gegnern nicht zur Beschönigung ihres Benehmens gegen Sie dienen? Ueberlegen Sie dieß, und Sie werden finden, daß Sie das Schwerd Ihrer Gegner immer mehr schärfen." — „Und was, fuhr er fort, that ich Ihnen zu Leide? Um von unserm Dienstmächen nicht zuviel zu fodern, lasse ich es um zehn Uhr zu Bette gehen, und bleibe selbst auf, um Sie, wenn Sie kommen, herein zu lassen: und Sie — Sie lassen mich halbe Nächte vergebens warten! Sollten Sie mich einer schonenden Rücksicht weniger werth halten, als ich mein Dienstmädchen?"

„Außerdem muß mich jeder, wer mich nicht näher kennt, für einen moralischen Indifferentisten halten. Wie Sie wissen, urtheilen die Menschen so gern nach allgemeinen Maaßstäben, ich meyne, nach Sprüchwörtern; und wie Sie es jezt treiben, da Sie bey mir logieren, wird man mich da nicht nach dem Sprüchworte: Gleich sucht sich, Gleich findt sich, für eben das halten, wofür Sie Sich zeigen? Werden aber Andere, die mich näher kennen, Sie nicht eines Undanks beschuldigen, und Sie eben darum jeder Niederträchtigkeit fähig halten? Schonung für Sie also ist auch Schonung für mich, und umgekehrt."

„Wir sind nicht die Einzigen in der Welt: innere und äußere Verhältnisse binden uns an Andere; und wer sich selbst nicht achtet, nicht gut ist, achtet Andere auch nicht, ist Andern auch nicht gut: und dann sind Verachtung und Mistrauen die Dornen, die uns auf unserm Lebenspfad überall ritzen. Als wahrer Freund von Ihnen, muß ich Sie demnach bitten, Sich in meine Haus- und Lebens-Ordnung zu fügen, oder Sich eine Wohnung bey Leuten aufzusuchen, die an Ihnen weiter kein Interesse finden, als — von Ihnen bezahlt zu werden." —

Hr. Bispink hatte recht: ich fühlte das, ich hätte vor seinen Augen versinken mögen, ich fühlte

mich Seiner und Meiner unwürdig, ich fühlte einen Drang zum Selbstmorde, ich verstummte, ich ergriff seine Hand, drückte sie und ihn mit weggewandtem Gesicht an meine Brust, entließ ihn plötzlich und wollte fort. Er mogte das Toben in mir merken, er ergriff mich, fragte: „Nun wohin denn so eilig? — In die Sale, oder eine Kugel durch den Kopf! — In die Sale? — Eine Kugel? — Und so feige könnte Laukhard seyn? Denken Sie denn nicht an den Spruch des Owenus:

Rebus in adversis facile est, contemnere vitam:
Fortius ille facit, qui miser esse potest?

Hem! ista virtus est, sagt Plautus in seiner Asinaria, quando usui est, qui malum fert fortiter. Nein, Laukhard, das war eine Aufwallung, die Sie nur näher zergliedern müssen, um einzusehen, daß der Entschluß das Mittel nicht ist, Sie von Ihren Leiden, Fesseln, und Feinden zu befreyen. Das Gespenst, wie Sie einmal von Sich selbst sagen, war sonst in Ihrer Seele, und ist es jezt wieder sehr arg: aber der Exorcismus, wodurch Sie, als vernünftiger Mensch, als Mann, Sich davon befreyen können, ist weder die Sale, noch eine Kugel: es ist die goldne Sentenz des Cicero, worin er sagt: Solus Sapiens liber est, und dann fragt und antwortet; Quid est libertas? Potestas

vivendi, ut velis. Quis igitur vivit, ut vult, nisi, qui recta sequitur, qui gaudet officio, cui vivendi via considerata atque provisa est. *) Sehen Sie, das ist der beßte Exorcismus für Sie!"

„Sie wissen, ich liebe die Sentenzen, denn ich habe ihre Kraft in meiner dreyjährigen Gefangenschaft gefühlt; und darum müssen Sie es übersehen, wenn ich den Spruch-reichen Mirabell nachmache. Ich meyne es gut damit, und hoffe Sie durch eben das aufzurichten, wodurch ich noch existire... Und was ich konnte, warum sollten Sie das nicht auch können, zumal, da Sie mehr Einsicht haben, als ich, und nicht, wie sonst ich, gefangen sitzen, es sey denn in der Folterkammer eines fracti animi et abjecti et arbitrio carentis suo, wie Cicero die moralische Sklaverey beschreibt. **) Ist aber dieses, dann denken Sie an das O toties servus, worüber ich Ihnen vor Ihrer Zurückkunft schrieb. Ich denke, wir besuchen unsern Bouvier, und sprechen unterwegs davon weiter."

Gesagt, gethan! Wir sprachen davon auf dem Hin- und Herwege weiter. Bispinks Festigkeit, Bispinks angemeßne Sentenzen, und noch mehr Bispinks väterliche Gesinnung gegen mich,

---

*) Parad. V. C. 1.

**) An dem eben angeführten Orte.

stimmten mich um, minderten die Verworrenheit und die Gewalt meines tobenden Innern, zerstreuten mich, machten mich leichter, und ich erröthete vor mir, und faßte den Entschluß, mich ihm ganz zu fügen. Wahrlich, hätte Hr. Bispink mich dießmal laufen lassen: ich wäre hin, oder aus einem Schwächling wäre ein Welt=durchirrender Bösewicht geworden. Aber — est res sacra miser, sagt er mit Seneka, und weiß, daß nur der Kranke des Arztes bedarf.

Was von Bispinks Seite für mich nützlich war, könnte es für manchen Andern von meiner Art gewiß auch seyn: aber es hätte mich zu weit geführt, wenn ich seine vielseitigen Briefe, Unterredungen und Warnungen an Ort und Stelle eben so hätte berühren wollen, wie die Unterredung vorher. Ich will ihm nicht vorgreifen, und überlasse ihm dieß für seine eigene Geschichte. Alsdann wird er wohl auch die Belege von und zu dem anführen, was ich nur summarisch erzählt habe. Die Briefe vom Kronprinzen, von Wöllner, Eberhard und andern liegen, nebst seiner und meiner Correspondenz, bey den Materialien zu seiner Biographie.

Man sieht, ich schone mich nirgend, zumal da nicht, wo es auf Schonung Anderer ankömmt. Ich weiß, was ich Hn. Bispink schuldig bin:

ich weiß, was er mir gewesen ist, und noch ist. Das wissen nicht Viele, und darum könnten ihn die, welche ihn nicht näher kennen, gerade meinetwegen verkennen. Um diesem vorzubeugen, hielt ich es für Pflicht, ihn und seine Art, mich zu behandeln, in einer Scene aufzustellen, die ich nie vergessen werde. Ich wiederhole es:

Unica fortunis ara reperta meis!

Was Hr. Bispink für mein Inneres that, that Madame Bispink für mein Aeußeres. Diese brave Frau hat ganz das Geschicke, jemanden auf eine feine, meist recht witzige Art, auf das aufmerksam zu machen, was einem sonst entgeht, wenn's gleich nahe vor den Füßen liegt. Sie hat Hn. Bispink und mich durch ihre unerwarteten Bemerkungen, und durch ihre eigne naive Art dabey, oft über Tisch lachen gemacht. Hatten wir ausgelacht, so fügte sie hinzu: „Nun, Kinder, nun habt ihr ausgelacht: aber nun seyd auch hübsch artig, und macht nicht, daß ich euch noch einmal lachen machen muß: sonst versalzt sich unsere Mahlzeit.“ — Ich merkte, was das gesagt war, und war auf meiner Hut forthin mehr, sowohl in Rücksicht auf meine Kleidung, als in Rücksicht auf meinen alten studentischen Schnurren-Ton.

Die guten Leute meynten es in jeder Rücksicht recht brav mit mir: aber ich sah ein, daß ihre Wohnung durch mich beschränkt war. Dieß und die Furcht, daß mein Vorsatz, mich Hn. Bispink ganz zu fügen, dennoch schwanken, und ich über kurz oder lang wieder dahin kommen könnte, ihn vergebens auf mich warten zu lassen, bestimmten mich, ihn zu bitten, daß er mir erlauben mögte, bey meinem ehemaligen Wirthe, dem jezt sehr mäßig pensionirten Feldwebel Gruneberg, wieder einzuziehen. Hr. Bispink gab meiner Bitte endlich nach, und ich zog wieder ein zu meinen alten Grunebergs. Diese Leute bedienten mich, so gut sie konnten; und da ich sie und ihre Art längst kannte, wie sie die meine: so kam ich mit ihnen ziemlich gut zurechte.

Den Mittags- und Abends-Tisch behielt ich indeß bey Hn. Bispink noch bis in den Sommer 1796, und ich sah mich ebenfalls genöthigt, ihn damals auch aufzugeben. Oft überhörte ich die Glocke, oder ich war bey meinen Scholaren in einer Arbeit, die sich nicht abbrechen oder verschieben ließ; und dieß machte, daß die guten Bispinks mit dem Eßen auf mich oft vergeblich warteten. Ich konnte das unmöglich länger zugeben, und nahm meinen Tisch, mit Hn. Bispinks Gutheißen, bey dem Speisewirthe, Hn. Mörtsch,

besuche aber Hn. Bispink noch immer nach wie vor, je nachdem seine und meine Muße und unser gegenseitiges Unterhaltungs=Bedürfniß es zuläßt oder heischet, zumal jezt, im Sommer 1797, wo er aus Vorsorge für seine Gesundheit und ungestöhrteres Arbeiten sich in Giebichenstein aufhält.

Ein und sechsigstes Kapitel.

Noch von meinem Taumel, und von dessen Folgen.

So gut ich mit Gruneberg s zurechte kam, so wenig kam ich zu der Zeit mit mir zurechte, auch troz meinen beßten Vorsätzen. Es kochte und tobte in mir noch immer nach, und sprudelte mich oft zu Boden. Eine wichtigere Beleidigung konnte mir auch nie zugefügt werden, als die ist, deren ich vorhin erwähnt habe. Ich wußte, was und wieviel in Frankreich ich gewagt und gelitten hatte: der Kronprinz war nach meiner Zurückkunft noch brav gegen mich gesinnt: hierauf hatte ich längst gebauet, und meine Lebens=Rechnung für die Zukunft darauf angelegt; und nun kommen Andere und streichen mir diese meine Rechnung durch! — Das brannte meine Seele an; und dieses wunde Fleckchen wurde aufgekrazt, so oft ich von Stu=

denten und Andern hören mußte, wer Schuld daran seyn sollte. Dieß aufgeregte Schmerzgefühl trieb mich jedesmal von neuem unstät umher. Schon der Anblick irgend eines Soldaten, eines Studenten oder Professors versenkte mich in tiefen Kummer, und machte mich gleichgültig gegen Alles.

Hr. Bispink verschaffte mir Gelegenheit, dann und wann in Gesellschaft von Honoratioren mitzukommen, um, wie er sagte, mich allmälig an einen liberalen Umgang mit Menschen zu gewöhnen, deren Unterhaltung eben so sehr belehre, als ergötze. Ich habe aber, wie man weiß, die Assambleen der Honoratioren nie gesucht, weil ich für sie nicht passe und mich überhaupt allemal schenirt finde, wenn ich bey Leuten bin, die vornehmer sind, als ich, das heißt, welche besser gekleidet sind, mehr Geld, mehr Einsicht oder mehr Werth haben, als ich. Alsdann fühlt man seinen Abstand schmerzhaft, zumal, wenn man ihn selbst verschuldet hat, und sich zu sehr verwöhnt findet, als daß man sich zu ihnen wieder heranheben, oder wenigstens wieder nähern könne. Das Bewußtseyn davon macht im Innern verlegen, und im Aeußern linkisch. Mein damaliger Zustand spannte mich auch zu sehr, als daß ich für die sanftern Vergnügungen hätte empfänglich seyn können.

Ich ging also lieber, so für mich, auf den Mail, auf den Grünen-Hof, auf die Loge*), auf den Keller, oder sonst wohin, wo ich mehr mein eigner Herr war, auch weniger abstach, und wo ich mich unschenirt zerstreuen konnte, so nach meiner Art. Eine Kompagnie von Schustern, Schneidern, Bäckern, Soldaten und Solchen unterhält meinen Geist, nach seiner einmal genommenen Richtung, wirklich oft mehr, als manche andere, wo es vornehm hergeht. Ueberhaupt ist es — in meinen Augen — ein schnurriges Ding um Reputation und Extraktion. Doch — ein Schnurriger findet freilich alles schnurrig! —

Diese Erholungsörter hatten aber damals für mich auch ihr Schlimmes. Alte Kameraden und Scheinfreunde, welche meine Schwäche und meine Geringschätzung des Geldes kannten, schmiegten sich hier wieder an mich an — vorher hatte es Hr. Bispink gehindert — und führten mich, sobald sie Geld bey mir vermutheten, unvermerkt bald hiehin, bald dahin, bald auch in allerhand gemeine Schenken, und zehrten auf meine Rechnung. Ich müßte mich zerstreuen, riethen sie, und wir tranken, und ich sank immer tiefer. Es galt

*) Der Mail, der Grüne-Hof, und die Loge sind frequente Zerstreuungsörter für die Hallischen Bürger, in der Nähe von Halle.

mir endlich gleichviel, ob ich die Nacht auf einem Eck=
steine an der Straße, oder auf der Pritsche der
Hauptwache, oder in einer gemeinen Schenke,
oder in der Stube eines interessirten Theilnehmers,
oder in meiner, oder sonst anderswo vertaumelte.
Ich wollte oft austoben, und gerieth in Händel,
und ward das Gespräch der Müßigen und Scha=
denfrohen, oder das Gespötte der Kinder. Klei=
dungsstücke, Wäsche und Bücher achtete ich damals
eben so wenig, als Geld und mich. Man konnte
mir alles abschwatzen oder nehmen, ja, man hätte
Anstalt machen können, mich zu tödten, und ich
blieb unbekümmert. Wer kann das Seine achten,
wenn er aufhört, Sich zu achten! — Wenn ich
von Hn. Bispink eine Zeitlang wegblieb aus
Rüge meines Bewußtseyns, so entschuldigte ich
mich wahr und unwahr. Kurz, mein Vorsatz,
mich ihm zu fügen, war vor Schmerz und Be=
täubung längst und arg dahin.

Hr. Bispink aufmerksam gemacht durch al=
lerhand Gerüchte und durch mein stätes Hin= und
Herwanken, ob ich in Halle weiter bleiben, oder
es verlassen sollte, merkte meine Krankheit näher,
und ließ es an Warnung, Trost oder Lauge nicht
fehlen, je nachdem ich es verdiente, oder er mich
empfänglich fand. Aber was halfs! Nur die
Zeit konnte meinen Schmerz lindern und mich über

das zum Herrn machen, wozu das anhaltende Zucken des Schmerzes und mein zähes Gedächtniß mich verwöhnten Schwächling trieb oder leiten ließ.

Hr. Bispink, der alles versuchte, wovon er Linderung für mich hoffte, rieth mir, von meiner Seite nicht etwas zu versäumen, worüber ich mir dereinst einen Vorwurf machen könnte, und mich von neuem an den Kronprinz zu wenden. Der Kronprinz, sagte er, sey ein Mann von Ehre, der also das halten werde, was er versprochen hätte. Seine Bereitwilligkeit dazu habe er gezeigt. Die ganze Armee wisse von der Bedingung meiner Sendung. Wollte man diese unerfüllt lassen: wer in der Zukunft würde es übernehmen, sich, wie ich gethan hätte, für Preußens Interesse hinzugeben, sogar mit Lebensgefahr. Schon um des guten Beyspiels willen, fodere es das Interesse des Kronprinzen, sich mir nicht zu entziehen.

Ich fand dieß wahrscheinlich, und wendete mich von neuem an den Kronprinz; aber auch ohne Erfolg. Der vortreffliche Prinz ließ mir zur Antwort schreiben, daß er für die Invaliden seines Regiments jezt noch zu sehr zu sorgen habe, als daß er für mich vor der Hand etwas weiter thun könnte. — Ich fand dieß begreiflich, und beruhigte mich, so

gut ich konnte, durch einen Schimmer von Hoffnung auf die Zukunft.

Da ich es den Winter 1796 so trieb, wie ich es beschrieben habe, so lassen sich die Folgen davon berechnen. Es geht, wie mans treibt — ist eine Wahrheit der Natur, und ich fühlte sie endlich derbe. Ich fiel immer tiefer, nicht nur in den Augen Anderer, sondern auch in Rücksicht auf meine Gesundheit. Ueber Verachtung war ich merklich hinaus, aber ein Fieber ward mein Meister. Was meine Seele nicht konnte, bewirkte mein Körper: er schüttelte mich bis zum Besinnen, und ich besann mich. Anfänglich ließ ich die Anfälle des Fiebers aus der Acht, und rechnete auf den Tod. Ich hatte mich verloren: was konnte ich weiter zu verlieren fürchten! Endlich half der Balsam der Freundschaft: ich gab den Vorstellungen meiner Freunde nach, und selbst ein Freund heilte mich, der geschickte und brave Chirurgus Lehn.

Die Wunde auf meiner Brust achtete ich vorher aus Mismuth eben so wenig, als mein Leben. Sie ward immer ärger, und ich lief Gefahr, daß sie fistulös werden mögte. Jeder, den ich zu Rathe zog, sprach von Aufschneiden u. dgl. Dieß schreckte mich ab, und ich ließ Wunde Wunde seyn. Endlich fand sich ein altes Weib, welches mich durch eine Salbe und eine Injektion in Zeit von

einem Monate so glücklich heilte, daß ich seit jener Zeit auch nicht die geringste Unbequemlichkeit verspühre. Eben diese Frau hat mit eben der Salbe Brustschäden an Säugenden geheilt, wo der Arzt auch zum Schneiden hatte schreiten wollen. Beyspiele von der Art fallen auf, und es gereicht der systematisch=methodischen Medicin und Chirurgie eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn ein altes Weib mit einer Kleinigkeit Schäden zuheilt, welche geschickte Aerzte ungeheilt lassen müssen, sobald man sich ihr Messer verbittet.

Ehe meine Aussicht in die Zukunft, von Berlin aus, ganz abgeschnitten war, kam mir der Gedanke an, mich zu verehlichen. Ich miethete mir schon eine Stube, die dann geräumiger gewesen wäre, als die bey Gruneberg s. Die Stube behielt ich nachher, aber aus dem Verehlichen ward nichts, und dieß aus gutem Grunde. Vorgearbeitet und gesammelt hatte ich gar nicht, und Fleisch ohne Brod, sagt Hr. Bispink, erregt Ueberdruß. Woher dann auch noch Haus= und Küchengeräthe, und was zur Oekonomie weiter gehört! Damals reichte mein Verdientes nicht einmal für mich zu: es war also das Klügste, die Ehegedanken aufzugeben oder zu verschieben.

Zwey und sechsigstes Kapitel.

Meine Beschäftigung zu Halle.

Noch in der Wohnung des Hrn. Bispink, verfertigte ich die vorher erwähnte kleine Schrift über die Reichsarmee. Nach dieser fing ich die Fortsetzung meiner Biographie an, welche nun — dem Himmel sey Dank! — zu Ende geht, und nach aller Wahrscheinlichkeit eine ziemliche Zeit ruhen wird, vielleicht auf immer.

Ich gab auch gleich nach meiner Ankunft zu Halle mehrere Stunden, und ich kann es den hallischen Herren Studenten nachrühmen, daß sie sich meines Unterrichts ganz liberal bedient haben, und noch bedienen. Ich bin zwar nicht gelehrt, und hasse nichts mehr, als das gelehrte Air gewisser Unterrichter, deren Armseligkeit an Kenntnissen doch aller Orten herausgukt: aber ich besitze manche Fragmente von Litteratur und von Sprachen, welche manchem jungen Manne nützlich werden können; und so glaube ich immer, auf einer litterärischen Fabrike, nicht ganz umsonst existiren zu können. Die Herren scheinen dieses

selbst zu fühlen, da sie mich schon recht angelegentlich ersucht haben, ihnen über dieses und jenes Stück der Litteratur Vorlesungen zu halten, welches ich aber bisher noch nicht wagen wollte, aus Furcht — vor den Juden.

Bey meinem Unterrichte bediene ich mich durchaus einer andern Methode, als die ist, welche die sonstigen Sprachmeister befolgen: ich gebe bey jeder Construction den grammatischen Constructions-Grund an und halte dieß für das Hauptwerk jedes Sprachunterrichts. Ich unterlasse das sogar nicht, wenn ich lateinische Autoren mit Studenten lese. Ich weiß, wie sehr viel darauf ankömmt, die Grammatik recht zu wissen, ja, ich fühle, wie viel mir selbst in diesem Stücke für alle Sprachen noch fehlt, welche ich je gelernt habe. Uebrigens lasse ich allen andern Herren, die sich mit der Sprachmeisterey abgeben, ihren Werth, und habe auch noch mit keinem von ihnen eine Fehde gehabt, als mit dem Französischen Ex-Benediktiner Le Fevre, der zu Halle auch französisch lehrt.

Dieser Mensch mögte gehört haben, daß ich eben nicht gut von den Emigranten überhaupt und von den emigrirten französischen Pfaffen im besondern noch ärger dächte. Auch hatte ich ihn einigemal bey einem Studenten gesprochen, und ihm, so nach

meiner Art, meine Gedanken über die französische Republik und über Sa Majesté Postiche, Louis XVIII' soi-disant roi de France et de Navarre, résidant à Blankenbourg et vivant d'aumones gesagt, worüber natürlich ein Pfaffe, der alle Tage Messe ließt, ergrimmen mußte. Da er sich nun an meinen deutschen Büchern nicht rächen konnte, auch vor Mangel an jeder litterärischen Kenntniß außer Stande war, sich in einen gelehrten Streit mit mir einzulassen: so warf er sich über meine Anleitung zur Uebung in der französischen Sprache, und beschmierte das Exemplar eines seiner Schüler mit Anmerkungen gewaltig. In einer derselben nannte er mich einen Affen des Rousseau, und in einer andern sagte er: ich habe mein Evangelium von Voltaire gelernt u. d. gl. Aber keine einzige seiner Bemerkungen betraf die Sachen, die ich vorgetragen, oder die Ausdrücke, womit ich sie vorgetragen hatte, — wahrscheinlich, weil der äußerst unwissende Mensch beydes nicht versteht.

Diese Noten sah ich von ohngefähr, und stellte den Le Fevre darüber zur Rede, der sich dann entschuldigte, wie ein Mensch sich entschuldigt, der von seinen Sünden überzeugt ist. Nachher hat er das Buch, worein er die Noten geschrieben hatte, aller Noten mit der Scheere beraubt, damit sie

ferner nicht mehr gegen ihn und seinen katholisch-dummen Pfaffen-Dünkel zeugen mögten.

Obgleich aber Le Fevre ein Mönch ist, der alle Tage sein Brevier betet und alle Tage Messe ließt, ja, der gar ein Atheist werden will, wenn der liebe Gott die Frevler in Frankreich nicht bald bestraft: so versteht er doch das Zotenreißen aus dem Grunde, und alle die, welche mit ihm umgehen, können seine tiefen Kenntnisse in diesem Stücke nicht genug bewundern. Er würde wirklich der Zotologischen Fakultät zu Gießen, im Jahre 1777, Ehre gemacht haben. Es ist nur Schade, daß selbst die Studenten diese schöne Kunst, eine Sprache zu führen, die die Schweine führen würden, wenn sie reden könnten, nicht mehr haben wollen, und diejenigen verachten, die durch ein ewiges Geschwätz von unanständigen Dingen zu erkennen geben, daß sie keine andere, als schmutzige Bilder, in ihrer Einbildungskraft herum führen.

Billig sollte Hr. Pater Le Fevre aus einem Tournely, Collet, Antoine und andern bessern Moralisten seiner Kirche wissen, was das Gelübde der Keuschheit von ihm, als einem Benedictiner-Professen, fodre, und daß die Pflicht jedes braven Mannes ohnehin es mit sich bringe, das sogenannte Scandalum activum überall und immer zu verhüten, vorzüglich in Dingen, die das

rege Blut unerfahrner junger Leute so leicht auf=wallen und durch erregte Vorstellungen sie nolens volens oft zum Verderben reizen. Richtet er sich hienach, und bemühet er sich um mehr Sachkenntniß und Methode, als man sie in den Klöstern im Durchschnitt antrifft: so kann er gewiß auf weit mehr Sprach=Schüler rechnen, als jezt, da er in der irrigen Meynung aller katholischen Priester steht: die beßte Lockspeise zu recht vielen Scholaren auf einer protestantischen Universität sey, die protestantische Jugend so zu behandeln, wie die meisten katholischen Polemiker sie nach Luthern schildern, der bloß darum die Reformation angefangen haben soll, um ohne Kutte und Mönchsgelübde sich in den Sümpfen der niedern Sinnenlust ungehindert wälzen zu können. Pfaffen, die das glauben und behaupten können, zeigen eben dadurch, wohin ihre Phantasie und ihr Herz im Stillen sich neige: denn nach dem gewöhnlichen Sprüchworte sucht man keinen hinter'm Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gesessen ist.

Hr. Pater Le Fevre nimmt es sich ebenfalls heraus, in Halle den Inquisitor im Kleinen zu spielen, und die von seinen mitemigrirten Glaubensgenossen, die lieber ihren Mitmenschen dienen, als bey der hochheiligen Messe ihre Zeit unheilig verschwenden, darüber in die Lehre zu neh=

men. Wie weit der Mann in der Erkenntniß der wahren, ächten Religion noch zurück ist! Doch, wenn sein päpstelnder Kirchen-Eifer ihn so hildebrandisch anregt für Andere: so muß es jeden Unbefangnen billig befremden, daß er ihn nicht auch für ihn selbst anregt. In Preußen giebt es bekanntlich mehrere Benediktinerklöster, selbst nicht weit von Halle, oder bey Halberstadt. Diese Klöster müssen ihre Zöglinge aus andern katholischen Ländern gleichsam erschleichen; und Hr. Pater Le Fevre würde, als ein schon zugestuzter, formeller Mönch, auch ohne Heller und Pfennig, gleich jedem andern erschlichnen oder erheuchelten Kandidaten, sehr willkommen seyn: und doch bleibt Hr. Pater Le Fevre zu Halle — in der lieben Freyheit! — Es ist doch immer wahr, daß eben diejenigen, welche Andern unerträgliche Lasten aufbürden, sie gewöhnlich nicht einmal gern mit einem Finger berühren! —

Der vollständige Titel der vorhin erwähnten Schrift heißt: „Anleitung zur Uebung in der „französischen Sprache, nach einem abgekürzten „allgemeinen Umfange alles Wissenswürdigen be„arbeitet, und mit einem Wortregister herausge„geben von F. C. Laukhard.“ Sie erschien dieß Jahr zu Leipzig bey Hn. G. Fleischer, und kostet 1 Rthlr. Ich bearbeitete sie als einen

Leitfaden für meine Schüler in Zwischenstunden, und kann diejenigen von meinen Lesern, welche Freunde alles Wissenswürdigen und der Französischen Sprache sind, nicht besser in den Stand setzen, den Innhalt, die Form und den Zweck dieser Anleitung gehörig zu schätzen, als durch die Winke dazu in der Vorrede zu diesem Werkchen.

„Ich habe, heißt es hier, seitdem ich mich mit dem Unterrichte in der französischen Sprache abgebe, — und das ist schon über vierzehn Jahre her — immer bemerkt, daß die Fortschritte der Lehrlinge allemal von der Methode des Lehrers abhängen, und daß das Buch, welches bey den Anfängern zum Grunde gleegt wird, auf diese Fortschritte großen Einfluß hat. Ich lasse jedem Buche dieser Art sein Verdienst, und weiß, daß einige, z. B. das Lesebuch des Hn. Gedicke, die Anthologie des Hn. Emmert, und andere ihres Gleichen brauchbare Aufsätze enthalten, muß aber dennoch gestehen, daß ich kein Buch kenne, welches mir zu einem vollständigen Currikel des Französischen Sprach- Unterrichts hinlänglich geschienen hätte. Um diesem Mangel abzuhelfen — habe ich von allen Dingen, welche die gemeinnützigen, reellen Kenntnisse der Menschen ausmachen,

das Nöthigste und Gemeinste aus den besten Büchern planmäßig gesammelt und mit richtigen nnd eigentlichen Wörtern und Redensarten vorgetragen. — Folglich findet man hier das Vornehmste und Bekannteste aus der Astronomie, aus der physikalischen und politischen Geographie, aus der Naturgeschichte der Pflanzen und der Thiere, aus der ganzen Anthropologie, wie auch aus allen Theilen der Wissenschaften. Ich denke, je gemeinnütziger, zusammenhängender, und interessanter der Gegenstand ist, an dem man seine Kräfte übet, desto ergiebiger ist der Gewinn daraus. Gilt dieß überall, so gilt es bey dem Sprachstudium für junge Leute vorzüglich: und darum bemühte ich mich ihnen ein Werkchen zu liefern, worinn das Interesse des Bezeichneten oder der Sache das Interesse des Zeichens oder der Sprache belebe.

Daß bey dieser Anlage eine überaus große Menge Sachen, Wörter und Redensarten vorkommen müsse, sowohl für die Schule als für das gemeine Leben, und daß eben dadurch mein Buch geschickt wird, den Verstand und das Gedächtniß des Lehrlings mit Sach- und Sprachkenntniß unvermerkt zu bereichern, ist außer allem Zweifel. Ich glaube, auf diese Weise den hauptsächlichsten Vorrath des

menschlichen Wissens und der französischen Sprache in dieser Kürze vorgelegt, und eben darum keine unnütze Arbeit unternommen zu haben. —

Daß der Lehrer, welcher mein Buch zum Grunde seines Unterrichts legen will, die abgehandelten Materien, wenigstens historisch, selbst verstehen müsse, darüber ist gar keine Frage. Er braucht freilich kein ausgemachter Astronom, Physiker, Historiker u. s. w. zu seyn; — das bin ich selbst nicht — aber er muß doch das Hauptsächlichste aus der Astronomie, Geographie, Naturgeschichte u. s. w. wissen; und wer das nicht weiß, ist ein Ignorant, der auch nicht einmal ein französischer Lehrmeister seyn kann. Denn es ist nicht genug, daß man etwan das Vornehmste, oder vielmehr das Gröbste aus der Grammatik mechanisch wisse, und dann ein wenig von Wind und Wetter plaudern könne, um sofort Sprachmeister mit Recht zu seyn. Es darf nichts vorkommen in einem Lesebuche, was der Lehrer seinen Zöglingen nicht vollkommen deutlich machen könne: denn die Deutlichkeit machet erst, daß man das Vorgetragene — durch Hülfe der eingesehenen übereinstimmenden oder nicht übereinstimmenden Merkmale, Begriffe und Urtheile — systematisch behalte; und was man auf diese Art nicht deutlich einsieht oder nicht versteht, das faßt das Gedächt-

niß nur mühsam, nur vereinzelt, und vergißt es um so eher.

Wir sprechen, wie wir denken und empfinden: wer also Sprachmeister seyn will, muß, außer den besondern Sprachformeln, auch die allgemeinen Denk- und Empfindungsformeln kennen, folglich in der Logik und Psychologie zu Hause seyn. Dieß ist nothwendig, um sich logisch- und grammatikalisch- richtig auszudrücken. Um sich aber ohne dieß auch nützlich und mit Interesse auszudrücken, und dadurch seinen Zöglingen das Erlernen und das Angewöhnen eben jenes Ausdrucks in dieser oder jener Sprache zu erleichtern, muß es ihm nie an Stoff fehlen, ihre Aufmerksamkeit angenehm und ohne Ermüden zu fesseln und zu unterhalten. Was hieraus weiter folge, weiß jeder Leser von Consequenz. *)

Ich weiß zwar recht gut, daß viele Sprachmeister in diesen Erfordernissen, wie in allen Kenntnissen, erbärmlich weit zurück sind: allein da doch noch mancher Sprachmeister und Hauslehrer — von öffentlichen Schullehrern setze ich das mit Recht ohne Unterschied voraus — gute allge-

*) Sachverständige Studenten haben hier einen Maaßstab, wornach sie die Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit ihrer Herren Sprachmeister messen können.

meine Kenntnisse des menschlichen Wissens besitzen wird, so glaube ich, daß mein Werkchen sich gerade dadurch bey ihnen empfehlen muß, daß es eine Art von kleiner Encyklopädie ist, und daß man es folglich zugleich als ein Mittel benutzen kann, entweder seine Zöglinge auf die darin vorkommenden Kenntnisse vorzubereiten, oder sie mit ihnen in einem summarischen Zusammenhange zu wiederholen. Dadurch gewinnt man an Sach- und Sprachkenntniß zugleich.

Von dem Schüler, welcher nach dieser Anleitung in der französischen Sprache geübt werden soll, fodere ich blos, daß er die Grundsätze der Grammatik genau inne habe, d. i. daß er wisse zu dekliniren und zu konjugiren, in und außer der Reihe, nach allen Veränderungen, und ohne sich zu besinnen. Daß es hieran sehr Vielen oft mangele, und dieß gerade aus Mangel an Uebung darin, lehrt die leidige Erfahrung. Hat aber ein Lehrer das Seine redlich geleistet, und durch fleißiges Ueben in allen möglichen Veränderungen der Hauptwörter, Beywörter, Fürwörter und Zeitwörter die Zunge seines Schülers an eine richtige Aussprache, und dessen Verstand an eine schnelle und richtige Veränderung der vorgelegten Redensarten gewöhnt, — wozu die Vorrede die Anweisung enthält, in einer

Stufenfolge vom Einzelnen zum Zusammengesezten, vom Leichtern zum Schwerern — alsdann wird er meine Schrift gewiß mit sehr vielem Nutzen brauchen können. —

Freilich wird meine vorgeschriebene Methode manchem bequemen Herrn Sprachmeister schwer und mühsam vorkommen: denn es ist allemal leichter, aus der Grammatik oder aus einem Lesebuche ein Gespräch oder ein Anekdötchen zu übersetzen, und es bey dem Uebersetzen bewenden zu lassen, als auf die von mir angegebne Art das Studium der französischen Sprache und der nützlichen Kenntnisse zugleich zu erleichtern und zu fördern. Aber es kömmt hier nicht auf die Bequemlichkeit der Herren Sprachmeister an, sondern auf den Nutzen der lernenden Jugend. Rechtschaffne, getreue Lehrer und Sprachmeister bescheiden sich dessen selbst sehr gern, und werden mir es Dank wissen, daß ich ihnen Gelegenheit gebe, einer ganz unfehlbar nützlichen und dem Bedürfniß unsers Denkvermögens und dessen Entwickelung natürlich entsprechenden Methode zu folgen. —

Das Werkchen ist nicht sehr groß, und kann — auch mit langsamen Köpfen — binnen Jahresfrist ganz bequem durchgangen werden; und so wäre man im Stande, nach meiner Anleitung in einem Jahre die ganze französische Sprache zu

erkennen, so daß man sich über alles in der Welt Vorkommende hinlänglich auszudrücken vermögend werde: und nach welchem ähnlichen Buche hat dieß bis jezt geschehen können? Ueberdieß lernt der Eleve hier nicht blos Sprache: er lernt in jedem Pensum auch etwas nützliches und allgemein brauchbares. Es werden hier keine zweydeutigen Anekdoten ausgekramt, keine abgerißnen Bruchstücke aufgestellt, die den Flattergeist der Jugend noch mehr zum Flattern verwöhnen; es wird keine fade Moral oder Ascetik geprediget — nein, es werden lauter Sachen vorgetragen, welche in der Natur, in dem Menschen und in seinen Verhältnissen wirklich, folglich wahr und gut enthalten sind, und dieß in einem planmäßigen Zusammenhange, so daß jeder Lehrer, welcher in der Sokratischen Hebammenkunst kein Fremdling ist, hier den Weg geebnet findet, die guten Eigenschaften des Objektiven zum subjektiven Eigenthume seiner Zöglinge bald und mit Interesse umzuschaffen. — Wenigstens sieht hier jeder, was in der Welt zu wissen nothwendig, nützlich und gut ist: die Elemente für das Studium seiner Lebenszeit sind vorgezeichnet; und wer hierin bewandert ist, er sey Mann oder Weib, Jüngling oder Mädchen, wird gewiß selten in die Verlegenheit gerathen, einzeln oder in Gesellschaft, auf dem Felde oder zu

Hause Langeweile zu fühlen, oder von Dingen sprechen zu hören, von denen er nichts wisse, und dann auch nicht verleitet werden, sich durch das elende Behelf aller Kurzsichtigen oder Verächtlichen schadlos zu halten — durch Wetter-Diskurse oder durch hämisches Bekritteln Anderer. —

Was den Styl betrifft, so glaube ich, daß er so ist, wie er für Anfänger seyn muß, plan und deutlich, ohne Schmuck und ohne Blumen, doch aber nicht pöbelhaft oder unanständig. Alle Wörter, deren ich mich bedient habe, sind ächt französisch; aber unanständige Redensarten, deren man in den Grammatiken und anderwärts so viele findet, sind durchaus verbannt worden. Meine Eleven sollen französisch sprechen und schreiben lernen, aber nicht französisch fluchen, oder auf französisch Zoten reißen. Was in jeder Sprache unanständig ist, meidet der Gesittete in jeder besondern.

Um dem Lehrer Gelegenheit zu schaffen, seinen Schüler auf alle Regeln und deren Ausnahmen, nach Grammatik und Syntax, merken zu machen, so habe ich immer darauf gesehen, sie nach der möglichsten Anwendung durch alle Construktionsformeln anzubringen, und bitte den Lehrer, die bessern von den gemeinen — jedesmal sorgfältig unterscheiden zu wollen. Wer nachher zur e d-

lern Bildung des Styls schreiten will, dem stehen die bessern französischen Klassiker zu Muster — Florian, Mably, Voltaire, Rousseau, Diderot, Marmontel, Mercier und andere." —

Der nähere Entwurf dieser Anleitung ist folgender: I. Kap. Einleitung. 1 §. Von der Welt überhaupt. 2 §. Von dem Urheber der Welt, oder von Gott. II. Kap. Vom gestirnten Himmel. 1 §. Von den Himmelskörpern überhaupt. 2 §. Benennung der Himmelskörper. 3 §. Erklärung der astronomischen Kunstwörter. 4 §. Von der Sonne. 5 §. Von dem Monde. 6 §. Von den Planetensystemen. 7 §. Von der Zeit und deren Maaße. III. Kap. Von unserer Erde. Erster Abschnitt: Von der natürlichen Erdbeschreibung. 1 §. Von dem Dunstkreise der Erde. 2 §. Von den Lufterscheinungen. 3 §. Von der Oberfläche der Erde. 4 §. Von den Mineralien. 5 §. Von dem Wasser. 6 §. Von den irdischen Elementen. Zweyter Abschnitt: Von der politischen Erdbeschreibung. 1 §. Vom Paniglobium. 2 §. Von Europa. 3 §. Von Asien. 4 §. Von Afrika. 5 §. Von Amerika. 6 §. Von den Inseln und Austral-Ländern. 7 §. Politische Beschreibung von Europa. 8 §. Fortsetzung. 9 §. Von den europäischen Religionen. 10 §. Von Deutschland u. s. w.

Auf eben diese Art handelt die Anleitung im IV. Kap. von den Pflanzen überhaupt, und von den Bäumen insbesondere; von der Gärtnerey, von den Blumen, von den Küchengewächsen, von dem Feldbau, von dem Obste, von den Wäldern; dann im V. Kap. von den Thieren, von dem Gewürme, von den Insekten, von den Amphibien, von den Fischen, von den Vögeln, von den Saugthieren; ferner im VI. Kap. von dem Menschen, nach dem Aeußern und Innern, von dem verschiednen Alter des Menschen, und dessen Stufen und Beschaffenheit; von der Seele des Menschen, deren Vermögen und Unsterblichkeit; von der Nahrung, Kleidung und Wohnung des Menschen; von dem Hausgeräthe, von den Vergnügungen, von der häuslichen Gesellschaft, vom Ehestande, von dem Gesinde; von der bürgerlichen Gesellschaft, vom Handel und Gewerbe, vom Kriegswesen, von den vornehmsten Künsten und Handwerken; von den Wissenschaften, von der Religion, vom Aberglauben u. s. w.

Diese abgekürzte Uebersicht eröffne ich hier darum, damit man sehe, daß mein Werkchen alles Wissenswürdige wirklich umfaßt, und daß es folglich keine Prahlerey sey, wenn der Titel desselben das angiebt. Dann mögte ich auch jeden

Sprach-Lehrer und Lehrling in den Stand setzen, zum voraus selbst zu entscheiden: ob er diese meine Anleitung für sich gut finde oder nicht, und im lezteren Falle ihn vor einer unnöthigen Ausgabe sichern. Ich meyne dieß in Rücksicht auf die von meinen Lesern, welche die gelehrten Zeitungen nicht lesen, und denen also die Empfehlung dieser Anleitung von daher unbekannt geblieben ist; oder wenn sie dieselben lesen, doch aus vielfacher Erfahrung gelernt haben, lieber mit eignen Augen zuzusehen, was an einem Buche, dessen man bedarf, ist, als es geradezu auf die Empfehlung eines Recensenten anzuschaffen, und nachher sein Geld zu bedauren.

Ich habe oben gesagt, eine schriftstellerische Angelegenheit habe mir es nöthig gemacht, bey Hn. Eberhard einzusprechen. Die Bearbeitung eben dieser Anleitung war diese Angelegenheit. Hr. Eberhard fand meinen Plan, wie er sich ausdrückte, ganz excellent, und ermunterte mich, ihn ja auszuführen. Seine weitere Lobeserhebung will ich übergehen, und ihm, wie dem Hn. Oberkonsistorialrath Niemeyer und dem Hn. Bispink für ihre Winke und Bücher noch danken, die sie die Güte gehabt haben, mir zur Bearbeitung dieser Schrift mitzutheilen.

Drey und sechsigstes Kapitel.

Noch von meiner Beschäftigung. Naseweiserey.

Im Sommer 1796 baten mich einige Studenten, ihnen den Kern der orthodoxen Lutherischen Dogmatik vorzutragen. Ich bin immer der Meynung gewesen, daß ein jedes System eines doppelten Vortrags fähig sey. Der eine ist der kritische, wobey man zeigt, wiefern ein System mit den Grundwahrheiten der Vernunft übereinkomme, oder nicht, wiefern es daher wahr oder falsch sey. Daß eine Kritik aller Systeme nicht allein möglich, sondern auch zur Beförderung der richtigen Einsicht und zur Verbesserung der Systeme höchst nothwendig sey, ist gewiß; aber aus mehrern Gründen konnte ich mich damit nicht befangen. Einmal verstehe ich von der kritischen Philosophie selbst noch zu wenig, und fürs andre wollten meine Herren nicht Kritik der Religionstheorie, sondern Kenntniß dessen, was die symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche lehren, und wie diese Lehrsätze von den Theologen dieser Kirche bewiesen und vertheidiget werden. Ich schlug also den histori-

schen Weg ein, und trug das System so vor, wie es Baumgarten, Schubert, Benner und andere nach Anweisung der Symbole vorgetragen haben. Dabey suchte ich mir selbst einen historisch-deutlichen Begriff von den Dogmen zu bilden, damit ich nicht quid pro quo machen mögte, wie noch vor kurzem ein gewisser Herr, welcher den Glauben der kleinen Kinder darum verwarf, weil die Kinder, die erst gebohren wären, unmöglich die Wahrheit erkennen, und ihr Beyfall geben könnten: was aber die orthodoxen Theologen auch noch nirgends gelehrt haben. — Auf diese Weise lernten meine Herren viel historische Theologie, und lernten noch obendrein, sie nach dem Zuschnitt der Theologen, theologisch beweisen.

Es kann seyn, daß der, welcher die Schriften der Theologen durchgeht, um Wahrheit von Irrthum zu trennen, und das System aufs Reine zu bringen, oder die verschiedenen Vorstellungsarten der Menschen über übersinnliche Dinge und deren absolute und relative Beschaffenheit aufzufinden — nicht selten Eckel empfinde: aber bey alle dem muß man sich gewiß über den Fleiß, die Akkuratesse und die Gelehrsamkeit der Theologen oft wundern, womit sie den alten Brast der kirchlichen Bestimmungen ausgeschmückt, und ihn der Vernunft allmälig genähert und dadurch annehmbar zu ma-

chen gesucht haben. Der verstorbene D. Schubert scheint mir in dieser Rücksicht alle seine orthodoxen Vorgänger und Nachfolger übertroffen zu haben. Ein solcher Mann, der sonst gründlich denken konnte, hätte zur Berichtigung des Systems viel leisten können, wenn er nur gewollt hätte. Das Bahrdtische Buch, nämlich die 1769 bey Heinsius herausgekommene, sogenannte biblische Dogmatik konnte ich am wenigsten benutzen. Bahrdt dachte damals selbst noch finster, und, was das schlimmste war, er verstand den Lutherischen Lehrbegriff gar nicht. Semler pflegte die historische Kenntniß der kirchlichen Dogmen recht angelegentlich zu empfehlen, theils, um den Ungrund und die Neuheit mancher Lehren einzusehen, theils, um dem Systeme keine Schuld aufzubürden, die es nicht hat. Es ist überhaupt lustig, anzusehen, wenn Mancher so in den Tag hineinschwazt ohne alle Kenntniß der Sache, wovon die Rede ist, und der Andere, eben so unwissend in der Sache, den Apologeten machen will.

Eben dieser Vortrag nach der Geschichte der kirchlichen Dogmen brachte mich auch auf den Gedanken, daß es wohl nicht unbillig sey, daß man eine allgemeine Bestimmungsformel habe, nach welcher sich jeder öffentliche Lehrer der Kirche, wie jeder Schriftsteller für den Volksunterricht,

allerdings richten müsse. Denn der Vortrag des Religionsunterrichts darf nicht der Willkühr oder, wie Einige sagen, der Einsicht eines Jeden überlassen werden. Die meisten Herren haben gar wenig liberale Einsicht, und richten sich blos nach dem, was sie gelernt, oder vielmehr, was sie obenhin im Collegium gehört, oder in einem leichtgeschriebnen Buche gelesen haben; und hängen daher eben so von Autorität ab, wie die dicksten Orthodoxen von den symbolischen Büchern. Soll man solchen unwissenden Menschen, worunter sehr viele gewaltige Dummköpfe, Heuchler oder Schurken sind *), es überlassen, über die Gestalt der kirchlichen Dogmen und ihres Vortrags selbst zu entscheiden? Dieses würde ein sehr buntschäckiges Gewand der Religionstheorie anzetteln, und am Ende Verwirrungen und gänzlichen Verfall der doch wirklich nicht ganz schlechten Lehre der protestantischen Kirche hervorbringen, und so dem alten Papstthume, dem Aberglauben, und dem Sektengeiste die Thüre wieder öffnen.

Man beruft sich, oder könnte sich wenigstens auf das Beyspiel des Hn. Schulz, ehemals Pfarrers in Gielsdorf, berufen, welcher von allem

---

*) Dieser Ausdruck ist hart: aber ich habe Belege mehr als zu viel dazu.

kirchlichen Plunder abwich, alle sogenannte Orthodoxien abwies, und doch in seinen drey Gemeinden sehr viel Nutzen stiftete. Aber, lieber Gott, wie wenig Pfarrer sind diesem Manne ähnlich? Wie wenig Theologen haben seine Klugheit, seine Rechtschaffenheit, um von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit nicht zu sprechen? Wenn jeder Prediger ein Schulz wäre, so mögte immerhin jeder Prediger für sich ein System entwerfen, und seinen Untergebenen vortragen. Allein da das Gegentheil so sehr am Tage liegt, da das Studium der wahren Litteratur, ich meyne der Sprachen, der Geschichte, und der Exegese, so sehr vernachlässiget wird, wozu der aufdunsende Dünkel schon aus den Vorhallen der kritischen Philosophie *) das seine in vollem Maaße beyträgt, und da die unwissende Frechheit im oberflächlichen Urtheilen

---

*) Vor einigen Wochen war ich in Lauchstädt, wo denn auch unter einigen Herren, welche die kritische Philosophie, wie ich merkte, bis an den Hosenknopf studiert hatten, ein Gespräch über die Philosophie und über die Unzulänglichkeit aller theoretischen Beweise für Gottes Daseyn, Unsterblichkeit, u. dgl. vorfiel. Weil man glauben mogte, daß ich von der neuen Philosophie auch was wüßte, so wurde ich aufgefodert, an ihrem Gespräche Theil zu nehmen. Ich that es, fand aber Gelegenheit genug, an das asinus ad lyram zu denken. Sehr viele der jetzigen Studenten sind verwöhnte litterärische Weichlinge, die die Dornen der eigentlichen Litteratur scheuen, dazu auch nicht gezogen sind, und vor lauter langer Weile sich in den Sümpfen der Romanwelt ersäufen.

täglich zunimmt: so ist es wohl nicht unrecht, daß man den unreifen und voreiligen Leuten ein Formular an die Hand giebt, nach welchem sie, bey ihren öffentlichen Vorträgen, sich richten müssen. Der Kluge und Einsichtige wird sich dabey ohnehin schadlos zu halten wissen. —

Da ich fand, daß die Art, die Dogmatik historisch vorzutragen, nicht übel und besonders für Kandidaten, welche bald vor dem Consistorim zum Examen erscheinen sollen, sehr vortheilhaft wäre, so arbeitete ich das ganze ächt-orthodoxe System der Lutherischen Lehre nach einer leichten natürlichen Eintheilung, die den symbolischen Büchern genau entspricht, in Fragen und Antworten aus, und unterrichtete danach eine kleine Anzahl Studenten — zur Probe. Den Winter vorher hatte ich, zu eben dem Behufe, die Tabellen, welche Lüdecke nach Baumgartens Theses entworfen hat, zum Grunde gelegt. Ich theilte Einiges von meinem Geschriebnen einem berühmten Theologen in Halle mit, nähmlich dem Hn. D. Nösselt, und dieser einsichtige Biedermann rieth mir, meine Arbeit ja zu vollenden, und sie zum Besten der studierenden Theologen und der Examinanden herauszugeben.

Daß diese Arbeit wirklich gut sey, und dem Bedürfnisse der meisten jungen protestantischen

Theologen entspreche, vorzüglich als ein getreuer Leitfaden für jene, welche erst eine gedrängte, aber vollständige historische Uebersicht von ihrem Kirchen-Systeme erwerben wollen, ehe sie es dogmatisch treiben, oder kritisch prüfen, das habe ich diesen Sommer abermals erfahren, und habe nach dieser Erfahrung neuerdings die Probe gemacht, daß vier Monate schon hinreichen, einem Studierenden die ganze Dogmatik so beyzubringen, daß er sie nach ihren Haupt- und Nebenstücken vollkommen kennen lerne, und durch die lateinische Frag- und Antworts-Uebung obendrein die Fertigkeit erwerbe, sich dereinst im Examen auch lateiteinisch darüber auszudrücken. *)

Es haben sich zu diesem Vortrage auf den Winter schon mehrere Herren bey mir angegeben, und ich werde forthin nicht ermangeln, ihnen nach meinen Kräften so zu dienen, daß sie keine Ursache finden sollen, sich unzufrieden von mir zu entfernen. Freilich denke ich selbst, in kritischer Rücksicht der Lehren, was ich nach Gründen, als ehrlicher Mann, nur kann: aber ich weiß doch auch,

*) Dem katholischen Theologen kann mein Leitfaden auch nützen, wenigstens, um ohne vielen Zeitverlust den Innhalt des protestantischen Lehrbegriffs kennen zu lernen oder zu übersehen. Denn das audiatur et altera pars fodert auch die Vernunft vor den Tribunalen der Kirchen.

daß der Vortrag solcher Dinge, die man selbst nicht für wahr hält, sich so einrichten läßt, daß man Nutzen und Vergnügen davon haben kann. Livius, Bayle und Fleury — so tief unter ihnen ich auch stehe — referirten Manches recht hübsch und lehrreich, wenn sie gleich für sich es nicht glaubten. —

Zu diesem Behufe werde ich auch mein Lehrbuch, sobald die Herbstmesse vorbey ist, anfangen herauszugeben. Der Titel wird seyn: Institutiones Theologiae dogmaticae, ad normam librorum ecclesiae Lutheranae Symbolicorum, forma examinis universum religionis christianae theoriae ambitum complexae. Accedunt singulis articulis dicta probantia potiora, hebraea et graeca, grammatice et exegetice illustrata, ut et notationes dissensionum ecclesiae Evangelico-reformatae.

Dieß lezte Stück kömmt darum hinzu, damit auch reformirte Kandidaten und Theologen mein Buch benutzen können, um ihre reformirt-orthodoxe Theologie daraus zu erlernen. Die reformirte Kirche hat, wie bekannt ist, keine eigentlichen symbolischen Bücher; und so bin ich, bey der Aufsuchung der Unterscheidungslehren beyder Kirchen, einigen berühmten reformirten Theologen, namentlich dem Vitringa, Stapfer, Wyttenbach und vorzüglich dem Mur-

sinna gefolgt, jedoch mit beständiger Rücksicht auf den Heidelberger Katechismus.

Es kann seyn, daß entweder Hr. Bispink, oder ich über kurz oder lang einen Leitfaden folgen lasse, wonach man das kritisch prüfen könne, was der angegebne Leitfaden historisch liefern wird. Dieser soll erst den sogenannten Statum quaestionis historisch festsetzen, und jener dessen Innhalt kritisch prüfen und entscheiden. Dadurch erhält Autorität und Vernunft, Glauben und Wissen, Blind- folgen und Selbst- wählen — seine bestimmte Gränzen, und dabey muß ächte Religiosität gewinnen, wie ächte Moralität. Daß es an den bessern Wegweisern aus der neuern kritisch-philosophischen und theologischen Litteratur hiebey nicht fehlen werde, giebt die Natur der Sache.

Da der dritte Band meiner Biographie erschien, machte die Freymüthigkeit, mit welcher alles erzählt ist, hie und da einige Sensation; und da die Leute gern das weissagen, was ihnen gefallen würde, wenn es geschähe: so weissagte man auch zu Halle in einer gewissen Gesellschaft, welche sich der Thalia widmet — nicht jener Vertrauten des Menanders, Aristophanes und Terentius — sondern Plümekes Thalia, indem man die guten Theaterstücke erst jämmerlich verhunzen muß, ehe man sie ob der großen Armseligkeit des

Theaters und der Schauspieler aufführen kann — also in der theatralischen Gesellschaft zu Halle, gemeiniglich Mummerey genannt, nach Madam Mumme, weissagte man, daß ich zur Verantwortung gezogen, und wahrscheinlich auf den Bau würde gebracht werden. Man wollte dieses von Berlin aus erfahren haben, und dachte vielleicht, ich würde mich sofort aus dem Staube machen.

Ich weiß zwar, wie leicht es ist, einen unbewährten Menschen hinzuwerfen, der so wenig Anhang hat, als ich; aber da alle meine Nachrichten öffentliche Begebenheiten, oder öffentliche Verhandlungen betreffen, die man in Frankreich, England, und selbst in Deutschland weit freymüthiger, als ich, referirt und ventilirt hat: so lachte ich über die läppische Nachricht, wie über die unreine Quelle, woraus sie geflossen war.

Auf dem goldnen Löwen passirte mein Buch auch die Kritik, und ein gewisser Wucherjude äusserte dabey: Nau, Gott behüt: dafür hätt' der Mensch den Bau auf Lebtag verdient! Diesem Juden muß ich aber nur sagen, daß er für seine Wucherey u. dgl. längst den Bau auf Lebtag, wo nicht gar noch etwas Aergeres verdient hätte: und daß dieses wahr sey, bezeugen nicht nur Hallenser, sondern auch Fremde.

Ein hiesiger Professor, der eben deswegen, weil er nur um die Welt gefahren ist, mit der Welt selbst wenig bekannt werden konnte, kam vor kurzem in einen Buchladen, sah da meine Geschichte, und fragte, was der Quark da koste? Man sagte ihm den Preis, und er schrie, nach einigen ha, ha! mit brüllender Stimme auf: „Ey, Schwerenoth, so viel ist ja der ganze Kerl nicht werth!" — Der Ehrenmann kennt den Werth des Menschen schlecht. Der Mensch ist gerade so viel werth, als er Nutzen stiftet: nicht mehr und nicht weniger. Denn die bloße Fähigkeit, nützlich zu seyn, oder Ansehn, Gewalt, Reichthum, Wissenschaften, Künste, Talente, Anlagen u. s. w. geben noch keinen Werth. Wenn nun der Herr Naseweis den wenigen Nutzen, welchen er selbst stiftet, mit der Belohnung, die ihm dafür wird, zusammenhält: so muß er gewiß einsehen, daß auch Er, oder nach seinem Ausdruck, der ganze Kerl, der in ihm steckt, lange nicht achthundert Thaler jährlich werth ist. Ich schreibe mir gerne keinen Werth zu, aber das thut auch keiner: denn Niemand belohnt mich über mein Verdienst. Was Freunde an mir thun und gethan haben, gehört hieher nicht. Werth giebt ein Recht zu fodern; und in der Freundschaft kennt man das Wort, Recht, wenig oder gar nicht.

Ein Offizier des Hallischen Regiments stellte mich zur Rede wegen einer Nachricht im III. B. die er auf sich gezogen hatte. Er gestand ganz treuherzig, daß jederman sie auf ihn deute, und daß er selbst sie nicht anders deuten könne. Dabey war er aber so unklug, daß er aussprengte, er würde mich deshalb verklagen, und wenn er für seine hohe Ehre nicht hinlängliche Genugthuung erhielte, so würde er mich derbe durchhauen, und dieß auf öffentlicher Straße.

Die Klage sollte durch den General Rüchel betrieben werden, wie mir ein anderer Offizier weiter sagte: denn dieser General hatte unsern Held zu dem Orden für das Verdienst verholfen. Aber Hr. von Rüchel hat entweder nichts erfahren, oder er hat die Sache weislich ignorirt, da er selbst nur zu gut wissen muß, daß bey Mainz und sonstwo manches sehr anomalisch zuging. Aus dem Durchhauen ist gleichfalls nichts geworden; und ob ich gleich wußte, daß man Drohungen dieser Art eben nicht sehr zu fürchten habe, so versah ich mich doch des Abends, wenn ich ausging, eine Zeitlang mit einem derben Ziegenhainer, das heißt, mit einem Dornknüttel, um im Fall der Noth auf Repressalien gefaßt zu seyn.

Vier und sechsigstes Kapitel.

Sturm und Drang; dann heitere Aussicht.

Die fehlgeschlagene Hoffnung, durch den Beystand des Kronprinzen in eine leidliche und ruhige Lage versezt zu werden, konnte — ich muß das um der Hallenser und meiner psychologischen Leser willen wiederholen — nicht anders, als sehr böse, feindselige Empfindungen in mir hervorbringen; und die Folge dieser Empfindungen konnte auch nur Unregelmäßigkeit in der Lebensart, und häufiae Vernachläßigung dessen seyn, was ich hätte thun sollen, und was ich wirklich würde gethan haben, wenn ich mit mir selbst einiger gewesen wäre. Ich glaube, meine Leser vermuthen dieses von selbst, besonders, wenn sie sich erinnern, mit welchen Unordnungen, Verzerrungen, Strapatzen, und andern Ebentheuern ich von meiner frühern Jugend an zu kämpfen gehabt habe. Der Rath meiner Freunde, besonders des rechtschaffnen Bispinks, war, wie man gesehn hat, freilich immer gut, würde mir auch, bey allem Aussenbleiben der verheißenen höhern Unterstützung, und

bey allen Neckereyen hämischer Menschen — sehr heilsam gewesen seyn, wenn ich ihn nur hätte befolgen können. Aber es steht nicht immer in unserer Gewalt, das jedesmal zu thun, was wir als gut erkennen, ja, wir sind oft in dem Fall, wo wir das anerkannte Gute nicht einmal wollen können. Auch zum Gutes Wollen gehört eine gewisse Fertigkeit; und daß der Zustand des Empfindens den Zustand des Denkens, ohne welches man das Gute nicht wollen kann, hindere oder hebe, hat Hr. Eberhard in seiner Theorie des Empfindens und Denkens sehr gut bewiesen. —

Meine Plane sind von jeher alle gescheitert, die ich von jeher gemacht habe. Theils hatte ich selbst sie zertrümmert, theils Andere; und nicht selten war das Ding, das ich ausführen wollte, an sich unmöglich. Es zeigte sich zwar dann und wann von weitem ein Mittel, meine Lage zu verbessern, aber jedesmal fanden sich so viele Schwierigkeiten dabey ein, daß ich es gern fahren ließ, und nicht weiter daran dachte. Indessen verbitterten solche Fälle allemal meine Tage und verkümmerten mein Daseyn, und machten aus mir einen Sonderling von meist eigner Art.

Seitdem ich wieder nach Halle gekommen war, hatte ich, wie ich erzählt habe, schon mehr als zehnmal den Vorsatz gefaßt, wieder wegzu-

gehen, und bald da, bald dort mein Fortkommen zu suchen: aber allemal war es mir unmöglich, einen Ort zu verlassen, wo ich noch viele Pflichten zu erfüllen hatte.

Ich verstehe hier gewisse Pflichten gegen meine redlichen Freunde, welche ich aber durch meinen verzögerten Abgang von Halle doch nicht nur nicht erfüllte, sondern sogar noch mehrte. Indessen muß ich den guten Willen und die redliche Gesinnung meiner Freunde dankbar rühmen, wenn sie gleich ihren Rath mir nur nach ihren Gedanken gaben, da sie das, was in mir vorging, weder fühlen noch verstehen konnten, und da ich selbst, aus Mangel an dem tertium comparationis, ihnen keinen Begriff davon machen konnte.

Meine Empfindung mahlte mir meine damalige Lage ganz anders vor, als sie nach ihren Gedanken sie fanden; und darum verzeihen sie mir mein lästiges Widerkäuen gewiß gern, vorzüglich Hr. Bispink. Sie hatten, wie ich jezt einsehe, vollkommen recht; aber der Sturm in mir ließ mich damals das nicht erkennen. Wohl mir, wohl jedem, der bey Ungewittern von der Art Freunde zur Stütze hat, deren unbefangene, kalte Vernunft den Ableiter

für eine elektrische Empfindungs-Wolke abgiebt. Meine Freunde konnten damals mit Martialis ganz treffend von mir sagen:

Difficilis facilis, jucundus acerbus es idem:
Non possum tecum vivere, nec sine te.

Den Winter von 96-97 habe ich auf eine höchst seltsame Art zugebracht, und hätte die Stubenmiethe ersparen können, da ich auch nicht einen einzigen Tag mich zu Hause aufgehalten habe. Durch die Sorge meiner Hausleute kam es bald unter die Leute, daß ich kein Holz hätte, folglich — wie sie folgerten — nicht zu Hause bleiben könnte. Das erste ist zwar an dem, aber dem Holz-Mangel hätte können abgeholfen werden, sobald ich nur gewollt hätte; ich hatte aber keine Lust, in den traurigen Wintertagen, mit einem wühlenden Trübsinn, in einer Stube allein zu seyn, wo es späte Tag, und früh Nacht wird. Ich hielt also meine Stunden, wie es gehen wollte, und brachte alle übrige Zeit, gleich einem privilegiirten Tagedieb, und wohl nicht ohne überlästig zu werden, bey Bekannten, Studenten, oder in einem Bierhause zu. Da ich aber einmal ein geselliges Thier bin, vornehmere Cirkel mir aber versperrt und lästig sind, meine Stube mir auch zu einsam und zu trübe war: so fand ich mich genöthiget,

Gesellschaft da zu suchen, wo man sie ohne Mühe haben kann.

Auf dem Rathskeller zu Halle ist unten im Keller ein Zimmer, worinn sich lauter bejahrte Männer versammeln, und dort ihre Conversation bey einem Glase Breyhan halten. In dieser Gesellschaft, so fade sie auch ist, habe ich alle Winterabende dieses Jahres zugebracht, so recht nach dem nil profutura tempora perdimus und da ich einmal an dieselbe gewöhnt war, so war mir jedesmal die Zeit lang, bis es Abend wurde, und ich hin konnte.

Meinen Lesern liegt gewiß nichts daran, die Personen kennen zu lernen, welche diesen Klub ausmachten; ich will sie daher mit einer Karakterzeichnung verschonen. Mir waren aber Einige sehr zum Zeitvertreib, und der unverdaute, allezeit übel angebrachte Witz des Wirthes Müller, die Possen des Aufwärters Petri, der schale Dünkel des Schusters Michaelis, der, weil er auf einer Stube unter dem Rathhause sizen darf, Herr Assessor heißen will, die Pralereyen eines Spielers von Profession, Namens Oberndorf, dem zur regelmäßigen Uebung dieser Kunst weiter nichts fehlt, als Geld, das hernhutische Geschwätz eines gewissen Strumpfwirkers und andre dergleichen

Dinge haben mich immer nach ihrer Art interessirt. Doch was kümmert dieß Andere!

Dieses Frühjahr erhielt ich einen Brief vom Hrn. Hofprediger Hesse zu Bentheim, worin er mich zu sich einlud, und mir sein Haus zum Aufenthalte anbot. Ich theilte diesen Vorschlag, den ich beym ersten Anblick mit beyden Händen ergreifen wollte, meinen Freunden mit; aber die fanden so viel Bedenklichkeit, daß es mir Angst und bange wurde, wenn ich an die Ausführung nur denken wollte. Ich gab ihn also auf, und habe dem Hrn. Hesse nicht einmal antworten können, weil ich wirklich nicht wußte, was ich ihm, ohne mich selbst zu beschimpfen, schreiben sollte. Sollte er aber dieses lesen, so mag er sich überzeugen, daß ich ihn noch immer schätze, und ihm für seinen guten Willen aufrichtig danke.

Meine Freunde, besonders der brave Bispink, sagten mir beständig: non locus, sed animus mutandus est, oder Coelum, non animum mutant qui trans mare currunt, und ich hätte in mir selbst Kraft genug, mich auch ohne alle fremde Hülfe fortzubringen, vorzüglich in Halle, wenn ich es nur recht anfangen wollte. Da ich dieses so oft hören mußte und dem Hrn. Bispink in seiner Darstellung der Möglichkeit nicht widersprechen konnte: so entschloß ich mich

in vollem Ernste, in Zukunft so zu leben und so zu arbeiten, wie es meine allmälig wieder beruhigte Lage und meine Kräfte erlauben würden. Ich muß auch gestehen, daß meine Lebensart, wenigstens seit Ostern, wieder weit regelmäßiger und mein Fleiß im Lektionen-Geben wieder weit größer und ordentlicher gewesen ist, als sonst, und daß ich folglich auch wieder ruhiger lebe, als sonst.

Da ich einsehe, daß bey einer unbestimmten, schwankenden Lebensart auch der Charakter dessen, der diese Lebensart führt, unbestimmt und schwankend bleibt; ich aber des Einen wie des Andern längst überdrüssig bin: so machte ich endlich einen Plan, mich zu fixiren, und dadurch für meine künftige bessere Subsistenz zugleich mit zu sorgen. Ich ließ mir nämlich beygehen, ein Weib zu nehmen, und kalkulirte im voraus aus, daß ich dabey besser fahren würde, als bey meiner jetzigen isolirten Lebensart. Ich fand, daß ich von dem, was ich verdiene, allerdings so gut mit einem Weibe leben könnte als mancher Parückenmacher, Schneider, Schuster, der nicht einmal so viel verdient, als ich, zumal da ich auf die richtige, obgleich nicht allezeit promte Zahlung meiner Scholaren rechnen kann. Denn zur Ehre der hallischen Studenten muß ich hier bekennen, daß ich von ihnen sehr selten bin geprellt

worden. Es scheint auch, daß einen Solchen zu prellen, von dem man Unterricht annimmt, gegen die Natur der Prellerey streite. Einen Pferdeverleiher, einen Schenkwirth und ihres Gleichen prellt der Student gern, weil er sich hintendrein ärgert, die Dienste solcher Leute zu seinem Nachtheil, gebraucht zu haben, ob ich gleich auch nicht leugnen kann, daß aus manchem falschen Urtheil die Prellerey oft Solche betrifft, welche diese unwürdige Behandlung am wenigsten verdienen z. B. die Professoren und die Unterhalter nützlicher Lese-Institute, die Speisewirthe u. d. gl. Man soll zwar nichts Böses wünschen, damit Gutes daraus entstehe; aber es wäre wirklich nicht übel, wenn Pferdeverleiher, Billardeurs, Destillateurs *), Obstgevatterinnen, Kuchen-Professors u. d. gl. so geprellt würden, daß ihnen aller Lusten verginge, mit ihren Anstalten der Universität weiter zu schaden, und die Beutel der Studenten durch unnütze Ausgaben so zu erschöpfen, daß sie hernach außer Stand sind, ihre Schulden für nothwendige Bedürfnisse andern redlichen Bürgern abzutragen. Diesen Misbrauch könnte eine bessere akademische Polizey freilich sehr einschränken, da aber die aka-

*) Und sollte es auch unser theuerster Universitäts-Destillateur D o st in seiner Pharao- und onze et demi-Bude selbst seyn. Man denke;

demische Polizey auf keiner einzigen deutschen protestantischen Universität viel taugt, indem vielen Herren selbst daran gelegen ist, daß sie bleibe, wie sie ist, elend: so wird das Unwesen sich eher mehren als mindern. Dieß im Vorbeygehen.

Ich glaubte also, ich würde wohl thun, wenn ich ein Weib nähme. Daß diese von niederm Stande seyn sollte, versteht sich von selbst: denn eine Mamsell oder Madam, ich meine ein Frauenzimmer mit einem Feder-Huth und Schleppe-Kleid, würde allerdings drey ††† vor mir gemacht haben, und ich würde gleichfalls vor jeder Madam oder Mamsell drey Kreuze machen: denn so ein Wesen nur im baulichen Zustand zu erhalten, kostet mehr, als ich mir schmeicheln kann, jemals zu verdienen. Zwey neue Beyspiele in Halle haben mich auch belehrt, daß es nichts traurigers geben könne, als ein Leben ohne Geld mit einem Weibe von Putz und hohem Ton.

Da ich dachte, daß ich mein Projekt würde realisiren können, so fing ich im Ernste an, mit einem Mädchen so hin und her zu sprechen, das mir gefallen hatte. Wenn ich dieß sage, so mögen meine Leser nicht denken, daß ich verliebt geworden sey, wie ehemals in meine mir noch immer theure Therese. Das war mein Fall nicht, und wer so viele Kreuz- und Queerzüge erlitten hat, als

ich, kann in diesen Fall auch nicht mehr kommen. Ich will nur so viel sagen, daß ich an dem Mädchen mein Behagen fand, daß mir ihr ganzes Wesen gefiel, und daß ich sie besonders wegen ihres Fleißes, ihrer Eingezogenheit und ihrer witzigen Einfälle gut leiden konnte. Ihre Erziehung ging über ihren Stand; und da sie nicht in Halle erwachsen ist, so hat sie auch jene Fehler nicht, womit die Mädchen von Halle meist alle belastet sind.

Hannchen — so heißt das Mädchen — erzählte bald ihrer Mutter, was ich ihr so dann und wann zu sagen pflegte, und diese stellte mich sofort zu Rede. Ich sollte, sagte sie, meine Absicht auf ihre Tochter entweder entdecken, oder deren weitern Umgang aufgeben. Ich entdeckte also meine Absicht; wir schrieben alle an den Vater bey der Demarkationslinie der Preußen, und dieser hatte wider die Heurath nichts, also Mutter und Tochter auch nicht.

Nun war ich zufrieden, betrug mich immer mehr, wie sichs gebührt, sammelte mein Verdientes, um mich nach und nach gehörig einzurichten, und nahm täglich, in Erwartung einer ruhigen Zukunft, an Harmonie im Innern und Aeußern zu.

Ich besprach diese Angelegenheit auch mit Hrn. Bispink, aber erst, nachdem ich mit Hannchen und deren Eltern aufs reine war. Er fand aller-

dings manche Schwierigkeit, vorzüglich von meiner Seite, war aber übrigens in der Hauptsache mit mir einig. Meine Leser können dieß aus dem abnehmen, was er an meine Mutter darüber geschrieben hat. „Sie, als Mutter, schrieb er, haben natürlich das größte Interesse an dem Wohlergehen Ihrer Kinder: Sie freuen Sich also gewiß, wenn ich Sie versichere, daß Ihr Sohn, der Magister, seine häßliche Leidenschaft des Trunkes jezt so bezähmt hat, daß er schon über ein Vierteljahr, soviel ich weiß, sich ganz nüchtern und ordentlich beträgt. Dabey hat er seine angemeßne Beschäftigung, und durch diese sein Brod und sonstiges Auskommen. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß er bey dieser ruhigen Lebensart forthin immer bleiben möge. Ich für mein Theil lasse es an freundschaftlichen Winken und Erinnerungen hiezu nicht fehlen, und ich kann Sie zu Ihrer und meiner Beruhigung versichern, daß er jezt selbst einsieht: daß ein unstätes, renommistisches Leben am Ende ein elendes Leben ist, und daß er eben darum nichts ernstlicher wünschet, als sich jezt so zu setzen, daß er seine noch übrigen Tage in Ruhe und Gesundheit verleben könne. Um aber dieses in gehöriger Ordnung zu können, wissen Sie, ist eine gewisse, feste häusliche Einrichtung nöthig, wozu ich vorzüglich das rechne, was einen zu Hause so

unterhält und fesselt, daß man seine Unterhaltung nicht mehr leidenschaftlich draußen sucht: und dieß ist eine vernünftige Frau. Ihr Sohn glaubt hier in Halle ein Mädchen gefunden zu haben, von der er sich alles das verspricht, was ein Mann von einer Frau erwarten kann, um deren willen er sichs sauer werden läßt, um sie neben sich gehörig zu ernähren. Bey dieser Wahl hat er freilich einzig das Recht, entscheidend zu wählen; und Sie und ich haben nur die Pflicht, mit Rath und That ihm hierin zu Hand zu gehen, um ihn endlich zu einer Lage zu verhelfen, die ich für ein heilsames Mittel halte, ihn in seinen guten Vorsätzen und bey einer Lebensart, die diesen entspricht, durch den Genuß des süßen häuslichen Lebens fest zu bestärken. Ich für mein Theil will und werde hiebey gewiß alles thun, was und wie meine eigene Lage es zuläßt, und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Sie, als Mutter, das Ihrige auch leisten werden, um endlich einmal Ihren Sohn ordentlich eingerichtet zu wissen. . . . Ich rechne es mir zur süßen Pflicht, einer guten Mutter in ihrem Alter noch den Trost verschaffen zu helfen, den die verbesserte Lebensart eines sonst verirrten Kindes gewährt." —

Fünf und sechsigstes Kapitel.

Schlittenfahrt. Duellgeschichten. Unsterblichkeit der Seele u. s. w.

Da mein Buch außer meinen Begebenheiten eine Menge von Histörchen enthält, welche Andre angehen, die ich aber als Augenzeuge wahrnahm: so mögen hier noch einige Erzählungen Platz finden, die vielleicht dem Leser die Zeit theils unterhaltend, theils nützlich verkürzen werden.

Die erste Anekdote betrifft eine lächerliche Begebenheit. Die Studenten zu Halle hielten den vergangenen Winter eine Schlittenfahrt, wobey sie in Masken erschienen. Diese waren bey weitem nicht so grell und auffallend, als jene zu meiner Zeit in Gießen. Unter den mehrern Figuren fand sich eine mit einer Art von Stern auf der Brust. Obgleich der Herr, welcher diesen Stern getragen hatte, hernach heilig versicherte, daß er durch seinen Stern nichts weniger bezweckt hätte, als einen Prinzen vorzustellen, am wenigsten den Prinzen Wilhelm von Braunschweig, welcher damals das Hallische Regiment, als Oberster, kommandirte, so ließ sich dieser doch einfallen, daß er eigentlich

das Gegenbild der Mummerey seyn sollte. Er sezte sich demnach zu Pferde, nahm ein Pistol zu sich, und suchte so sein vermeyntes Gegenbild auf. Da er aber alle Studenten für seine Beleidiger hielt, so drückte er das Pistol auf dem Markte gegen einige an, die ihm gar nicht zu nahe gekommen waren. Das Pistol schoß nicht, weil es, wie man gesagt hat, nicht geladen gewesen war. Einige Soldaten von der Wache stürmten, auf des Prinzen Wink, in die Studenten, welche auf dem Markte schaarweise zusammen gekommen waren, und verwundeten einen derselben, aber nur leicht. Die Schlittenfahrt ging aus einander, und der Prinz — nach seiner vergeblichen Expedition — ritt in vollem Gallop nach Hause. Da aber die Obrigkeit von einer Sache Notitz nehmen mußte, welche großes Aufsehen gemacht hatte, so wurden die Studenten, welche der Maskerade beygewohnt hatten, gestraft um Geld und mit Carcer; die Soldaten aber, welche sich an den Studenten vergriffen hatten, liefen Gassen, und der Prinz wechselte sein Standquartier, indem er nach Prenzlau als Oberster versezt wurde.

Seit dieser Zeit ist die Ruhe zwischen den Studenten und dem Militär wieder völlig hergestellt, welche zu des Prinzen Zeit ganz dahin war: denn Offizier und Soldat wußten, daß der Prinz die

Studenten nicht leiden konnte, wegen gewisser Collisionen: sie versäumten also keine Gelegenheit, diese zu necken. Nachdem aber Hr. von Müffling als Oberster bey dem Regiment zu Halle steht, dessen unbiegsame Anhänglichkeit an Ordnung und Liebe zur Disciplin schon längst bekannt sind, hat niemand mehr das Herz gehabt, etwas zu unternehmen, was die Universität beleidigen könnte. So ist es auch recht! Leute, die zur Disciplin da sind, wie Soldaten, müssen niemals mehr Freyheit haben, als die strengste Observanz der Befehle sie gestattet: sonst misbrauchen sie gleich ihre Freyheit, werden wild, und schweifen aus. Dieses gilt sowohl vom Offizier, als vom Gemeinen, und oft mehr von jenem, als von diesem.

Eine andere Nachricht betrifft einen traurigen Gegenstand.

Schon im vorigen Jahre hatte sich ein gewisser Student, mit einem Schlesier, Namens Kistenmacher, geschlagen, und diesen so verwundet, daß er nach einigen Tagen starb. Weil aber Hr. S— gewisse Herren zu Freunden und Verwandten hatte, so machte man, um sich seiner Person zu versichern, und ihn zu der gesezlichen Duell-Strafe zu ziehen, nicht die Anstalten, die man hätte machen können und sollen, ja, man gab sogar zu,

daß er zu Erlangen, wenns gleich auch zu den preußischen Ländern gehört, ruhig fortstudirte. Bald wußte man das in Halle, und dieser Umstand machte, wegen des äußerst schlimmen Beyspiels, einen sehr bösen Eindruck. Man fing sogar wirklich an zu glauben, die sonst ziemlich scharfen Befehle gegen die Duelle wären nicht ernstlich gemeynt, und es würde bald allgemein erlaubt werden, sich zu duelliren. Einige argumentirten gar so, daß man vielleicht gern sähe, wenn die deutsche, besonders die preußische Nation sich durch Zweykämpfe wieder kriegerischer machen würde. Einige Herren hatten nämlich in einem historischen Kollegium gehört, daß die Zweykämpfe ehemals zur deutschen Tapferkeit sehr viel beygetragen hätten. Andere aber sahen das Ding besser ein, und fanden, daß ungerechte Partheilichkeit oder Ungleichheit vor dem Gesetze und Bemühung, eine angesehene Familie nicht zu beleidigen, hier vorzüglich im Spiele war. Indessen war Kistenmacher einmal todt, und sein Gegner befand sich ruhig zu Erlangen.

Im verwichenen Winter entstand auf dem Tanzboden ein Zank zwischen zwey Studenten, worauf denn auch ein Duell erfolgte, und in diesem wurde einer meiner guten Freunde, Hr. Krüger, ein hoffnungsvoller, schöner junger Mann, so ver-

wundet, daß auch er seinen Geist darüber aufgab. Hr. Krüger wurde von jedem bedauret, der ihn gekannt hatte, und man war vollkommen überzeugt, daß er der Urheber des Handels, oder, wie man im akademischen Gerichte sagt, der auctor rixae nicht gewesen sey: denn er war nichts weniger, als ein Zänker.

Die Wundärzte und andre Mediciner waren anfangs alle der Meynung, daß die Wunde gefährlich sey, ob sie aber auch tödtlich wäre, wollten viele nicht geradehin entscheiden. Indessen ist er einige Monate hernach gestorben.

Da er gern Gesellschaft um sich hatte, so ließ er mich auch einigemal bitten, zu ihm zu kommen, und bey ihm zu wachen. Ich that das mit Freuden, so nahe es mir sonst auch ging, einen Menschen als Kandidaten des Todes da vor mir zu sehen, den ich geliebt und geschätzt hatte.

Krüger wußte recht wohl, daß er bald sterben müßte, und ob er gleich noch gern länger gelebt hätte, wie jederman, so hat er sich doch mit Gründen bekannt gemacht, welche ihm seinen Tod erleichtern halfen. Ich will eines unsrer Gespräche hieher setzen: vielleicht können die darin aufgestellten Gründe, so bekannt sie sonst seyn mögen, einen guten Nutzen haben: denn sie können vielleicht bey irgend einem meiner Leser die Furcht vor jenem

schrecklichen Augenblick, den wir Tod nennen, einigermaßen vermindern: Und das ist viel: denn

Felix, qui — — — — — —
— — — inexorabile fatum
Subjecit pedibus, strepitumque Acherontis avari.

Ich saß neben seinem Bette: da fragte er mich:

Krüger: Glauben Sie nicht, lieber Laukhard, daß, wer sich so recht innig von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt hat, ganz ruhig sterben könne?

Ich: Weiß nicht recht! denn es scheint mir, daß die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, so wie die Theologen sie behaupten, nur auf Gründen beruhe, die von einer Offenbarung, einem göttlichen Gericht, Himmel, Hölle und andern solchen Dingen hergenommen sind; daß also der Mensch, der — theologisch zu sprechen — unmöglich wissen kann, ob er in der andern Welt im Himmel oder in der Hölle fortdauern werde, immer mit einer gewissen Furcht dieß Leben verlassen müsse.

Krüger: Eben das ist auch meine Meynung! Aber was kümmern uns die Theologen und ihre Grillen! Ich habe, seitdem ich dem Tode so nahe gekommen bin, über Unsterblichkeir fleißig nachgedacht, aber für mich nichts gefunden, das ich

zu meiner völligen Tröstung brauchen könnte. Ich habe auch nicht Zeit, jezt Untersuchungen über Sachen anzustellen, welche die größten Philosophen nicht haben aufs reine bringen können. Aber ich habe das Glück gehabt, mir gewisse Sätze tief in die Seele einzuprägen, und diese machen mich gegen den Tod ziemlich gleichgültig.

Ich: Lassen Sie doch hören!

Krüger: Einmal ist der Tod kein Uebel. Es ist ein allgemeines Gesetz der Natur, daß Alles, was da lebt, nur eine Zeitlang lebe, und dann seine Existenz, als lebendiges Wesen, verliere. Der Zeitpunkt, worin dieß geschieht, heißt der Tod. Da aber in der ganzen Natur keine böse Einrichtung möglich ist, so ist auch der Tod an sich betrachtet, kein Uebel *). Mein Tod rückte freilich noch nicht heran, wenn die fatale Schlägerey nicht vorgefallen wäre: das sehe ich ein. Aber ich tröste mich damit, daß wohl kein lebendiges Ding, keine Pflanze, kein Thier, und noch weniger ein Mensch seine Existenz so lange fortsezt, als es

*) Herr Krüger muß den theologischen Artikel vom Sündenfall, und von dem durch Adams Apfelbiß in die Welt gebrachten Tod nicht geglaubt haben; sonst würde er so nicht haben argumentiren können. Daß ich ihn keines andern belehrte, versteht sich von selbst.

durch seine Kräfte möglich wäre. Die Concurrenz der äußern Dinge scheint dem Leben aller Sachen Eintrag zu thun.

Zweytens ist es doch gewiß, daß entweder meine Seele noch nach dem Tode fortdauert oder nicht fortdauert. Im lezten Fall werde ich nach dem Tode nicht unglücklich seyn: denn was ist wohl ein Unglück für den, der nicht mehr ist, das heißt, der nicht mehr denkt, oder empfindet? Vor dreißig Jahren war ich noch nicht geboren, folglich auch nicht unglücklich, und werde also, wenn alles im Tode mit mir ein Ende hat, nach diesem auch nicht unglücklich seyn. In diesem Fall ist also mein Tod das Ende aller meiner Leiden, und folglich nicht allein nichts Böses, sondern sogar noch ein Gut. Denn so zu leben, wie ich jezt lebe, ist doch wahrlich kein Glück.

Ist aber das andere, oder dauert meine Seele mit ihrer Kraft zu denken auch nach dem Tode noch fort: so hat meine Seele auch das Vermögen, ihre Vorstellungen zu verbessern und folglich muß sie glücklicher werden. Das elende Gewäsche von positiven St.afen nach dem Tode, die gar noch ewig währen sollen, verdient keine Widerlegung. Wir wissen, daß die schlechteste Klasse von Menschen sie von jeher als einen Kappzaum fürs Volk benuzt hat; und daß der ein Sklave bleibt sein Lebe=

lang, den Eberhards Apologie des Sokrates hierüber nicht zurechteweißt. Genug, ich habe, wie Sie selbst wissen, immer so gelebt, daß ich ein gutes Gewissen auch jezt noch habe, und fürchte daher nicht, in der andern Welt mich mit Schreck und Verabscheuung meiner selbst an diese gegenwärtige erinnern zu müssen. Ich darf also keine Strafen fürchten. Ist nun meine Seele unsterblich, so ist mein Tod der Anfang einer größeren Vollkommenheit, die Thür zu einem höhern Glück, und folglich nicht allein kein Uebel, sondern das höchste Gut, dessen ich in dieser Welt theilhaftig werden kann.

Ich hatte gegen diese Gründe nichts einzuwenden; und da ich von der Richtigkeit dieser Schlüsse selbst vollkommen überzeugt bin, so bemühte ich mich, meinen Freund durch Betrachtungen über die Nichtigkeit aller menschlichen Dinge, in seinen Gedanken noch mehr zu bestärken, und zu seiner Beruhigung alles, was ich konnte, beyzutragen.

Er starb nach einem langen schmerzhaften Lager mit aller Standhaftigkeit, womit ein Mann sterben muß, der da weiß, warum er in der Welt gelebt hat, und wurde von jedem, der ihn gekannt hatte, bedaurt, so wie seine Großmuth, daß er niemals den Urheber seines Unglücks hat angeben

oder verrathen wollen, allgemein gelobt und bewundert wird.

Das traurige Beyspiel des seligen Krügers hat zwar Eindruck auf unsere Studenten gemacht; ich zweifle aber dennoch, daß dieser Eindruck stark genug seyn werde, alle Duelle, auch nur auf eine Zeitlang, verhaßt zu machen. Mir scheint der akademische Duell noch immer ein nothwendiges Uebel zu seyn, welches so lange fortdauern wird, als die jetzige Einrichtung der Akademien selbst fortdauert. Diese Einrichtung ist aber so außerordentlich fehlerhaft, und zu ihrem Zweck, gesittete und gelehrte Männer zu bilden, so wenig schicklich und hinreichend, daß es zu hoffen steht, unsre Fürsten werden einmal dem Unwesen eine andere Wendung geben, und für die öffentliche Verbreitung der Wissenschaften durch Unterricht andere Einrichtungen treffen: und alsdann werden nebst hundert und tausend andern Misbräuchen, auch endlich einmal die Duelle unter denen aufhören, welche den sanftern Musen sich widmen sollen. Meine Gedanken über das alles wird man in meinem Buche über die Universität zu Schilda — antreffen.

Im Sommer dieses Jahres 1797 erhielt ich einen Brief von einem alten Universitäts-Bekannten, welcher vorzeiten die Rechte in Gießen studiert hatte, hernach aber, als Cüstine in Deutsch-

land eindrang, sich ins französische Militär begab, und unter diesem General bey der Rheinarmee als General-Adjutant diente. Er heißt Meyer, und lebt gegenwärtig in Strasburg. Dieser Mann meldete mir, daß man auch in Frankreich meine Geschichte läse, daß er aber bey verschiednen Stellen noch einiges zu erinnern fände, und daß er mir, wenn ich wollte, seine Anmerkungen schicken würde, damit ich Gebrauch davon machen könnte. Ich bath ihn gleich darum; aber eine Krankheit hat ihn, wie er mir vor kurzem schrieb, verhindert, mir zu willfahren. Statt der Anmerkungen schickte er mir aber einen Aufsatz des jetzigen französischen Generals Eickemeyer über die Einnahme der Festung Mainz im Jahre 1792 durch den General Cüstine. Dieser Aufsatz giebt viel Aufschluß über die anfänglichen Begebenheiten dieses Krieges, und beweiset hinlänglich, daß unser deutsche Staatskörper durchaus nicht im Stande ist, sich zu vertheidigen. Der Aufsatz ist gegenwärtig unter der Presse, und erscheint nächstens mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen von mir. Ich darf meine Leser mit Zuversicht versichern, daß sie bey Lesung der Eickemeyerschen Schrift gewiß keine Langeweile fühlen, und nicht ohne stattliche Erbauung selbige aus der Hand legen werden. Sie werden hier alle Klagen von neuem durch That-

sachen bestätigt finden, welche der Hr. von Moser, Hr. Hofrath Schnaubert, Hr. von Sartori und andere über die Regierung der geistlichen Staaten, im deutschen Reiche, so oft und so laut erhoben haben. Sie werden sehen, daß der Verfasser der „freymüthigen Betrachtungen eines philosophischen Weltbürgers über wichtige Gegenstände nach den Bedürfnissen unsers Zeitalters und des Menschengeschlechts“ *) recht hat, wenn er schreibt: „In geistlichen Ländern sind nur Pfaffen und Adel bedeutend: alle übrigen Menschenklassen werden wenig oder gar nicht in Anschlag gebracht. Daher sind auch just die geistlichen Länder an Ackerbau, Handel, Künsten und Wissenschaften die dürftigsten **). — In den Priesterländern vernichtet immer der Nachfolger, was der Vorfahrer darin aufgerichtet hat: Alles ist darin isolirt, Nichts hängt mit dem Ganzen zu dessen Vortheil zusammen; Nichts wird

---

*) Germanien, 1794.

**) Köln und Mainz, heißt es in der Vorrede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte für die politischen Vampyrs S. LXXXIV, wie vortheilhaft liegen sie; aber was sind beyde gegen Frankfurt! — Man lese da weiter, und man wird erstaunen über das Misverhältniß der geistlichen Staaten zu den übrigen des deutschen Staatskörkörpers, und dann sie wegwünschen, um durch die Schuld ihrer Vorsteher dereinst nicht wieder in einen Krieg geneckt zu werden, wie der ungeheure gegen Frankreich war.

zweckmäßig ausgeführt: fast Alles wird durch Nepotismus, Egoismus, Indolenz, Unwissenheit in der Regierungskunst, und durch Schwelgerey verdorben." — Man wird, sage ich, dieß alles hier bestätigt finden, und sehen, daß Mainz, durch das volle Maaß aller hier angeführten Fehler, der nöthigen Vertheidigungs-Anstalten und Mittel beraubt war; daß Eickemeyers Plane und dringende Vorstellungen wenig oder gar nicht geachtet wurden; daß eben dieser Mann, als damaliger Ingenieur-Obrist-Leutnant in Mainz, alles aufgebothen hat, diese wichtige Festung gegen den Anfall der Franzosen zu vertheidigen; aber umsonst, und daß es folglich dem General Cüstine nur ein Spielwerk war, Mainz ohne Belagerung oder Sturm, wie auch ohne alle Verrätherey, blos durch die Indolenz der Regierung, einzunehmen, und sich nun hier so festzusetzen, daß Deutschland noch lange Ach und Wehe darüber schreien wird. —

Doktor Bahrdt berichtet in seiner Lebensbeschreibung, daß einige Hallenser geglaubt haben, er besitze große Macht über die Geisterwelt, und könne Geister citiren, da er den Höllenzwang des D. Faust besitze. Eben dieses ist mir diesen Sommer begegnet. Ein Bauer kam zu mir, und sagte, daß er von jemanden geschickt sey, mich zu fragen, ob ich lateinisch verstünde und hebräisch le-

sen könnte, und ob ich wohl so gut seyn wollte, ihnen aus einem Buche Erklärungen zu machen, welches in diesen Sprachen geschrieben wäre. Ich bejahte das erste, und sagte dem Manne, daß er mir das Buch nur schicken oder bringen mögte; dann wollte ich schon sehen, ob ich es verstände oder nicht, und verstände ichs, so würde ich es gern erklären. Der Bauer war froh über meine Aeußerung, und schied mit der Versicherung, daß bald ein andrer Mann zu mir kommen würde.

Es kam auch wirklich ein solcher, aber ich war nicht zu Hause, als er nach mir gefragt hatte. Von ohngefähr erfuhr ich auf der Straße, daß ein Mann nach mir gefragt hätte, der ein rechter Hexenmeister seyn sollte. Ich ward neugierig, und ließ mir den Mann näher beschreiben. Da war es denn ein Kerl, der ehedem ein schönes Gut besessen hatte, in den besten Umständen, der aber durch Geistersehen, Schatzgraben und andre abgeschmackte Teufeleyen sich an den Bettelstab gebracht hatte. Nun hatte ich genug.

Zu Mittage kam der Mosjöh zu mir, und that sehr geheim, legte mir aber dieselben Fragen vor, die mir der Bauer schon vorgelegt hatte. Endlich holte er ein altes lateinisch-geschriebenes Buch aus der Tasche. Es handelte vom Geisterbeschwören, und war vielleicht die Clavicula Salomonis, oder Pa-

racelsi arcanum arcanorum seu magisterium philosophorum: der Titel fehlte. Er sagte mir, nachdem ich ihm einige Zeilen verdeutscht hatte, daß das rechte Buch über die Geistercitirung zu Eisenach liege, und daß ich mitgehen sollte: mein Weg würde mir gut bezahlt werden. Der Mann dauerte mich, und ich erklärte ihm in einem angemeßnen Sermon meinen Glauben über die Dinge aus der andern Welt; aber ich war nicht im Stande, ihn zu überzeugen. Er berief sich immer theils auf eigne, theils auf fremde Erfahrung, worauf ich freilich nichts erwidern konnte. Kurz, ich erklärte ihm, daß ich nicht mitgehen würde; und mein Mosjöh schied mit den Worten: „Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen!" — Ja wohl, ja wohl! dacht' ich, ließ ihn gehen, und reflektirte — auf mich.

Leztes Kapitel.

Plan für die Zukunft.

Aber es ist einmal Zeit, daß ich meine Lebensbeschreibung schließe. Ob ich sie auf immer schließe, weiß ich nicht: denn die Schicksale der Men-

schen, zumal von meiner Art, sind mit einer Nacht bedeckt, die keiner durchschaut; und da könnte es geschehen, daß ich in der Zukunft noch in Verhältnisse geriethe, deren Wiederwissen dem Publikum vielleicht wenigstens eben so interessant seyn mögte, als das, was ich bisher von mir erzählt habe. Aber wünschen will ich es nicht; und wohl schwerlich wird einer meiner gutmüthigen Leser mir es gönnen, daß ich abermals in eine Lage versezt werde, worin ein verwirbelnder Schlund der Dinge mich von neuem verschlinge.

Zu Halle lebe ich freilich an einem Orte, wo mir Manche nicht gut sind, und wo mich wohl dieser oder jener lieber in Nova Zembla oder auf dem Bau in einem finstern Kerker wissen mögte, als in einer erträglichen Wohnung: aber eben in Halle habe ich doch noch Freunde, die mir das Leben versüßen helfen. Die Verdienste meines rechtschaffnen Bispinks gegen mich habe ich dem Leser zum Theil erklärt, und was ich davon verschwiegen habe, wollte die Bescheidenheit des rechtschaffnen Mannes selbst verschwiegen wissen. Gern hätte er gesehen, wenn ich ganz und gar von ihm geschwiegen hätte: aber das konnte, sey es auch blos, um die Erzählung einiger meiner wichtigern Begebenheiten nicht ganz unvollständig zu lassen, auf keine Weise geschehen. Er ist noch gegen mich,

wie er immer war: nachsichtig gegen meine Fehler, und zurechtweisend, wenn er mich irren sieht. Er unterstüzt mich noch immer mit Rath und That, und ich kann in jedem Fall auf seinen thätigen Beystand rechnen. Ein solcher Freund allein ist schon hinlänglich, einen Ort uns angenehm zu machen, wo auch sonst noch so viel hämische Gesichter uns zublinzen.

Aber höchst undankbar würde ich gegen meine übrigen Freunde seyn, wenn ich ihrer hier nicht auch gedenken wollte. Schon seit 1782 kenne ich den gelehrten und braven Hrn. Büchling, von dessen aufrichtiger Freundschaft ich wiederholte Proben habe, die ich aber verschweige, weil ich befürchten muß, einen Mann zu beleidigen, der um so schäzbarer ist, mit je wenigerm Anspruch er sich vorführt. Es giebt Gelehrte, mit welchen man nur einmal sprechen darf, um gleich mit dem ganzen Umfang ihrer Kenntnisse und Verdienste bekannt zu werden; aber mit Hrn. Büchling darf man Monate umgehen, und man erfährt von ihm selbst gewiß nicht, daß er um die Philologie und Litteratur Verdienste habe, wie dieß doch seine Schriften ausweisen.

Meine übrigen Freunde in und um Halle nenne ich nicht; sie mögen aber, wenn sie dieses lesen,

versichert seyn, daß ich ihrer mit Achtung und Dankbarkeit ohne Aufhören gedenke.

Die Herren Akademiker der Hallischen Universität haben mir immer wohl gewollt, haben mir immer freundschaftlich begegnet, und keiner von ihnen hat mich jemals beleidiget. Dank dafür den gutmüthigen Jünglingen, der Hoffnung ihres Vaterlands und einst dessen Zierde! Mögten sie doch alle das Glück genießen, das ich ihnen von Herzen wünsche! Viele von denen, die ich hier gekannt habe, stehen in ansehnlichen Aemtern, und sind glücklich. Ich freue mich darüber, und es rührt mich immer, wenn ich höre, daß sie sich meiner noch im Besten erinnern. Nur wenige von meinen ehemaligen Hallischen Bekannten sind durch den Zusammenstoß disharmonischer Umstände unglücklich geworden: sie werden aber ihr böses Schicksal wenigstens so tragen, wie ich das Meine trage, und dann sind sie nicht ganz unglücklich.

Das gute Zutrauen, welches unsre Herren Akademiker zu meinen wenigen Kenntnissen haben, macht, daß sie meinen freilich wenig bedeutenden Unterricht sich gefallen lassen; und dieses macht wirklich, daß ich gern in Halle bin, wo ich eben darum wenigstens nicht ganz unbrauchbar bleiben kann. Bisher habe ich freilich noch immer nicht recht gewußt, ob ich in Halle bleiben würde; und

eben daher war mein Unterricht auch niemals so beschaffen, wie er hätte seyn können, und wie er nach meiner eignen Einsicht hätte seyn sollen. Es wird auch wirklich eine sehr lange Uebung erfodert, um unterscheiden zu lernen, was bey einem Unterrichte wesentlich ist, und nicht ist, und was man eigentlich selbst wissen müsse, um Andere in dieser oder jener Disciplin fortzuhelfen. Läßt man dieß aus der Acht, so läuft man Gefahr, wirklich nothwendige Dinge für Kleinigkeiten oder gar für Nebendinge zu halten, und umgekehrt.

Ich glaube diesen Unterschied aus langer Erfahrung gelernt zu haben, und werde mich in Zukunft bemühen, meinen Unterricht ganz danach einzurichten. Ich bin auch sicher genug, daß es mir, so lange ich in Halle und bey Kräften seyn werde, nicht an Gelegenheit fehlen wird, den Herren Studenten — denn sonst lehre ich keinen — durch meine geringen Kenntniße nützlich zu werden. — Ich kann nicht läugnen, daß mir der Ton der Studenten immer anhängt, und daß es mir beynahe unmöglich geworden ist, ihn jemals ganz abzulegen. Ich lebe und webe schon länger als zwanzig Jahre unter Studenten, denn auch als Soldat ging ich fast nur mit Studenten um. Auf diese Art ist mir der Studenten-Ton, so zu sagen, zur andern Natur geworden. Um indeß, als Lehrer

der Sprachen, nicht selbst gegen das Edle oder Schickliche in irgend einer Sprache aufzustoßen, werde ich mich bemühen, den Studenten-Ton da zu vermeiden, wo er barbarisch, steif, abgeschmackt oder kindisch ist. Affektiren aber werde ich nimmermehr den feinern Ton, der eben, weil er affektirt wäre, mich schlecht kleiden würde.

Unter den Hallischen Bürgern giebt es manchen braven Mann, der mein Freund ist. Die hallische Bürgerschaft besteht gewiß aus Leuten, mit denen es sich gut umgehen läßt, im allgemeinen nämlich: denn daß mancher Wicht und mancher Taugenichts unter ihnen stecke, ist hier, wie in jeder großen Stadt, unvermeidlich. Der Umgang mit Bürgern auf den Kellern besonders auf dem Universitätskeller, auf dem Mail, dem Grünen-Hof und an andern Orten hat mir manches Vergnügen und manche frohe Stunde gemacht. Die Leute sind größtentheils jovialisch und haben ganz gesunde Einfälle. In ihrer Gesellschaft ist — wenigstens für mich — mehr ungezwungene, mannigfaltige, innige Unterhaltung, als in den Zusammenkünften der sogenannten Honoratioren, wo man, um nicht vor Langerweile zu sterben, oft gezwungen ist, Gesellschaftsspiele anzustellen, oder einen Zeitvertreib zu wählen, der nicht elender kann erdacht werden. Man lese nur Dreysigs Buch über die Gesell-

schaftsspiele; und versuche, ob man es ohne Eckel nur lesen könne.

Ein hiesiger Herr, dem es weder an Gelehrsamkeit noch an Titel, noch an Vermögen fehlt, um sich in vornehmern Cirkeln zu zeigen, geht fleißig in die Gesellschaften der Bürger, und trinkt sein Glas Breyhan mit ihnen, mir nichts dir nichts. Die von seinem Stande formalisiren sich freilich darüber; aber wenn dieser Herr sonst nicht lächerliche Fehler an sich hätte, so wäre dieser zu verzeihen: es wäre vielmehr kein Fehler. Peter der Große trank seinen Schnapps nirgends lieber als in Gesellschaft von Schmieden, Zimmerleuten, Maurern und andern Handwerkern, mit welchen er sich vom Handwerk unterhielt. Freilich ist weder der genannte Herr, noch ich, ein Peter der Große: aber er, wie ich, haben unsere guten Gründe, auch den Bürger-Aristokratismus fahren zu lassen; und ich befinde mich dabey besser, wenigstens behaglicher.

Aus dem Angeführten schließen meine Leser gewiß, daß Halle viel angenehmes für mich habe, und daß ich wünschen könne, hier meine künftige Lebenszeit zuzubringen. Ich finde zwar mit allem Anstrengen meines Kopfes keinen Plan, nach welchem ich mir eine solide Aussicht in die Zukunft verschaffen könnte: aber da so viele Menschen ohne

ganz sichere Plane doch ruhig leben, ja, da selbst die aufs beste angelegten Plane oft unversehens scheitern, so ist das eben kein großes Uebel. Indessen muß ich doch endlich einmal einen Plan anlegen, der vernünftig und in der Ausführung leicht sey, und dieser ist kürzlich folgender.

Ich werde alle Ideen, von irgend jemanden aus hohem Stande unterstüzt oder befördert zu werden, geradezu aufgeben: denn der einzige Große, welcher sich meiner — auch schon jezt — hätte annehmen können, der preußische Kronprinz, hat, wie es scheint, meine Dienste nicht nach ihrem innern Werthe, sondern nach ihrem Erfolg gemessen, und nimmt sich meiner nicht an. Sollten andere Große, die ich nicht so kenne, die mir nichts versprachen, und für die ich mein Leben nicht in die Schanze schlug, wohl mehr für mich thun? Und gesezt, es wollte irgend ein Großer auf mich Rücksicht nehmen, so würden wohl auch wieder Einige ein Interesse daran finden, den guten Willen des Großen zu vereiteln. Also von dieser Seite habe ich nichts zu hoffen, mag auch von daher weiterhin nichts hoffen. Ich sehe jezt ein, daß Hr. Bispink recht hat:

Alterius non sit, qui suus esse potest.

Meine Arbeit im Unterrichten kann mich nähren, und in Zukunft soll sie mich nähren. Ich

gestehe es, daß ich mich schäme, manche ganze Woche lang nichts gethan zu haben, da ich doch hätte arbeiten sollen, und mit Vergnügen und Ruhe der Seele hätte arbeiten können. Ich verdiente also nichts, und da ich mein verdientes Geld immer zersplitterte, und also immer wieder Geld nöthig hatte, so war ich nicht selten gezwungen, den oder jenen ohne Noth zu beschweren. Dieser Misbrauch der Zeit, der Freundschaft und des Zutrauens soll nicht mehr statt finden, und in Zukunft sollen alle angefangne Stunden ununterbrochen fortgesezt, so wie andere Arbeiten richtig geliefert werden.

Der bevorstehende Winter wird mir hiezu die besten Dienste leisten: denn einmal ist man im Winter zum Studieren aufgelegter, als in den heißen Sommertagen, und dann ist die im Sommer so häufige und tägliche Zerstreuung lange nicht so stark im Winter. Im Sommer büßet der Hallische Student gar zu viel Zeit ein durch das für die Hallische Universität so fatale und schädliche Lauchstädt: er läuft oft auf die Dörfer und sizt als ein immarginirtes Schaugericht zu halben Tagen in den Gevatterbuden. Im Winter fällt das meist alle weg; also habe ich diesen Winter Gele-

genheit, den Plan, fleißig und arbeitsam zu seyn, wie sich's gebührt, auszuführen.

Um in Absicht der Oekonomie aufs reine zu kommen, habe ich das oben genannte Mädchen zur Frau genommen. Ich war ihr einmal herzlich gut, ob ich gleich nichts von jenem Feuer empfunden habe, das mich ehedem gegen meine Therese durchglühte. Und dann hat sie, wie es mir vorkömmt, alle Eigenschaften, die einen von meiner Art glücklich machen können.

Meinen gelehrten Lesern fällt vielleicht hier der Spruch des Juvenalis ein:

Stulta maritali jam porrigit ora capistro: aber ich habe mich zu allen Zeiten mit einem capistrum besser befunden, als ohne capistrum. Es wird mich freilich gereuen, diesen Schritt gethan zu haben; aber wo ist der Mann, den es nie gereuet hat, eine Frau genommen zu haben! Wenn nur die Freude, es gethan zu haben, größer ist, als die Reue! — Meine Hanne wird wenigstens das thun, was ich bisher nicht konnte, — mein Verdientes zu Rathe halten, und dadurch es mir möglich machen, meine noch übrigen Tage ruhig und bequem auszuleben.

Außer den Lectionen und Repetitionen über meine Institutiones Theologiae dogmaticae — werde ich zum Behufe unsrer jungen Theologen meinen

Unterricht in der hebräischen Sprache fortsetzen. Man glaubt fälschlich, daß diese alte ehrwürdige und einem Theologen durchaus nothwendige Sprache schwer und eckelhaft sey. Dieses Vorurtheil macht auch, daß nur wenige sie treiben, und daß die, welche sie müssen treiben, so wenig darinn fortschreiten. Ich bin überzeugt durch Erfahrung, daß vier oder fünf Monate guten Unterrichts hinreichen, einen jungen Menschen in den Stand zu setzen, das alte Testament, sofern es hebräisch ist, mit Zuziehung der nöthigen Hülfsmittel, in der Grundsprache zu lesen.

Was die grammatikalischen Dinge betrifft, welche sonst jeden abschrecken, so habe ich, nachdem ich sie so oft und nach so verschiednen Grammatiken, nach Danz, Steinersdorf, Hetzel, Güte, Alting, der Marchica u. a. m. habe lehren müssen, endlich eine ganz neue und leichte Art gefunden, alle nöthige Regeln von der Veränderung der Punkte in einer Stunde, und die ganze Lehre de verbis anomalis oder imperfectis in vier Stunden vollkommen begreiflich zu machen. Ich bin im Stande, in einem Monate jemanden, der nur lesen kann, die Grammatik so beyzubringen, daß er sich bey der Analyse und beym kursorischen Lesen selbst helfen kann.

Ich glaube nicht, daß irgend ein Leser diese Versicherung für Großsprecherey halten werde. Sie müssen ja in meiner Geschichte hinlänglich gesehn haben, daß ich von aller Prätension weit enfernt bin, und daß ich daher mich nicht selbst rühme, wenn ich versichere, daß ich diese oder jene Sache dem Lernenden zu erleichtern wisse. Diejenigen, welche ich im Hebräischen bis jezt unterrichtet habe, sind meine Zeugen, und sie versichern alle, daß ich es ihnen viel leichter mache als andere Docenten: und in Zukunft soll es in dieser Hinsicht gewiß noch besser werden.

Die lateinische, griechische, französische und italiänische Sprache lehre ich auch, und zwar so, daß ich meinen Scholaren Genüge leiste, und bin recht froh, wenn ich sehe, daß sie merklich darin vorankommen.

Zu meiner Stubenarbeit auf den Winter, habe ich das schon hie und da in diesem Werke genannte Leben des Marki von Vilencon, eines französischen Emigranten, und die Annalen der Universität zu Schilda bestimmt. Der Name Vilencon ist zwar erdichtet; aber was ich meinen Marki verüben lasse, haben die französischen Emigranten gewiß auch verübt. Da ich diese Leutchen nahe genug kenne, so bin ich auch im Stande, einen Emigranten nach dem Le-

ben zu schildern. Man wird also eine tragisch-komische und komisch-tragische Geschichte eines französischen Markis lesen, und schauen: wie der Herr sich in seinem Vaterlande benahm gegen die Bürger-Kanalje, den Landmann, das schöne Geschlecht, und gegen Priester und Religion; ferner: wie er nach seinem Abzuge aus Frankreich es trieb als Offizier, Landstreicher, Günstling eines deutschen Duodez-Monarchen, als Ehebrecher, Schullehrer, Wechselschmid, Matrose, und Pittianer ꝛc. ꝛc. Ich hoffe, das Ding soll dem Leser schon gefallen.

Die Annalen der Universität zu Schilda haben zum Zweck die lächerlichen und läppischen Alfanzereyen und Thorheiten, welche allen Universitäten in reichem Maaße noch anhängen, ins gehörige Licht zu stellen. Ich kenne wahrlich die Akademien so gut, als sie einer kennt, und weiß den Schnickschack von jeder Seite aus Erfahrung zu würdigen. Den Gnoten und ihren Innungen mag man immerhin die Lappalien lassen: Gnoten sind ja dafür Gnoten, daß sie mit Gunst alles thun müssen! Aber da man auf den Universitäten — blos um des leidigen Geldes wegen — troz der gelehrten Schreiberey über die Schädlichkeit der Monopolien, und die Schande und den Nachtheil des Egoismus, dennoch so viele durch-

aus schädliche Narrheiten fortdauern läßt, so ist es schon recht, daß man wenigstens dem jovialischen Publikum ein Buch in die Hände giebt, bey dem es über die elenden Possen, ich meyne über die Doktor- und Magister-Promotionen und Disputationen, über die akademische Examina, über akademische Justiz, Polizey und dergleichen lachen und den Plunder verachten könne.

Gewisse Herren auf gewissen Universitäten werden zwar über mein Conterfey schimpfen, um so ärger, da Einige von ihnen sich vielleicht getroffen finden werden; aber die übrigen Leser, hoffe ich, werden mir es Dank wissen, wenn ich sie mit den Auswüchsen und der Barbarey der gelehrten Handwerks-Innungen und Musen-Herbergen bekannt mache. — Daß in diesem Werkchen viel läppisches Zeug, läppische Dialogen, Handlungen, Verordnungen, Widersprüche, Professoren ohne Professur, Studenten ohne Studien und dergleichen vorkommen werden, versteht sich von selbst: es ist ja ein Jahrbuch einer Universität!

Eben jezt arbeite ich an der Lebensgeschichte des vor drey Jahren verstorbenen Rheingrafen Carl Magnus von Grehweiler. Diese Geschichte ist ein derber Beytrag zur Geschichte des Despotismus unsrer deutschen Duodez-Monarchen, welche es weit ärger treiben, als unsre Monarchen in Fo-

lio oder in Quart. Ein Monarch in Folio begeht zwar auch oft Thorheiten in Folio, wie unter andern die Beschwerden und die Reichs-Conclusa über die Begebenheiten des gegenwärtigen Kriegs beweisen; aber er rekolligirt sich: denn er hat Mittel, das Schlechtgemachte zu verbessern. Aber ein Duodezmonarch fährt in seiner Thorheit immer fort, und fällt immer tiefer, weil es ihm unmöglich wird, die einmal gemachten dummen Streiche wieder gut zu machen, und weil er übrigens zu stolz ist, seinen Fehler durch Besserung zu bekennen, und überhaupt endlich vernünftig zu werden. So ein Monarch war der Rheingraf, Carl Magnus, dessen Geschichte meinen Lesern gewiß behagen wird. Ich bearbeite sie nach dem, was ich selbst darüber weiß, und was Moser und andere Publicisten aktenmäßig davon haben. Sie wird handgreiflich zeigen, warum so viele Unterthanen in der Rheingegend mit ihrer Regierung äußerst unzufrieden waren, und den Franzosen so schnell, fest und häufig anhingen. Dieß kann ähnliche Regierungen witzigen, und ähnliche Vorfälle für die Zukunft verhüten helfen.

Ich bin bey der Erklärung meiner Beschäftigungen absichtlich weitläufiger gewesen, als man vielleicht erwartet hat. Ich muß voraussetzen, daß ich meine Leser interessire; sonst hätten sie nicht

fünf Bände meiner Begebenheiten durchgelesen. Also muß es ihnen auch angenehm seyn, zu erfahren, wie Meister Laukhard, von dem sie nun, und vielleicht auf immer, Abschied nehmen, in der Zukunft zu leben gedenke. Ich hoffe, die meisten meiner Leser werden mir es gönnen, wenn's mir endlich einmal wohl geht, und eben daher glaube ich auch, daß sie den mit Vernunft und Ueberlegung angelegten Plan gewiß nicht misbilligen werden. Wüßte ich es besser zu machen, so würde ich es thun; aber ich weiß jezt kein besseres Mittel, mir eine ruhige Subsistenz zu verschaffen. Ob ich aber meine Ruhe je ganz wieder erhalten werde, ist eine Frage, die ich mir nicht getraue, zu bejahen. Auf mich lasten zu viel Vergehungen, zu viel dumme Streiche, deren Rückerinnerung mit Bitterkeit verbunden ist, und die mir, wegen meines zähen und treuen Gedächtnisses, oft lebhaft vorkommen, und mir mein Daseyn verkümmern, wenigstens so lange der lebhafte Eindruck davon anhält. Das ist freilich, ich fühle es tief, die natürlichste Folge der Sünde, welche nicht ausbleiben kann, und die auch kein Gott wegschaffen kann. Solche Strafen währen auch ewig, d. i. so lange die Seele ihr Erinnerungsvermögen behält. Ich werde zu seiner Zeit über diese Materie, wovon ich so traurige Erfahrungen selbst längst gemacht habe und täglich noch

mache, eine Abhandlung schreiben, welche auf einen noch nicht völlig verdorbenen Menschen gewiß weit stärker wirken muß, als alle Predigten über die Ewigkeit der Höllenstrafen.

Nun aber will ich mit der Erzählung meiner Begebenheiten aufhören. Finde ich dereinst, daß ich etwas Wichtiges übergangen bin, oder schickt mir der Adjutant Meier Bemerkungen und Berichtigungen, die der öffentlichen Bekanntmachung werth sind: so ist ein Nachtrag bald geliefert.

Mit meinen Recensenten mag ich hier nicht hadern; ich weiß, daß Mancher durch seine Lage gehindert wird, meine Schreiberey so zu würdigen, wie seine Einsicht es sonst wohl fodern mögte. Ich denke an die rara temporum felicitas des Tacitus, und würde mich freuen, wenn ich nur nicht zur Unzeit oder zur Ungebühr frey heraus schrieb, was ich — nach der Indikation der Zeit und der Begebenheiten — empfand und dachte.

Sie aber, meine jungen Leser, Sie bitte ich recht angelegentlich, lesen Sie ja den Beschluß im zweyten Bande dieser Lebensgeschichte. Ueberdenken Sie meine Verirrungen recht aufmerksam, gehen Sie auf deren Ursprung und Folge zurück; und ich bin versichert, meine Begebenhei-

ten werden Ihnen zur Warnung dienen, mehr, denn hundert Romane.

Sie übrigens, meine Leser alle, die Sie mir wohlwollen, fahren Sie fort, billig und nachsichtig über mich zu urtheilen; und dann möge alles Gute Ihnen zu Theil werden, welches das rechte Glück der Menschen ausmacht. Ueber meine Feinde werde ich lachen, wenn es Menschenkinder sind, wie ein Magister Weitmaul, ein Curtius Rufus, ein Latus, ein Varena; sind es aber Männer von Verdienst und Gelehrsamkeit, — je nun, so kann ich nichts anders thun, als den Widerspruch der Moral und der menschlichen Natur bedauern. Wehe mir, daß es außer diesen, noch Menschen in der Welt giebt, wie Dentzel, und Laubadere, bey deren Andenken mich ewig schaudern muß! — Leben Sie wohl, meine lieben Leser!

Ende.

Verbesserung der Druckfehler:

Seite	4	Zeile	7:	schön für schon.
—	7	—	lezte:	eine schlimme.
—	16	—	5:	revolutionnärer.
—	27	—	13:	Vanae.
—	145	—	21:	redeten.
—	157	—	1:	Eickemeyer.

XX (6 Bde) VII.86
I.87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laukhard, Friedrich Christian, 1757-1822

F. C. Laukhards, vorzeiten Magisters der Philosophie, und jetzt Musketiers unter dem von Thaddenschen Regiment zu Halle, Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge herausgegeben. Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in
Bd.: 4,2,2.

Halle 1797

Biogr. 607 f-4,2,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064518-2
VD18 90084233